Dürtzen
Schullehrer
Daniel.
Vorbringt

Diderot's

Romane und Erzählungen.

Deutsch

von

A. Mecklenburg.

Inhalt:

Die beiden Freunde von Bourbonne. — Die Geschichte des Doctor Gardeil und des Fräuleins de la Chaux. — Die Nonne.

Berlin,
Verlag von Albert Eichhoff.
1866.

Die beiden Freunde von Bourbonne.

Zwei Männer lebten unter uns, welche man den Orestes und den Pylades von Bourbonne nennen konnte. Der Eine hieß Olivier, der Andere Felix. Sie waren an demselben Tage, in demselben Hause und von zwei Schwestern geboren; dieselbe Mutterbrust hatte sie genährt; denn da die eine der Mütter im Wochenbette gestorben war, so übernahm die andere die Sorge für beide Kinder. Sie waren zusammen erzogen worden, und hatten sich stets von den Anderen fern gehalten: ihre gegenseitige Liebe war, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, vollkommen Eins mit ihrem Dasein, ihrem Leben; sie fühlten dies in jedem Augenblicke, hatten es sich aber vielleicht niemals gesagt. Felix bildete sich etwas darauf ein, ein großer Schwimmer zu sein, wäre dabei aber einst fast ertrunken. Olivier hatte ihm damals das Leben gerettet, und keiner von Beiden dachte weiter an diesen Vorfall. Hundertmal hatte Felix den Freund aus verdrießlichen Abenteuern gezogen, in welche diesen sein ungestümer Charakter verwickelt hatte, niemals war es Letzterem eingefallen, ihm dafür zu danken: sie kehrten nach dergleichen Ereignissen ruhig mit einander heim, ohne ein Wort weiter zu wechseln oder indem sie sich von ganz anderen Dingen unterhielten.

Als sie das militärpflichtige Alter erreicht hatten, und beim Loosen die erste verhängnißvolle Nummer auf Felix gefallen war, sagte Olivier: „Die folgende ist für mich.“ So genügten sie ihrer Dienstpflicht und kehrten sodann in ihre Heimath zurück, ohne daß ich indeß mit Zuverlässigkeit versichern könnte, ob sie einander noch theuerer geworden waren als vorher; denn, lieber Bruder, während gegenseitige Wohlthaten die auf Reflexion beruhenden Freund-

schaftsbündnisse zu befestigen pflegen, üben sie vielleicht gar keinen Einfluß auf diejenige Art der Freundschaft, welche ich die sinnlich-häusliche nennen möchte. Während ihres Soldatenlebens wurde Olivier in einem Scharmützel durch einen Säbelhieb bedroht, welcher ihm unfehlbar den Schädel gespalten haben würde, wenn sich Felix nicht maschinenmäßig dem Streiche entgegen geworfen hätte. Er trug eine Schmarre im Gesichte davon, und man behauptet, er sei auf diese Wunde stolz gewesen, was ich für meinen Theil freilich bezweifeln muß. Bei Hastenbeck*) hingegen hatte er wieder Jenen unter Leichenhügeln aufgesucht, noch athmend gefunden und dem Leben wiedergegeben. Befragte man sie, so äußerten sie sich wohl bisweilen über die Hilfsleistungen, welche sie von einander empfangen, niemals aber über diejenigen, welche sie einander erwiesen hatten. Olivier sprach von Felix, Felix von Olivier, immer aber, ohne sich gegenseitig zu loben. Einige Zeit nach ihrer Rückkehr in die Heimath verliebten sie sich, und der Zufall wollte, daß Beide dasselbe Mädchen liebten. Von Nebenbuhlerschaft war zwischen ihnen keine Rede; denn derjenige, welcher zuerst die Leidenschaft seines Freundes bemerkte, zog sich zurück: dies war Felix. Olivier heirathete, und Felix, lebensüberdrüssig, ohne selber zu wissen weshalb, stürzte sich in allerlei gefährliche Unternehmungen; zuletzt ergriff er das Gewerbe eines Schleichhändlers.**) Du wirst wissen, lieber Bruder, daß es in Frankreich vier Tribunale giebt, welche über Schleichhändler richten: zu Caen, zu Rheims, zu Valence und zu Toulouse, und daß das strengste von allen vieren das zu Rheims ist, welchem ein gewisser Coleau präsidirt, die grausamste Menschenseele, welche die Natur jemals gebildet hat. Felix wurde mit den Waffen in der Hand ergriffen, vor den schrecklichen Coleau geführt und, wie fünfhundert Andere vor ihm, zum Tode verurtheilt. Olivier vernahm, welches Schicksal seinem Freunde bevorstand. In einer Nacht erhebt er sich von der Seite seines Weibes und be-

---

*) Diese Schlacht fand am 26. Juli 1757 statt und wurde vom Marschall d'Estrée gegen den Herzog von Cumberland gewonnen.

**) Bourbonne, damals Hauptort einer Subdelegation, lag auf der Grenze der Campagne, Lothringens und der Franche-Comté, und es wurde daselbst ein ausgedehnter Schleichhandel getrieben.

giebt sich, ohne ihr ein Wort zu sagen, nach Rheims. Hier wendet er sich an den Richter Coleau, wirft sich ihm zu Füßen und bittet um die Vergünstigung, Felix sehen und umarmen zu dürfen. Coleau wirft einen Blick auf ihn, schweigt einen Augenblick und bedeutet ihm durch ein Zeichen, sich niederzulassen. Olivier setzte sich. Nach Verlauf einer halben Stunde zieht Coleau seine Uhr und sagt zu Olivier: „Wenn Du Deinen Freund noch lebendig sehen und umarmen willst, so beeile Dich, denn er ist schon auf dem Wege; und wenn meine Uhr richtig geht, so wird er binnen zehn Minuten gehängt sein.“ Da springt Olivier, wahnsinnig vor Wuth, auf, versetzt mit seinem Stocke dem Richter Coleau einen furchtbaren Schlag, welcher denselben beinahe todt niederstreckt, stürzt hinaus, langt auf dem Platze an, schreit, führt gewaltige Streiche auf den Henker, die Gerichtspersonen und bringt das ohnehin über diese Hinrichtungen unwillige Volk in Aufruhr. Steine beginnen zu fliegen, Felix sieht sich plötzlich befreit und entflieht. Dann denkt auch Olivier an sein eigenes Heil. Allein ein Soldat von der Polizeiwache hat ihm, ohne daß er selber es gemerkt, einen Bajonnetstich in die Hüfte versetzt. So erreicht er das Stadtthor und vermag nicht, sich weiter zu schleppen. Mitleidige Fuhrleute werfen ihn auf ihren Karren und setzen ihn vor der Thür seines Wohnhauses ab, wenige Augenblicke, bevor er den letzten Athemzug thut. Es blieb ihm gerade noch Zeit genug, um zu seinem Weibe zu sagen: „Frau, komm her, daß ich Dich noch einmal umarme; ich sterbe, aber der Balafré*) ist gerettet.“

Eines Abends, als wir nach unserer Gewohnheit einen Spaziergang machten, sahen wir vor einer strohgedeckten Hütte eine hochgewachsene Frau stehen, zu deren Füßen vier kleine Kinder spielten. Ihre traurige, unbewegliche Haltung zog unsere Aufmerksamkeit auf sich, und bald fesselte die unsere auch die ihrige. Nach einem kurzen Schweigen redete sie uns an: „Da sind vier kleine Kinder; ich bin ihre Mutter und habe keinen Mann mehr.“ — Diese stolze Weise, das Mitleid zu erregen, war vollkommen dazu angethan, uns zu rühren. Wir boten ihr unsern Beistand an, welchen sie eben so dankbar wie würdevoll annahm, und bei dieser

*) D. i. der eine Schmarre im Gesicht trägt.

Veranlassung erfuhren wir aus ihrem Munde die Geschichte ihres Gatten Olivier und seines Freundes Felix. Wir haben uns für sie verwendet, und ich darf hoffen, daß unsere Empfehlung ihr nicht nutzlos gewesen sein wird. Du siehst, lieber Bruder, daß Seelengröße und hohe Eigenschaften in allen Ständen und in jedem Lande gefunden werden; daß Mancher in unbekannter Dunkelheit stirbt, dem nur ein anderer Schauplatz gefehlt hat, und daß man nicht bis zu den Irokesen zu gehen braucht, um zwei Freunde zu finden.

Zur Zeit, als der Räuber Testalunga mit seiner Bande Sicilien unsicher machte, gerieth dessen Freund und Vertrauter, Romano, in Gefangenschaft. Er war Testalunga's Lieutenant und Kampfgenosse. Nun wurde auch der Vater eben dieses Romano wegen Verbrechen verhaftet und eingekerkert, und man verhieß ihm Begnadigung und Freilassung, wenn Romano sich dazu verstehen wollte, seinen Hauptmann Testalunga zu verrathen und auszuliefern. Der Kampf zwischen der Kindesliebe und der geschworenen Freundschaft war heftig. Doch der alte Romano überredete seinen Sohn, der Freundschaft den Vorzug zu geben, da er sich schämte, das Leben einem Verrathe zu verdanken. Romano fügte sich dem Willen seines Vaters, und dieser starb unter den Händen des Henkers; dem Sohne aber vermochten selbst die grausamsten Martern niemals die Angabe seiner Mitschuldigen zu entreißen.

Du hast zu erfahren gewünscht, lieber Bruder, was aus Felix geworden sei. Es ist dies eine so natürliche Neugier, und deren Grund so lobenswerth, daß wir uns einigermaßen einen Vorwurf daraus machen, sie nicht selber verspürt zu haben. Um diesen Fehler wieder gut zu machen, haben wir anfänglich an Herrn Papin gedacht, den Doctor der Theologie und Pfarrer zu St. Marien in Bourbonne. Mama hat sich indeß anders bedacht, und wir haben es vorgezogen, uns an den Subdelegaten Aubert zu wenden, einen gutmüthigen, gar offenherzigen Mann, welcher uns denn auch die nachfolgenden Mittheilungen gesandt hat, auf deren Wahrhaftigkeit Du sicher bauen darfst.

„Der in Rede stehende Felix lebt noch. Den Händen der Gerechtigkeit entronnen, warf er sich in die Wälder der Provinz, deren

heimliche Pfade und Schlupfwinkel er früher bei seinem Schleichhändlergewerbe kennen gelernt hatte, und suchte sich allmälig der Wohnung seines Freundes Olivier zu nähern, dessen Schicksal ihm unbekannt geblieben war.

„In der Tiefe eines Waldes, welchen sie zuweilen für ihre Spaziergänge auswählten, wohnte ein Köhler, dessen Hütte Leuten dieser Gattung eine Zufluchtsstätte bot, während sie zugleich die Niederlage ihrer Waaren und ihrer Waffen war. Dahin begab sich Felix, freilich nicht ohne dringende Gefahr, in die Schlingen der berittenen Polizeiwache zu fallen, welche ihm auf dem Fuße folgte. Einige seiner Genossen hatten die Kunde von seiner Einkerkerung zu Rheims in eben diese Hütte gebracht, und der Köhler und die Köhlerin glaubten ihn schon hingerichtet, als er plötzlich vor ihnen erschien.

„Ich will Ihnen die Sache erzählen, wie ich sie von der Köhlerin, welche vor nicht langer Zeit hier verstorben ist, gehört habe.

„Die Ersten, welche seiner ansichtig wurden, waren ihre in der Nachbarschaft der Hütte umherstreifenden Kinder; und während er sich liebkosend mit dem jüngsten, dessen Pathe er war, beschäftigte, stürmten die übrigen unter dem Rufe: „„Felix! Felix!"" in die Hütte. Mit demselben Freudenrufe eilten ihre Eltern heraus. Allein Ermüdung und Entbehrungen hatten den Unglücklichen dermaßen erschöpft, daß er nicht einmal die Kraft hatte, zu antworten, sondern ihnen fast ohnmächtig in die Arme sank.

„Die gutherzigen Menschen standen ihm bei, so gut sie konnten; sie reichten ihm Brod, Wein, etwas Gemüse: er aß und versank in einen tiefen Schlaf.

„Als er erwachte, war sein erstes Wort: „„Olivier! Kinder, wisset Ihr nichts von Olivier?"" — „Nein!" antworteten sie. Nun erzählte er ihnen das Abenteuer in Rheims und brachte dann die Nacht und den folgenden Tag bei ihnen zu. Er seufzte und murmelte unablässig den Namen Olivier; er glaubte ihn im Kerker zu Rheims; er wollte dorthin eilen; er wollte gemeinschaftlich mit ihm sterben; und nur mit Mühe konnten der Köhler und sein Weib ihn von diesem Vorhaben ablenken. —

„Gegen die Mitte der zweiten Nacht bewaffnete er sich mit einer Flinte, nahm einen Säbel unter den Arm und wandte sich

mit leiser Stimme an den Köhler: „„Köhler!““ — „Felix!“ — „„Nimm Deine Axt und laß uns gehen.““ — „Wohin?“ — „„Welche Frage! Zu Olivier.““ Sie machen sich auf den Weg. Aber kaum haben sie den Wald verlassen, als sie sich von einer Abtheilung der berittenen Polizeiwache umzingelt sehen.

„Ich kann mich in diesem Punkte nur auf die Mittheilungen der Köhlerin berufen, wenn gleich es immerhin unerhört bleibt, daß zwei Männer zu Fuße gegen eine Anzahl von etwa zwanzig Berittenen haben Stand halten können. Wahrscheinlich waren diese Letzteren zerstreut und wollten sich überdies ihrer Beute lebendig bemächtigen. Dem sei indeß, wie ihm wolle, jedenfalls war der Kampf sehr heiß: fünf Pferde wurden verstümmelt und sieben Reiter mit der Axt oder dem Säbel zu Boden geschlagen. Aber auch der arme Köhler blieb todt auf dem Platze; eine Kugel hatte ihm die Schläfe durchbohrt. Felix erreichte glücklich den Wald wieder, und da er eine unglaubliche Gewandtheit besitzt, so lief er von einem Orte zum andern, lud seine Flinte und schoß unaufhörlich, ohne seinen Lauf zu unterbrechen, indem er gleichzeitig ein gellendes Pfeifen ertönen ließ. Dieses Pfeifen und diese in verschiedenen Zwischenräumen und von verschiedenen Seiten abgefeuerten Schüsse erregten in den Reitern der Polizeiwache die Besorgniß, sie möchten es mit einer ganzen Bande von Schleichhändlern zu thun haben, und sie zogen sich deshalb schleunigst zurück.

„Sobald Felix sich davon überzeugt hatte, daß sie verschwunden waren, kehrte er auf den Kampfplatz zurück, lud den Leichnam des Köhlers auf seine Schultern und schlug den Weg nach der Hütte ein, wo die Köhlerin und ihre Kinder noch in tiefem Schlafe lagen. An der Thür macht er Halt, streckt den Todten zu seinen Füßen aus und setzt sich neben demselben nieder, den Rücken gegen einen Baum gelehnt und das Gesicht dem Eingang der Hütte zugewandt. Dies war der Anblick, welcher die Köhlerin beim Ausgange aus ihrer ärmlichen Behausung erwartete.

„Sie erwacht endlich und findet ihren Mann nicht an ihrer Seite; sie sucht Felix mit den Augen: auch von diesem keine Spur. Sie erhebt sich, tritt hinaus, sieht, stößt einen Schrei aus und stürzt rücklings zu Boden. Ihre Kinder laufen herbei, sehen, was geschehen ist, und erheben ein lautes Geschrei; sie stürzen sich auf

ihren Vater, sie stürzen sich auf ihre Mutter. Durch das Getümmel und das Geschrei ihrer Kinder wird die Köhlerin endlich wieder zum Bewußtsein zurückgerufen; sie rauft sich die Haare aus, mit ihren Nägeln zerfleischt sie sich die Wangen.

„Mit geschlossenen Augen und zurückgelehntem Kopfe verharrte Felix während dieser Jammerscenen unbeweglich am Fuße seines Baumes und murmelte nur mit erloschener Stimme: „„Tödtet mich!““ Einige Augenblicke herrschte tiefes Schweigen; dann brachen der Schmerz und das herzzerreißende Geschrei von Neuem aus, und Felix wiederholte: „„Tödtet mich! Kinder, seid barmherzig und tödtet mich!““

„So brachten sie drei Tage und drei Nächte unter Wehklagen zu. Am vierten Tage sagte Felix zur Köhlerin: „„Weib, nimm Deinen Quersack, lege Brod hinein und folge mir.““ Auf einem weiten Umwege durch unsere Berge und Wälder gelangen sie zu Olivier's Hause, welches, wie Sie wissen, am äußersten Ende des Fleckens liegt, und zwar gerade da, wo sich die Landstraße in die beiden Straßen nach der Franche-Comté und nach Lothringen theilt.

„Hier erst sollte Felix Kunde erhalten von Olivier's Tode und sich zwischen den Wittwen zweier Männer erblicken, welche um seinetwillen hingemordet worden waren. Er tritt ein und richtet an Olivier's Frau die hastige Frage: „„Wo ist Olivier?““ An dem Schweigen dieser Frau, an ihren Trauerkleidern, an ihren Thränen erkannte er, daß Olivier nicht mehr war. Die Besinnung verließ ihn; er sank nieder und verletzte sich den Kopf an dem scharfen Rande eines Backtrogs. Die beiden Wittwen richteten ihn auf; sie wurden von seinem Blute überströmt; und während sie sich bemühten, dasselbe mit ihren Schürzen zu stillen, sagte er zu ihnen: „„Und Ihr seid ihre Frauen, und Ihr leistet mir Beistand!““ Dann wurde er ohnmächtig, und als er wieder zu sich kam, sagte er unter schmerzlichem Seufzen: „„Warum ließ er mich nicht dort? Warum mußte er nach Rheims kommen? Warum hat man ihn dahin gehen lassen?““...... Darauf gerieth er in wilde Phantasien; ein Wuthanfall kam über ihn: er stürzte zur Erde und zerriß seine Kleider. In einem solchen Anfalle zog er seinen Säbel und wollte sich tödten. Doch die beiden Frauen war-

fen sich auf ihn und riefen durch ihr Hülfgeschrei die Nachbarn herzu: man band ihn mit Stricken und ließ ihm sieben- oder achtmal zur Ader. Mit der Erschöpfung seiner Kräfte ließ auch die Wuth nach, und drei oder vier Tage hindurch lag er wie todt. Dann kehrte sein Verstand wieder. Im ersten Augenblicke ließ er die Augen im Kreise umherschweifen, wie ein Mensch, welcher aus tiefem Schlafe erwacht, und sagte: „„Wo bin ich? Frauen, wer seid Ihr?““ Die Köhlerin antwortete ihm: „Ich bin die Köhlerin“..... Er fuhr fort: „„Ach ja! die Köhlerin..... Und Ihr?““...... Die Frau Olivier schwieg. Da hob er an zu weinen, kehrte sich nach der Wand um und sagte schluchzend: „„Ich bin bei Olivier,.... dies ist Olivier's Bett,.... und die Frau, welche da steht, war die seinige! Oh!““

„Die beiden Frauen widmeten ihm so große Sorgfalt, er flößte ihnen so tiefes Mitleiden ein, sie baten ihn so inständig, zu leben, stellten ihm auf eine so rührende Weise vor, wie er fortan ihre einzige Stütze wäre: daß er sich endlich überreden ließ.

„Während der ganzen Zeit, welche er noch in diesem Hause zubrachte, suchte er kein Nachtlager mehr auf. In der Nacht entfernte er sich, irrte auf den Feldern umher, wälzte sich auf der Erde und rief Olivier, während jedesmal eine der Frauen ihm folgte, um ihn bei Tagesanbruch zurückzuleiten.

„Verschiedene Personen wußten um seinen Aufenthalt in Olivier's Hause, und unter diesen Personen fehlte es nicht an Böswilligen. Die beiden Wittwen setzten ihn in Kenntniß von der ihm drohenden Gefahr. Dies geschah an einem Nachmittage. Er saß auf einer Bank, seinen Säbel auf den Knieen, die Ellbogen auf einen Tisch gestützt und die beiden Hände auf seine Augen gepreßt. Anfangs erwiderte er Nichts. Die Frau Olivier hatte einen Sohn von siebzehn bis achtzehn Jahren, die Köhlerin eine Tochter von fünfzehn. Plötzlich sagte er zur Köhlerin: „„Köhlerin, geh', hole Deine Tochter, und bringe sie hierher!““..... Er besaß einige Stücke Wiesenland; diese verkaufte er jetzt. Die Köhlerin kehrte mit ihrer Tochter zurück, und der Sohn Olivier's heirathete Letztere: Felix gab ihnen den für seine Wiesen erhaltenen Kaufpreis, umarmte sie und bat sie weinend um Vergebung; und die jungen Leute richteten sich in der Hütte ein, wo sie noch sind, und wo sie bei den übri-

gen Kindern die Stelle der Eltern vertreten. Die beiden Wittwen aber blieben beisammen, und die Kinder Olivier's hatten somit einen Vater und zwei Mütter.

„Es ist ungefähr ein und ein halbes Jahr her, daß die Köhlerin gestorben ist; die Frau Olivier beweint sie noch täglich.

„Eines Abends, als sie Felix belauschten (denn eine von ihnen behielt ihn beständig im Auge), sahen sie ihn in Thränen zerfließen: er streckte schweigend seine Arme gegen die Thür aus, welche ihn von den Frauen trennte, und fuhr dann wieder fort, seine Habseligkeiten zusammen zu packen. Keine von ihnen sprach mit ihm ein Wort darüber, denn sie begriffen vollkommen, wie nothwendig seine Entfernung war. Schweigend verzehrten die drei das Abendbrod. In der Nacht stand er auf; die Frauen schliefen nicht. Auf den Fußspitzen näherte er sich der Thür, blieb stehen, warf einen Blick auf das Bett der beiden Frauen, trocknete seine Augen mit den Händen und schritt hinaus. Die beiden Frauen schlossen einander fest in die Arme und brachten den Rest der Nacht unter Thränen hin. Man wußte nicht, wo er eine Zufluchtsstätte gefunden hatte; allein es verstrich fast keine Woche, ohne daß er ihnen irgend eine Unterstützung gesandt hätte.

„Der Wald, in welchem die Tochter der Köhlerin mit Olivier's Sohne lebt, gehört einem Herrn Leclerc von Rançonnières, welcher sehr reich und zugleich Herr eines andern Dorfes in diesem Kreise, Namens Courcelles, ist. Als nun eines Tages Herr von Rançonnières oder von Courcelles, wie Ihnen beliebt, in seinem Walde jagte, gelangte er bis zu der Hütte, welche Olivier's Sohn bewohnte. Er trat ein und begann mit den Kindern, welche anmuthige Wesen sind, zu spielen. Er richtete verschiedene Fragen an sie; das Gesicht der Frau, welche nicht häßlich ist, kam ihm wieder in's Gedächtniß, und der feste Ton des Ehemannes, welcher viel von der Art und Weise seines Vaters hatte, erregte sein Interesse. So vernahm er das Schicksal ihrer Eltern und versprach, die Begnadigung des armen Felix nachzusuchen. Er that es und erhielt sie.

„Felix trat nunmehr in den Dienst des Herrn von Rançonnières, welcher ihm die Stelle eines Hegereiters übertrug.

„Zwei Jahre etwa mochte er im Schlosse Rançonnières ge-

lebt und den Wittwen regelmäßig einen guten Theil seines Gehaltes geschickt haben, als die Anhänglichkeit für seinen Herrn und sein stolzer Charakter ihn in einen Handel verwickelten, welcher in seinem Ursprunge vollkommen nichtig war, aber dennoch die schlimmsten Folgen nach sich zog.

„Herr von Rançonnières hatte zu Courcelles einen Herrn Fourmont, Rath bei dem Landgericht in Chaumont, zum Nachbar. Die beiden Häuser waren nur durch einen Prallstein getrennt, welcher die Pforte des Herrn von Rançonnières behinderte und den Wagen die Einfahrt erschwerte. Herr von Rançonnières ließ deshalb diesen Prallstein um einige Fuß nach der Seite des Herrn Fourmont zurücksetzen, und dieser schob ihn um eben so viel auf das Gebiet des Herrn von Rançonnières hinüber. Daraus entwickelten sich denn Haß, Schmähungen und schließlich ein Proceß zwischen den beiden Nachbarn. Der Proceß wegen des Prallsteins zog zwei oder drei andere bedeutendere nach sich. — Dies war der Stand der Dinge, als eines Abends Herr von Rançonnières, in Begleitung seines Hegereiters Felix von der Jagd heimkehrend, auf der Landstraße Herrn Fourmont, dem Landgerichtsrath, und dessen Bruder, dem Militär, begegnete. Letzterer sagte zu seinem Bruder: „„Höre Bruder, was meinst Du dazu, wenn man jenem alten Schufte das Gesicht etwas zerfetzte?““ Diese Aeußerung drang nicht bis zum Ohre des Herrn von Rançonnières; unglücklicherweise aber hörte sie Felix, welcher sich alsbald stolz gegen den jungen Mann umwandte und sagte: „Herr Lieutenant, sollten Sie wohl Muth genug besitzen, um auch nur Anstalt zur Ausführung dessen zu machen, was Sie so eben ausgesprochen haben?“ In demselben Augenblicke setzt er seine Flinte auf die Erde und legt die Hand an das Stichblatt seines Säbels, denn er ging niemals ohne Säbel. Der junge Militär zieht seinen Degen und dringt auf Felix ein; Herr von Rançonnières eilt herzu, schlägt sich in's Mittel und ergreift seinen Hegereiter. Der Militär indeß bemächtigt sich der Flinte, welche auf der Erde lag, schießt auf Felix und fehlt ihn. Dieser erwidert mit einem Säbelhiebe, dessen Erfolg ist, daß dem jungen Manne der Degen aus der Hand fällt und mit dem Degen zugleich die Hälfte des Armes. Somit noch ein Criminalproceß als Zugabe zu drei oder vier Civilpro-

cessen! Felix wieder in's Gefängniß gesperrt; ein erschreckendes Gerichtsverfahren, und in Folge desselben ein seiner Stellung beraubter und entehrter Beamter, ein von seinem Corps ausgestoßener Militär, Herr von Rançonnières vor Kummer in's Grab gesunken und Felix, dessen Haft immer noch fortdauerte, dem ganzen Hasse der Familie Fourmont Preis gegeben! Sein Ende wäre ein unglückliches gewesen, wenn nicht die Liebe ihm beigestanden hätte: die Tochter des Kerkermeisters empfand eine heftige Leidenschaft für ihn und bot ihm die Mittel zur Flucht. Wenn das nicht wahr ist, so ist es wenigstens die allgemeine Meinung. Er hat sich nach Preußen gewandt, wo er gegenwärtig im Garderegiment dient, und man sagt, daß er dort bei seinen Kameraden beliebt, ja sogar dem Könige bekannt sei. Sein Kriegsname ist der Traurige; die Wittwe Olivier aber hat mir gesagt, daß er fortfahre, sie zu unterstützen.

„Dies ist Alles, Madame, was ich über Felix und seine Geschichte habe sammeln können. Ich füge meiner Erzählung ein Schreiben des Herrn Papin, unseres Pfarrers, bei. Ich weiß nicht, was es enthält; aber ich fürchte sehr, daß der arme Priester, dessen Kopf etwas beschränkt und dessen Herz ziemlich böse ist, Ihnen nur seinen Vorurtheilen gemäß von Olivier und von Felix geredet haben werde. Ich beschwöre Sie, Madame, halten Sie sich nur an die Thatsachen, auf deren Wahrheit Sie sicher zählen dürfen, und an die Güte Ihres Herzens, welches Ihnen ein besserer Rathgeber sein wird als der erste Casuist der Sorbonne, der eben Herr Papin nicht ist."

Brief

des Herrn Papin, Doctors der Theologie und Pfarrers zu St. Marien in Bourbonne.

„Ich weiß nicht, Madame, was der Herr Subdelegat Ihnen von Olivier und von Felix erzählt haben mag, und eben so wenig, welches Interesse Sie für zwei Straßenräuber hegen können, deren sämmtliche Schritte in dieser Welt mit Blut getränkt sind. Die Vorsehung, welche

den Einen gezüchtigt hat, hat dem Andern einige Augenblicke Frist bewilligt, welche er indeß, wie ich leider fürchten muß, schwerlich benutzen wird. Doch der Wille Gottes möge geschehen! Ich weiß, daß es hier Leute giebt (und es sollte mich nicht wundern, wenn der Herr Subdelegat zu ihnen gehörte), welche von jenen beiden Menschen als von Musterbildern einer seltenen Freundschaft reden; allein was ist in den Augen Gottes die erhabenste Tugend, wenn sie aller Empfindungen der Frömmigkeit, der schuldigen Achtung vor der Kirche und ihren Dienern so wie der Unterwürfigkeit gegen das Gesetz des Landesherrn bar ist? Olivier ist vor der Thür seines Hauses gestorben, ohne Sacramente, und als ich von den beiden Wittwen zu Felix gerufen wurde, konnte ich nimmer etwas Anderes aus ihm herausbringen, als den Namen Olivier: kein Zeichen von Religion, keine Spur von Reue. Ich erinnere mich nicht, daß derselbe auch nur ein einziges Mal im Beichtstuhle erschienen wäre. Die Frau Olivier ist eine anmaßende Person, welche mir bei mehr als einer Gelegenheit den nöthigen Respect versagt hat. Unter dem Vorwande, daß sie lesen und schreiben könne, glaubt sie sich befähigt, ihre Kinder allein zu erziehen: man sieht dieselben weder in den Schulen des Kirchspiels, noch in meinen Unterrichtsstunden. Hiernach möge Madame selber beurtheilen, ob wohl Leute dieses Schlages ihrer Güte würdig seien! Das Evangelium empfiehlt uns unabläſſig die Barmherzigkeit gegen die Armen; aber man verdoppelt die Verdienstlichkeit seiner Almosen durch eine gute Auswahl unter den Unglücklichen; und Niemand kennt die wahrhaft Bedürftigen besser, als der gemeinsame Seelenhirt der Bedürftigen und der Reichen. Wenn Madame mich der Ehre Ihres Vertrauens würdigen wollte, so würde ich vielleicht die Zeichen Ihrer Wohlthätigkeit auf eine für die Unglücklichen nützlichere und für Madame selber verdienstlichere Weise zu verwenden wissen.

Ich bin mit Hochachtung ꝛc.“

Frau von *** dankte dem Herrn Subdelegaten Aubert für seine Aufmerksamkeit und übersandte ihr Almosen dem Herrn Papin. Gleichzeitig richtete sie folgendes Schreiben an ihn:

„Ich bin Ihnen, mein Herr, für ihre weisen Rathschläge sehr verbunden. Ich gestehe Ihnen, daß die Geschichte jener beiden

Männer mich gerührt hatte; und sie werden zugeben, daß das Beispiel einer so seltenen Freundschaft wohl dazu angethan war, eine tugendhafte und gefühlvolle Seele zu verführen. Aber Sie haben mich aufgeklärt, und ich habe eingesehen, daß es besser ist, christlichen Tugenden seinen Beistand zu leihen, als natürlichen und heidnischen Tugenden. Ich bitte Sie, die geringe Summe, welche ich Ihnen übersende, anzunehmen und nach den Grundsätzen einer besser verstandenen Mildthätigkeit, als die meinige ist, zu vertheilen."

„Ich habe die Ehre, zu sein ꝛc."

Man kann sich leicht denken, daß die Wittwe Olivier und Felix keinen Antheil hatten an dem Almosen der Frau von ***. Felix starb; und das arme Weib hätte sammt ihren Kindern im Elende untergehen müssen, wenn sie nicht im Walde, bei ihrem älteren Sohne, eine Zuflucht gefunden hätte. Dort arbeitet sie trotz ihres hohen Alters und fristet ihr Dasein, so gut sie kann, an der Seite ihrer Kinder und Enkel. —

Es giebt überhaupt drei Arten von Erzählungen..... „Es giebt weit mehr!" werdet Ihr mir einwerfen. Ganz recht; aber ich unterscheide die Erzählung, welche die Manier Homer's, Virgil's und Tasso's nachahmt, und nenne sie die wunderbare Erzählung. Die Natur ist hier über ihr eigenes Maß hinaus getrieben; die Wahrheit nur eine hypothetische, eine blos vorausgesetzte; und wenn der Erzähler den von ihm gewählten Maßstab nur strenge im Auge behalten hat, wenn Alles diesem Maßstab entspricht, sowohl in den Handlungen als in den Reden: so hat er denjenigen Grad der Vollkommenheit erreicht, dessen die Gattung, welcher sein Werk angehört, überhaupt fähig ist, und Ihr habt keine weitere Forderung an ihn zu stellen. Indem Ihr in seine Dichtung eintretet, setzet Ihr den Fuß in ein unbekanntes Land, wo nichts sich in derselben Weise zuträgt wie in Eurem Heimathlande, sondern wo Alles im Großen geschieht, gleich wie die Euch umgebenden Dinge im Kleinen geschehen. — Es giebt ferner die scherzhafte Erzählung nach der Manier La Fontaine's, Vergier's, Ariost's, Hamilton's, in welcher der Erzähler sich weder die Nachahmung der Natur, noch die Wahrheit, noch die Illusion zum Zweck gesetzt hat: er schwingt sich in eingebildete Räume. Zu diesem

sagt: „Sei heiter, geistreich, mannichfaltig, originell, sogar ausschweifend, ich bin einverstanden; aber reiße mich hin durch die Einzelheiten und sorge, daß die innere Unwahrscheinlichkeit mir überall durch die reizende Form verhüllt werde." Und wenn dieser Erzähler thut, was Ihr hiermit von ihm verlanget, so hat er in seiner Dichtung Alles gethan. — Es giebt endlich die historische Erzählung, wie sie uns in den Novellen eines Scarron, eines Cervantes, eines Marmontel vorgeführt wird... „Zum Teufel mit der historischen Erzählung sammt ihrem Erzähler! Letzterer ist ein seichter und kaltblütiger Lügner"... Allerdings, wenn er sein Handwerk nicht versteht. Dieser nimmt sich vor, Euch zu täuschen; er sitzt an Eurem Herde; sein Gegenstand ist die strengste Wahrheit; er will, daß man ihm glaube; er will anziehen, rühren, hinreißen, die tiefsten Empfindungen aufregen, Schauer ausgießen und Thränen hervorlocken, — eine Wirkung, welche sich nicht ohne Beredtsamkeit und ohne Poesie erzielen läßt. Aber die Beredtsamkeit ist eine Art Lüge, und nichts widerstrebt der Illusion mehr als die Poesie: Beide übertreiben, überbieten die Wirklichkeit, vergrößern, flößen Mißtrauen ein. Wie wird es also dieser Erzähler anfangen, um Euch zu täuschen? Folgendermaßen. Er wird seiner Erzählung kleine, mit der Sache so innig verwebte Umstände, so einfache, so natürliche und gleichwohl so schwierig zu ersinnende Züge verleihen, daß Ihr nicht umhin könnt, bei Euch selber zu sagen: „Meiner Treu! das ist wahr; dergleichen Dinge kann man nicht erfinden." So wird er die Uebertreibung der Beredtsamkeit und der Poesie gegen den Verdacht sicher stellen; so wird die Wahrheit der Natur eine Hülle werden für die Täuschung der Kunst; und so wird der Erzähler zwei Bedingungen erfüllen, welche einander zu widersprechen scheinen: er wird gleichzeitig Historiker und Dichter, wahrhaft und lügenhaft sein. Ein aus einer andern Kunst entlehntes Beispiel wird vielleicht verständlicher machen, was ich meine. Ein Maler führt auf seiner Leinwand einen Kopf aus. Alle Formen desselben sind kraftvoll, groß und regelmäßig; es ist das vollkommenste und seltenste Ensemble. In seinem Anschauen werde ich von Ehrfurcht, Bewunderung, Entsetzen erfüllt. Ich suche sein Urbild in der Natur und finde es nicht, denn, mit ihm verglichen, erscheint hier Alles schwächlich, kleinlich und dürftig; es ist ein

idealer Kopf; das fühle ich, und ich sage es mir. Nun aber lasse mich der Künstler an der Stirn eben dieses Kopfes eine leichte Narbe wahrnehmen, eine Warze an der einen seiner Schläfe, eine unmerkliche Schnittwunde an der Unterlippe, — und aus dem idealen Kopfe, welchen ich bis dahin vor mir hatte, wird augenblicklich ein Portrait. Eine Pockennarbe am Augenwinkel oder neben der Nase — und dieses Frauenantlitz ist nicht mehr das der Venus; es ist das Portrait irgend Einer von meinen Nachbarinnen. Ich werde demnach zu unseren historischen Erzählern sagen: Eure Gestalten sind schön, wenn Ihr wollt; aber es fehlt ihnen die Warze an der Schläfe, die Schnittwunde an der Lippe, die Pockennarbe neben der Nase, durch welche sie erst wahr werden würden; und, wie mein Freund Caillot*) sagte, ein wenig Staub auf meinen Schuhen, und ich komme nicht aus meiner Loge, sondern ich kehre vom Lande heim.

Atque ita mentitur, sic veris falsa remiscet,
Primo ne medium, medio ne discrepet imum.**)

Und schließlich noch ein wenig Moral nach einem wenig Poetik, das paßt ganz vortrefflich! Felix war ein Bettler, welcher nichts hatte; Olivier war ein anderer Bettler, welcher nichts hatte. Dasselbe kann man von dem Köhler, der Köhlerin und den übrigen Personen dieser Erzählung sagen; und daraus ziehet denn den Schluß, daß eine vollkommene und dauerhafte Freundschaft im Allgemeinen nur zwischen Menschen möglich ist, welche nichts besitzen. Ein Mensch ist alsdann der ganze Reichthum seines Freundes, und dieser hinwiederum bildet den gesammten Reichthum des ersteren. Daher die Wahrheit der Erfahrung, daß das Unglück die Bande fester schlingt, und der Stoff eines kurzen Paragraphen mehr für die erste Ausgabe des Buches „Vom Geiste.“***)

---

*) Caillot war ein berühmter Schauspieler der italienischen Comödie.

**) Und er lügt (d. h. er dichtet) in solcher Weise, vermischt Falsches mit Wahrem dergestalt, daß die Mitte nicht dem Anfange, das Ende nicht der Mitte widerspreche. Horat. de Arte poet. 151.

***) Das Buch des Helvetius: „de l'Esprit,“ war im Jahre 1758 erschienen.

Die Geschichte

des Fräulein de la Chaux und des Doctor Gardeil.*)

*) In Diderot's Werken ist diese Erzählung gewöhnlich unter dem Titel „Ceci n'est pas un conte“ (Dies ist kein Märchen) mitgetheilt.

„Man muß bekennen, daß es ganz vortreffliche Männer und äußerst bösartige Weiber giebt.“ — „„Das sieht man alle Tage, und bisweilen, ohne seine vier Pfähle zu verlassen. Was weiter?““ — „Weiter habe ich eine schöne Elsasserin gekannt, so schön, daß die Greise sich herandrängten und die jungen Männer wie gebannt stehen blieben.“ — „„Auch ich habe sie gekannt; sie hieß Madame Reymer.““ — „Ganz recht. Ein aus Nancy neu Angelandeter Namens Tanié verliebte sich sterblich in sie. Er war arm und gehörte zu jenen Preisgegebenen, welche durch die Härte der mit zahlreicher Familie gesegneten Eltern aus dem Hause gestoßen werden und sich in das Gewühl der Welt stürzen, ohne zu wissen, was aus ihnen werden solle, und nur von einem gewissen Instincte geleitet, welcher ihnen sagt, daß sie in der Welt kein schlechteres Loos finden werden, als das ist, welches sie eben fliehen. Von Liebe zu Madame Reymer erfüllt und durch eine Leidenschaft exaltirt, welche seinen Muth stählte, und alle seine Handlungen in seinen eigenen Augen veredelte, unterzog sich Tanié ohne Widerstreben den beschwerlichsten und niedrigsten Arbeiten, um das Elend, in welchem seine Freundin lebte, zu lindern. Am Tage suchte er Beschäftigung im Hafen; sobald die Sonne unter den Horizont sank, bettelte er in den Straßen.“ — „„Das war sehr schön, allein es konnte nicht von langer Dauer sein.““ — „In der That, müde gegen die Noth anzukämpfen, oder vielmehr, ein reizendes Weib in der Dürftigkeit zurückzuhalten, während reiche Männer dasselbe umlagerten und drängten, den Bettler Tanié fortzujagen, ...“ — „„Was sie vierzehn Tage oder vier Wochen später ganz von selbst gethan haben würde....““ — „und ihre

Reichthümer anzunehmen, faßte Tanié den Entschluß, sie zu verlassen und in der Ferne sein Glück zu versuchen. Nach einiger Bemühung findet er freie Ueberfahrt auf einem königlichen Schiffe. Als der Tag der Abfahrt gekommen ist, begiebt er sich zu Madame Reymer um Abschied von ihr zu nehmen. „Geliebte Freundin,“ sagt er zu ihr: „ich darf Deine Zärtlichkeit nicht länger mißbrauchen. Mein Entschluß ist gefaßt, ich gehe weg.“ — „„Du willst fortgehen!““ — „Ja“..... — „„Und wohin gehst Du?““ — „Nach den Inseln. Du bist eines andern Looses würdig, und ich darf demselben nicht länger im Wege stehen....“ — „„„Der gute Tanié!...“““ — „Und was soll denn aus mir werden?“ — „„„Die Verrätherin!...“““ — „Du bist von Leuten umgeben, welche Dir zu gefallen streben, und ich entbinde Dich Deiner Gelöbnisse, ich entbinde Dich Deiner Schwüre. Gieb unter Deinen Anbetern demjenigen Gehör, welcher der Angenehmste ist; nimm ihn an, ich selber beschwöre Dich darum....“ — „„Ach Tanié! Du, Du machst mir einen solchen Vorschlag....“ — „„„Ich erlasse Ihnen die Pantomime der Madame Reymer. Es ist, als ob ich sie sähe, ich weiß sie auswendig....“““ — „Die einzige Gunst, welche ich von Dir fordere, indem ich Dich verlasse, ist die, daß Du keine Verbindlichkeit eingehest, welche uns auf ewig trennt. Schwöre mir das, meine schöne Freundin. Welches Land der Erde ich immer bewohnen möge: ich müßte sehr unglücklich sein, wenn ein Jahr verstriche, ohne daß ich Dir sichere Beweise meiner zärtlichen Zuneigung gäbe. Weine nicht,....“ — „„Ihnen allen stehen Thränen zu Gebote, so oft sie wollen....““ — „und bekämpfe den Plan nicht, welcher mir endlich durch die Vorwürfe meines Herzens eingegeben worden ist, und zu welchem sie mich doch bald von Neuem hindrängen würden.... So war denn Tanié wirklich auf dem Wege nach Sanct Domingo.“ — „„Und zwar zur rechten Zeit für Madame Reymer und für ihn selber.““ — „Was wissen Sie davon?“ — „„Ich weiß so bestimmt, wie man es nur immer wissen kann, daß, als Tanié ihr den Rath gab, eine Wahl zu treffen, sie schon gewählt hatte.““ — „Gut!“ — „„Fahren Sie nur in Ihrer Erzählung fort.““ — „Tanié besaß Geist und eine hervorragende Befähigung für Geschäfte; daher währte es nicht lange, bis er bekannt wurde, und in den obersten Rath von Cap

Français eintrat. Hier zeichnete er sich durch seine Einsicht und seine Gerechtigkeitsliebe aus. Er trachtete nicht nach großen Reichthümern, wohl aber wünschte er, auf redliche Weise in möglichst kurzer Zeit ein kleines Vermögen zu erlangen. Alljährlich sandte er einen Theil des Erworbenen an Madame Reymer, und nach Verlauf von neun oder zehn Jahren.... nein, ich glaube nicht, daß seine Abwesenheit länger gewährt hat.... kehrte er zurück, um seiner Freundin eine kleine Brieftasche zu überreichen, welche die Früchte jener Tugenden und seiner Anstrengungen einschloß..... Und zum Glücke für Tanié geschah dies gerade in dem Augenblicke, als sie sich von seinem letzten Nachfolger getrennt hatte." — „„Weiter, immer weiter!"" — „Aber ich habe Ihnen vielleicht nichts mitzutheilen, was Sie nicht schon besser wüßten als ich." — „„Was thut's? Fahren Sie immer fort."" — „Madame Reymer und Tanié hatten dicht neben mir in der Straße Sainte-Marguerite eine ziemlich schöne Wohnung inne. Ich schätzte Tanié sehr hoch und besuchte sein Haus, welches, wenn auch nicht reich, doch äußerst behaglich eingerichtet war..... „„Ich für meine Person kann Ihnen, ohne in die Rechnungsbücher der Reymer geblickt zu haben, die Versicherung geben, daß sie schon vor Tanié's Rückkehr über fünfzehntausend Livres jährlicher Einkünfte hatte."" — „Welche sie vor dem guten Tanié geheim hielt?" — „„Ja."" — „Und weshalb?" „Weil sie geizig und habsüchtig war." — „„Habsüchtig, das will ich gelten lassen; aber geizig?! eine Buhlerin geizig!"" — „Während eines Zeitraums von fünf bis sechs Jahren lebten diese beiden Liebenden im besten Einverständnisse." — „„Dank der vollendeten Schlauheit der Einen und dem unbegrenzten Vertrauen des Andern."" — „Es ist allerdings wahr, daß in eine so reine Seele, wie die Seele Tanié's, auch nicht der Schatten eines Verdachtes Eingang finden konnte. Das Einzige, was mir zuweilen aufgefallen ist, war der Umstand, daß Madame Reymer ihre ehemalige Dürftigkeit bald völlig vergessen hatte, daß sie von Prunkliebe und einem übergroßen Verlangen nach Reichthum erfüllt war, daß es demüthigend für sie war, als eine so schöne Frau zu Fuße zu gehen,..." — „„Warum fuhr sie nicht?"" — „und daß der das Laster umgebende Glanz ihren Augen die Gemeinheit desselben verbarg. Sie lachen?... Gerade damals

ging Herr von Maurepas *) mit dem Plane um, im Norden ein Handelshaus zu errichten, und er bedurfte, um den Erfolg dieses Unternehmens zu sichern, eines einsichtsvollen und thätigen Mannes. Er warf seine Blicke auf Tanié, welchem er schon früher in Cap Français die Leitung mehrerer wichtigen Angelegenheiten anvertraut hatte, und welcher sich dieser Aufträge stets zur Zufriedenheit des Ministers entledigt hatte. Tanié war untröstlich über diesen Beweis von Auszeichnung. Er war ja so zufrieden, so glücklich an der Seite seiner schönen Freundin! Er liebte, und er wurde, oder er glaubte sich wenigstens wieder geliebt." — „„Das ist gut gesagt."" — „Was konnte das Gold seinem Glücke noch hinzufügen? Nichts. Der Minister beharrte indeß auf seinem Verlangen, und es galt, sich zu entscheiden; es galt, Madame Reymer von der Sache zu unterrichten. Ich trat just gegen den Schluß dieses verdrießlichen Auftrittes bei ihm ein. Der arme Tanié zerfloß in Thränen. „Was ist Ihnen denn begegnet, mein Freund?" fragte ich. Schluchzend erwiderte er mir: „Diese Frau ist die Ursache!" Madame Reymer arbeitete ruhig an einem Stickrahmen. Plötzlich erhob sich Tanié und verließ das Zimmer. Ich blieb allein mit seiner Freundin, welche mich hinsichtlich dessen, was sie den Unverstand Tanié's nannte, nicht lange in Ungewißheit ließ. Sie schilderte mir mit übertriebenen Farben die Beschränktheit ihrer Lage und bot bei ihrer Darstellung die ganze Kunst auf, mit welcher ein feiner Geist die Sophismen des Ehrgeizes zu beschönigen weiß. „Um was handelt sich's denn? Um eine Abwesenheit von höchstens zwei oder drei Jahren." — „„Das ist eine lange Zeit für einen Mann, welchen Sie lieben, und welcher sie so liebt wie er."" — „Er? er mich lieben? Wenn er mich liebte, würde er dann zaudern, meine Wünsche zu befriedigen?" — „„Aber Madame, warum folgen Sie ihm nicht?"" — „Ich? ich mag nicht dorthin; auch hat er, trotz seiner Narrheit, sich's nicht einmal einfallen lassen, mir einen solchen Vorschlag zu machen. Setzt er

*) Im Jahre 1749 legte Herr von Maurepas, damals noch Marineminister, dem Könige Ludwig XV. eine Denkschrift vor, in welcher er die Möglichkeit nachwies, durch das Innere Canadas einen Handelsverkehr mit den englischen Colonien anzubahnen. Dieser Plan ward in der Folge gebilligt, und Maurepas sah ihn noch vor seinem Tode zur Ausführung gebracht.

Zweifel in mich?" — „„Das glaube ich nicht."" — „Nachdem ich zwölf Jahre hindurch auf ihn gewartet habe, kann er sich wohl zwei oder drei Jahre auf meine Treue verlassen. Mein Herr, wir haben es hier mit einer von jenen absonderlichen Gelegenheiten zu thun, welche sich nur einmal im Leben darbieten, und ich will nicht, daß er es später bereue und mir vielleicht einen Vorwurf daraus mache, dieselbe versäumt zu haben." — „„Tanié wird niemals etwas bedauern, so lange er das Glück hat, Ihnen zu gefallen."" — „Das ist sehr brav; aber seien Sie überzeugt, daß er auch sehr zufrieden sein wird, reich zu sein, wenn ich alt sein werde. Eine große Verkehrtheit der Frauen besteht darin, daß sie niemals an die Zukunft denken; mein Fehler ist dies nicht....."

„Der Minister befand sich in Paris. Aus der Straße Sainte-Marguerite bis zu seinem Hôtel waren es nur wenige Schritte, und Tanié hatte sich dahin begeben und zugesagt. Trockenen Auges kehrte er zurück, aber das Herz war ihm beklommen. „Madame," sagt er zu ihr: „ich habe mit Herrn von Maurepas gesprochen; er hat mein Wort. Ich werde fortgehen; ich werde fortgehen — und Sie werden zufriedengestellt sein." — „„Ach! mein Freund!..."" Mit diesem Ausrufe stößt Madame Reymer ihren Stickrahmen zur Seite, fliegt auf Tanié zu, schlingt ihre Arme um seinen Hals und überhäuft ihn mit Liebkosungen und süßen Schmeichelworten: „„O, jetzt sehe ich, daß ich Dir theuer bin."" Tanié erwiderte mit Kälte: „Sie wollen reich sein,..." — „„Sie war es schon, die Schelmin, und zwar zehnmal reicher als sie verdiente..."" — „und Sie sollen es sein. Da es das Gold ist, dem Sie Ihre Liebe zugewandt haben, so muß ich Ihnen Gold holen." Es war Dienstag, und der Minister hatte Tanié's Abreise ohne ferneren Aufschub auf den Freitag festgesetzt. Ich erschien, um ihm Lebewohl zu sagen, in dem Augenblicke bei ihm, als er mit sich selber kämpfte, und sich aus den Armen der schönen, unwürdigen nnd grausamen Reymer loszureißen versuchte. Er befand sich in einer Geistesverwirrung, einer Verzweiflung, einem Seelenkampfe, wie ich dergleichen nie wieder gesehen habe. Es war keine Klage; es war ein einziger langer Schmerzensschrei. Madame Reymer lag noch im Bette. Er hielt eine ihrer Hände und sagte und wiederholte unaufhörlich: „Grausames Weib! grausames Weib! was brauchst Du mehr, als den Wohl-

stand, dessen Du genießest, und einen Freund, einen Geliebten wie mich? Ich bin ausgezogen, um ihr Reichthümer in den glühenden Ländern Amerikas zu suchen, und sie verlangt, daß ich ihr dieselben abermals in den Eisgefilden des Nordens suche. Mein Freund, ich fühle, daß dieses Weib toll ist; ich fühle, daß ich unsinnig bin; aber es hat weniger Schreckliches für mich, zu sterben, als sie zu betrüben. Du willst, daß ich Dich verlasse: wohlan, ich werde Dich verlassen!" Er lag neben ihrem Bette auf den Knieen, die Lippen auf ihre Hand gepreßt und das Gesicht in den Betttüchern geborgen, welche sein dumpfes Stöhnen zwar erstickten, aber dessen traurigen und erschreckenden Eindruck nur noch erhöhten. Da öffnete sich die Thür des Zimmers. Hastig erhob er den Kopf und erblickte den Postillon, welcher ihm melden wollte, daß die Pferde bereit wären. Ein Schrei entrang sich seiner Brust, und von Neuem drückte er sein Gesicht in die Betttücher. Nach einem kurzen Schweigen erhob er sich und sagte zu seiner Freundin: „Umarmen Sie mich, Madame; umarme mich noch einmal, denn Du wirst mich nicht wiedersehen." Seine Ahnung war nur zu wahr. Er reiste ab; er kam in Petersburg an, und drei Tage darauf ward er von einem Fieber befallen, welches ihn am vierten Tage hinwegraffte." — „„Ich wußte das Alles."" — „Sind Sie vielleicht gar Einer von Tanié's Nachfolgern gewesen?" — „„Sie haben es ausgesprochen; und eben durch die Verbindung mit dieser schönen Abscheulichen habe ich meine Vermögensumstände zerrüttet."" — „Der arme Tanié!" — „„Es giebt Leute in der großen Welt, welche Ihnen sagen werden, daß Tanié ein Dummkopf ist."" — „Ich will ihn nicht vertheidigen; aber ich will im Grunde meines Herzens wünschen, daß ihr böses Geschick sie zu einem eben so schönen und arglistigen Weibe führe, wie Madame Reymer." — „„Sie sind grausam in Ihrer Rache."" — „Und dann, wenn es bösartige Weiber und vortreffliche Männer giebt, so giebt es umgekehrt auch ganz vortreffliche Weiber und äußerst bös-

---

*) Anton von Rilouart, Graf von Hérouville, 1713 zu Paris geboren, ist Verfasser der „Abhandlung über die Legionen," welche den Namen des Marschalls von Sachsen trägt. Er hat den Redacteuren der Encyklopädie merkwürdige Memoiren geliefert. Unter Ludwig XV. wollte man ihn in's Ministerium ziehen, schloß ihn jedoch einer Mißheirath wegen von demselben aus. Er starb im Jahre 1782.

artige Männer; und was ich jetzt hinzufügen will, ist eben so wenig ein Märchen wie das Vorhergehende.“ — „„Ich bin davon überzeugt.““ —

„Herr von Hérouville...“ — „„Derselbe, welcher noch lebt? der General=Lieutenant der königl. Armeen? derselbe, welcher jenes reizende Geschöpf — man nannte es Lolotte *) — heirathete?““ — „Derselbe.“ — „„Er ist ein feiner Mann, ein Freund der Wissenschaften....““ — „Und der Gelehrten. Er hat sich lange Zeit mit einer allgemeinen Geschichte des Krieges in allen Jahrhunderten und bei allen Nationen beschäftigt.“ — „„Ein vielumfassender Plan.““ — „Behufs seiner Ausführung hatte er mehrere junge Männer von hervorragendem Verdienste um sich versammelt, wie z. B. den Herrn von Montucla, **) den Verfasser der „Geschichte der Mathematik.“ — „„Alle Wetter! hatte er Viele von dieser Sorte?““ — „Je nun, derjenige, welcher Gardeil hieß, der Held der Begebenheit, welche ich Ihnen erzählen will, stand ihm in seinem Fache eben nicht nach. Eine gemeinsame Begeisterung für das Studium der griechischen Sprache führte ursprünglich zwischen Gardeil und mir eine Verbindung herbei, welche durch die Zeit, die Gegenseitigkeit der Rathschläge, den Geschmack an der Zurückgezogenheit und besonders durch die Leichtigkeit, einander zu sehen, allmälig in eine ziemlich große Vertraulichkeit überging.“ — „„Sie wohnten damals auf der Estrapade?““ — „Er in der Straße Sainte=Hyacinthe, und seine Freundin, Mademoiselle de la Chaux, auf dem Platze Saint=Michel. Ich nenne sie bei ihrem wahren Namen, weil die arme Unglückliche nicht mehr ist, und weil ihr Leben sie in allen edlen Geistern nur ehren und ihr die Bewunderung, das Bedauern und die Thränen derjenigen verdienen kann, welche von der Natur mit einem kleinen Theile ihres gefühlvollen Wesens begünstigt oder bestraft worden sind.“ — „„Aber Ihre Stimme bricht sich, und ich glaube gar, Sie weinen.““ — „Es ist mir noch jetzt, als sähe ich ihre großen, schwarzen, glänzenden und sanften Augen, und als ertöne der Klang ihrer rührenden Stimme in meinem Ohre und erfülle mein Herz mit Verwirrung. Rei=

**) Montucla war erst dreißig Jahre alt, als er seine „Geschichte der Mathematik“ (Paris 1758) veröffentlichte. Lalande hat dieselbe revidirt und vollendet.

zendes, unvergleichliches Geschöpf! Du bist nicht mehr! Seit beinahe zwanzig Jahren bist Du nicht mehr; und noch heute ist mein Herz bei der Erinnerung an Dich beklommen." — „„Sie haben sie geliebt?"" — „Nein. O, la Chaux! o, Gardeil! Ihr waret Beide ein Paar Wunder: die Eine durch die Zärtlichkeit des Weibes, der Andere durch den Undank des Mannes. Mademoiselle de la Chaux stammte aus einer achtbaren Familie, und sie verließ ihre Eltern, um sich in Gardeil's Arme zu werfen. Gardeil besaß nichts, während Mademoiselle de la Chaux über ein kleines Vermögen verfügte; und dieses Vermögen opferte sie vollständig den Bedürfnissen und den Launen Gardeil's. Sie bedauerte weder ihr verschwendetes Gut, noch ihre verlorene Ehre: der Geliebte war ihr ein Ersatz für Alles." — „„Dieser Gardeil muß also äußerst verführerisch, äußerst liebenswürdig gewesen sein?"" — „Durchaus nicht. Ein kleiner, mürrischer, schweigsamer und satyrischer Kerl mit vertrocknetem Gesicht und gebräuntem Teint, im Ganzen eine schwächliche, armselige Figur, und überdies häßlich, wenn ein Mann mit dem Ausdrucke des Geistes in seiner Physiognomie überhaupt häßlich sein kann." — „„Und das sind die Dinge, welche einem reizenden Mädchen den Kopf verdreht hatten?"" — „Befremdet Sie das?" — „„Allemal."" — „Sie? — „„Mich."" — „Nun, Sie erinnern sich also nicht mehr Ihres Abenteuers mit der Deschamps und der dumpfen Verzweiflung, in welche Sie versanken, als dieses Geschöpf Ihnen seine Thür verschloß?" — „„Ach, lassen wir das! Fahren Sie fort."" — „Ich fragte Sie damals: Sie ist wohl sehr schön? Und Sie antworteten mir trübsinnig: Nein. — Sie hat also viel Geist? — Sie ist eine alberne Person. — Es sind mithin ihre Talente, durch welche Sie angezogen werden? — Sie besitzt nur ein einziges. — Und welches ist dieses seltene, dieses hohe, dieses wunderbare Talent? — Es ist die Fähigkeit, mich in ihren Armen glücklicher zu machen, als ich es jemals in den Armen irgend eines andern Weibes war. — — Aber Mademoiselle de la Chaux versprach sich insgeheim, instinctiv ohne selber ein deutliches Bewußtsein davon zu haben, dasselbe Glück, welches Sie kannten, und welches Sie in Beziehung auf die Deschamps zu der Aeußerung trieb: „„Wenn diese Elende, diese Nichtswürdige dabei beharrt, mich von sich zu weisen, so nehme ich

ein Pistol und zerschmettere mir in ihrem Vorzimmer das Gehirn.“" Haben Sie das gesagt, oder nicht?" — „„Ich habe es gesagt, und noch in diesem Augenblicke weiß ich nicht, warum ich es nicht gethan habe.“" — „Räumen Sie also ein,..." — „„Ich räume Alles ein, was Ihnen beliebt.“" — „Lieber Freund, der Weiseste unter uns mag sich glücklich preisen, wenn ihm niemals das schöne oder häßliche, geistvolle oder einfältige Weib begegnet ist, welches ihn hätte zu solcher Narrheit treiben können, daß er für das Irrenhaus reif gewesen wäre. Lassen Sie uns die Menschen theilnehmend beklagen, aber sparsam sein mit unserem Tadel. Wir wollen unsere vergangenen Jahre als eben so viele Momente betrachten, welche wir der uns folgenden Bosheit entzogen haben, und stets nur mit Zittern an die furchtbare Macht gewisser Naturreize denken, furchtbar besonders für eine leidenschaftliche Seele und eine glühende Einbildungskraft. Der Funke, welcher zufällig auf ein Pulverfaß fällt, bringt keine so entsetzliche Wirkung hervor, und wer weiß, ob nicht der Finger, welcher diesen verhängnißvollen Funken auf Sie oder auf mich schleudern soll, schon aufgehoben ist."

„Eifersüchtig auf die Beschleunigung seines Werkes, muthete Herr von Hérouville seinen Mitarbeitern übergroße Anstrengungen zu, und Gardeil's Gesundheit begann darunter zu leiden. Um ihm seine Aufgabe zu erleichtern, erlernte Mademoiselle de la Chaux das Hebräische, und während ihr Freund ausruhte, brachte sie einen Theil der Nacht damit hin, Fragmente hebräischer Autoren abzuschreiben und zu erläutern. Dann kam die Zeit, die griechischen Schriftsteller auszubeuten; Mademoiselle de la Chaux beeilte sich, auch in dieser Sprache, von welcher sie schon einige Kenntniß besaß, sich zu vervollkommnen; und während Gardeil schlief, war sie damit beschäftigt, Stellen des Xenophon und des Thucydides abzuschreiben und zu übersetzen. Mit der Kenntniß des Griechischen und des Hebräischen verband sie die Kenntniß des Italienischen und des Englischen; ja, sie war der letzteren Sprache in solchem Grade mächtig, daß sie die ersten Versuche der Metaphysik von Hume in's Französische übersetzen konnte, obgleich in diesem Werke die Schwierigkeit des Idioms noch unendlich vermehrt wird durch die Schwierigkeit des Gegenstandes. Wenn das Studium ihre Kräfte erschöpft hatte,

stach sie zu ihrer Erholung Noten; und wenn sie besorgte, ihr Geliebter könnte Langeweile empfinden, so sang sie. Ich übertreibe nichts, berufe mich vielmehr in dieser Hinsicht auf das Zeugniß des Doctors der Medicin, Herrn le Camus, welcher sie in ihren Bekümmernissen getröstet und in ihrer Dürftigkeit unterstützt hat; welcher ihr die anhaltendsten Dienste geleistet hat; welcher ihr in die Bodenkammer gefolgt ist, wohin ihre Armuth sie verbannt hatte, und welcher ihr die Augen zugedrückt hat, als sie endlich gestorben war. Doch ich habe eine ihrer ersten Widerwärtigkeiten vergessen, nämlich die Verfolgung, welche sie von Seiten ihrer Familie zu erdulden hatte, indem dieselbe über das Jedermann bekannte anstößige Verhältniß empört war. Man setzte die Wahrheit und die Lüge in Bewegung, um auf eine schimpfliche Weise über ihre Freiheit zu verfügen; und ihre Eltern und die Priester verfolgten sie von Quartier zu Quartier, von Haus zu Haus, und nöthigten sie dadurch, mehrere Jahre einsam und in der Verborgenheit zu verleben. Ihre Tage füllte sie damit aus, für Gardeil zu arbeiten; gegen die Nacht erschienen wir bei ihr, und all' ihr Kummer, all' ihre Unruhe wurde stets durch die Anwesenheit ihres Geliebten augenblicklich verscheucht." — „„Was jung, zaghaft, gefühlvoll, von so vielen Widerwärtigkeiten umringt...““ — „War sie dennoch glücklich." — „„Glücklich!?““ — „Ja; sie hörte erst auf, es zu sein, als Gardeil sich undankbar zeigte." — „„Aber es scheint ja geradezu unmöglich, daß Undank der Lohn für so viel seltene Eigenschaften, so viel Beweise der Zärtlichkeit, so viel Opfer jeder Art gewesen sein soll.““ — „Und dennoch irren Sie sich: Gardeil war in der That undankbar. Es kam ein Tag, an welchem Mademoiselle de la Chaux allein in dieser Welt dastand, ohne Ehre, ohne Vermögen, ohne Stütze; .... doch nein, ich will Sie nicht täuschen: ich blieb ihr während einiger Zeit; der Doctor le Camus blieb ihr für immer." — „„O, die Männer, die Männer!““ — „Wen meinen Sie?" — „„Wen denn sonst, als Gardeil?““ — „Wohl, Sie sehen den Bösewicht; aber Sie sehen nicht den Ehrenmann unmittelbar neben ihm. — An jenem Tage des Schmerzes und der Verzweiflung eilte sie zu mir. Es war Vormittags. Sie war bleich, wie der Tod; und obgleich sie ihr Schicksal erst seit dem vorhergehenden Abend kannte, bot ihre ganze Erscheinung doch schon

das Bild langer Leiden. Ihre Augen vergossen keine Thränen; aber man sah, daß sie viel geweint hatte. Sie warf sich in einen Lehnstuhl; sie sprach nicht, denn sie konnte nicht sprechen; sie streckte die Arme gegen mich aus, und dumpfe Schmerzenslaute entrangen sich gleichzeitig ihrer Brust. Was ist denn vorgefallen? fragte ich sie: Ist er gestorben?...... — „Bei weitem schlimmer: er liebt mich nicht mehr; er verläßt mich...." — „„Sie scherzen!““ — „Durchaus nicht." Ich sehe sie, ich höre sie noch jetzt, und meine Augen füllen sich mit Thränen. — Er liebt Sie nicht mehr? — „Nein." — Er verläßt Sie? — „Ja wohl! Nach Allem, was ich gethan habe!.... Mein Herr, mein Kopf fängt an, verwirrt zu werden; haben Sie Mitleiden mit mir; verlassen Sie mich nicht..., um Alles in der Welt, verlassen Sie mich nicht!"... Bei diesen Worten hatte sie meinen Arm gefaßt und preßte ihn mit Heftigkeit, als ob Jemand neben ihr stände, der sie loszureißen und hinwegzuschleppen drohte...... Fürchten Sie nichts, Mademoiselle. — „Ich fürchte nur mich selber." — Was soll ich für Sie thun?" „Zunächst mich vor mir selber retten...... Er liebt mich nicht mehr! ich ermüde ihn! ich bin ihm lästig! er ist meiner überdrüssig! er haßt mich! er wendet sich von mir ab! er verläßt mich....verläßt mich!" Diesen Ausrufen folgte ein tiefes Schweigen, und diesem Schweigen die Ausbrüche eines convulsivischen Lachens, welche tausendmal schrecklicher waren, als die Laute der Verzweiflung oder das Röcheln des Todeskampfes. Dann kamen Thränen, unterdrücktes Schreien, unverständliche Worte, gen Himmel gerichtete Blicke, bebende Lippen, kurz, ein Strom von Schmerzen, welcher seinem eigenen Laufe überlassen werden mußte. Ich that dies natürlich und unternahm es erst dann, mich an ihren Verstand zu wenden, als ich ihre Seele gebrochen und abgestumpft sah. Dann hob ich an: Also er haßt Sie, er verläßt Sie! Und wer hat Ihnen das gesagt? — „Er selbst." — Wohlan, Mademoiselle, geben Sie nicht jede Hoffnung auf, fassen Sie Muth;... er ist ja kein Ungeheuer...— „Sie kennen ihn nicht; Sie werden ihn erst noch kennen lernen. Er ist ein Ungeheuer, wie es kein zweites giebt, wie es niemals ein gleiches gegeben hat." — Das kann ich nicht glauben. — „Sie werden es sehen." — Liebt er denn eine Andere? — „Nein." — Haben Sie ihm keine Veranlassung zum Verdachte, zur Unzufriedenheit gege-

ben? — „Keine, durchaus keine.“ — Was ist es denn? — „Meine Nutzlosigkeit; denn ich habe nichts mehr, ich bin ihm zu nichts mehr nütze. Sein Ehrgeiz; er ist immer ehrgeizig gewesen. Der Verlust meiner Gesundheit, der Verlust meiner Reize: ich habe so viel gelitten, so viel und so angestrengt gearbeitet. Ueberdruß, Widerwille.“ — Nun, wenn zwei Menschen auch aufhören, sich zu lieben, so bleiben sie doch Freunde. — „Ich bin ihm unerträglich geworden; meine Gegenwart ist ihm lästig; mein Anblick peinigt und verletzt ihn. Wenn Sie wüßten, was er mir gesagt hat! Ja, mein Herr, er hat mir gesagt, wenn er verdammt wäre, vierundzwanzig Stunden mit mir zuzubringen, so würde er sich zum Fenster hinausstürzen“ — Aber diese Abneigung kann doch nicht das Werk eines Augenblickes sein. — „Was weiß ich? Er ist von Natur so geringschätzig, so gleichgiltig, so kalt! Es ist so schwer, auf dem Grunde so gearteter Seelen zu lesen! und man sträubt sich so sehr dagegen, sein eigenes Todesurtheil zu lesen! Er hat es mir gesprochen... und mit welcher Härte hat er es gethan!“ — Mir ist dies Alles unbegreiflich. — „Ich habe Sie um eine Gunst zu bitten, und eben deswegen bin ich gekommen. Wollen Sie mir dieselbe bewilligen?“ — Gewiß, worin sie auch immer bestehen mag. — „So hören Sie. Er achtet Sie; Sie wissen Alles, was er mir zu verdanken hat, und vielleicht wird es ihn schamroth machen, sich Ihnen so zu zeigen, wie er ist. Nein, ich glaube es nicht, daß er dazu die nöthige Keckheit und die Kraft besitze. Ich bin nur ein Weib, und Sie sind ein Mann, und ein zartfühlender achtbarer und gerechter Mann imponirt. Sie werden ihm imponiren. Geben Sie mir Ihren Arm und lehnen Sie es nicht ab, mich zu ihm zu begleiten. Ich will in Ihrem Beisein mit ihm reden. Wer weiß, was mein Schmerz und Ihre Gegenwart für einen Eindruck auf ihn machen können? Werden Sie mich begleiten?“ — Sehr gern. — „Lassen Sie uns gehen...“ — „„Ich fürchte sehr, daß ihr Schmerz und Ihre Gegenwart gar wenig bei ihm ausgerichtet haben werden. Widerwille! Es ist etwas Schreckliches der Widerwille in der Liebe, und zumal gegen ein Weib!““.... — Ich ließ eine Sänfte holen, da sie kaum im Stande war, zu gehen. So langen wir bei Gardeil an, vor jenem großen neuen Hause, dem einzigen, welches auf der rechten Seite der Straße Sainte-Hyacinthe steht, wenn man vom Platze Saint-Michel kommt.

Dort machen die Träger Halt; sie öffnen. Ich warte; aber sie steigt nicht aus. Ich trete näher und erblicke ein Weib, das am ganzen Leibe zittert: ihre Zähne klappern wie im Fieberschauer; ihre Kniee schlagen gegen einander. „Einen Augenblick, mein Herr; ich bitte Sie um Vergebung; ich kann nicht..... Was will ich eigentlich dort? Ich werde Sie unnützer Weise in Ihren Beschäftigungen gestört haben; es thut mir leid; ich bitte Sie um Verzeihung..." Ich reichte ihr indeß den Arm. Sie nahm ihn, versuchte, sich zu erheben, und konnte nicht. „Noch einen Augenblick, mein Herr," sagte sie zu mir: „ich mache Ihnen Sorge; Sie sind bekümmert über meinen Zustand...." Endlich hatte sie sich ein wenig gefaßt, und indem sie die Sänfte verließ, fügte sie ganz leise hinzu: „Ich muß hineingehen; ich muß ihn sehen. Wer weiß? ich werde vielleicht da sterben...." Der Hof war durchschritten, und wir befanden uns vor der Thür seiner Wohnung; dann traten wir in Gardeil's Cabinet. Er saß an seinem Schreibpulte, in Schlafrock und Nachtmütze. Er begrüßte mich durch eine Handbewegung und fuhr in der begonnenen Arbeit fort. Dann trat er auf mich zu und sagte: „Gestehen Sie, mein Herr, daß die Weiber höchst lästig sind. Ich bitte Sie wegen der Thorheiten dieser Dame tausendmal um Entschuldigung." Darauf wandte er sich gegen das arme Geschöpf, welches mehr todt als lebendig war, mit den Worten: „Mademoiselle, was begehren Sie noch von mir? Es will mich bedünken, daß nach der deutlichen und bestimmten Art, in welcher ich mich erklärt habe, zwischen uns Alles abgethan sein müsse. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht mehr liebe; ich habe es Ihnen unter vier Augen gesagt; Ihr Plan ist vermuthlich, daß ich es Ihnen vor diesem Herrn wiederhole. Nun gut, Mademoiselle, ich liebe Sie nicht mehr. Die Liebe ist ein Gefühl, welches in meinem Herzen für Sie erloschen ist.... und für jedes andere Weib, wie ich hinzufügen will, wenn Sie das trösten kann." — „„Aber erklären Sie mir doch, warum Sie mich nicht mehr lieben?"" — „Ich weiß es nicht. Ich weiß nur so viel, daß ich angefangen habe, ohne zu wissen, warum; daß ich aufgehört habe, ohne zu wissen, warum; und daß ich fühle, es sei unmöglich, daß diese Leidenschaft wieder erwache. Es ist ein Ausschlag, den ich abgeworfen habe, und von dem ich glaube, vollkommen geheilt zu sein. Ich wünsche mir Glück

dazu." — „„Welches Unrecht habe ich mir denn zu Schulden kommen lassen?"" — „Durchaus keines." — „„Sollten Sie meiner Aufführung insgeheim einen Vorwurf machen können?"" — „Nicht den leisesten. Sie sind das beständigste, das bravste, das zärtlichste Weib gewesen, das nur immer ein Mann sich wünschen kann." — „„Habe ich irgend Etwas unterlassen, was zu thun in meiner Macht stand?"" — „Nichts." — „„Habe ich Ihnen nicht meine Angehörigen geopfert?"" — „Es ist wahr." — „„Mein Vermögen?"" — „Es thut mir unendlich leid." — „„Meine Gesundheit?"" — „Das ist möglich." — „„Meine Ehre, meinen guten Ruf, meine Ruhe?"" — „Alles, was Ihnen beliebt." — „„Und ich bin Dir verhaßt!"" — „Es ist hart, dies zu sagen, hart, es zu hören; aber weil dem einmal so ist, muß ich es zugeben." — „„Ich bin ihm verhaßt!.... Ich fühle es, und achte mich darum nicht höher.... Verhaßt! o, ihr Götter!....."" Bei diesen Worten wurde ihr Gesicht von einer tödtlichen Bläße überzogen; ihre Lippen verloren die Farbe; Tropfen eines kalten Schweißes, der sich auf ihren Wangen bildete, vermischten sich mit den aus ihren geschlossenen Augen rinnenden Thränen; ihr Kopf sank auf den Rücken ihres Lehnstuhles zurück; ihre Zähne preßten sich fest gegen einander, und alle ihre Glieder zitterten. Diesem Zittern aber folgte eine Ohnmacht, — wie es mir schien, die Erfüllung der Hoffnung, welche die Arme an der Thür dieses Hauses gefaßt hatte. Die lange Dauer dieses Zustandes erschreckte mich zuletzt. Ich entledigte sie ihres kleinen Mantels; ich löste die Schnüre ihres Gewandes; ich lockerte die Bänder ihrer Unterkleider und spritzte ihr einige Tropfen frischen Wassers in das Gesicht. Ihre Augen öffneten sich zur Hälfte; ein dumpfes Murmeln ließ sich vernehmen; sie wollte sagen: „Ich bin ihm verhaßt!"... und konnte nur die letzten Silben hervorbringen; dann stieß sie einen gellenden Schrei aus. Ihre Augenlider senkten sich: die Ohnmacht trat von Neuem ein. Gardeil saß kalt in seinem Lehnstuhle, den Ellbogen auf den Tisch und den Kopf auf seine Hand gestützt. So betrachtete er ohne alle Gemüthsbewegung die Unglückliche und überließ mir allein die Sorge, ihr beizustehen. Ich sagte mehrmals zu ihm: „Aber, mein Herr, sie stirbt,..... es müßte Hilfe herbeigerufen werden;"... und er erwiderte mir lächelnd und achselzuckend: „„Die Frauen haben ein zähes Leben; sie sterben nicht um solcher

Kleinigkeit willen; es ist nichts; das wird vorübergehen. Sie kennen sie nicht; sie stellen mit ihrem Leibe Alles an, was ihnen beliebt"" ...... — „Sie stirbt, sage ich Ihnen!" — In der That, ihr Körper war ohne Kraft und gleichsam leblos: er glitt von dem Lehnstuhle herab, und sie würde auf den Fußboden gefallen sein, wenn ich sie nicht zurückgehalten hätte. Während dessen war Gardeil plötzlich aufgesprungen, ging heftig im Zimmer auf und ab und sagte mit dem Tone der Ungeduld und der übelsten Laune: „„Ich wäre gern mit dieser widerwärtigen Scene verschont geblieben; aber ich hoffe, es wird die letzte sein. Ueber wen, zum Teufel! beklagt sich dieses Geschöpf? Ich habe sie geliebt; und wenn ich mit dem Kopfe gegen die Wand rennen wollte, so würde es darum nicht mehr und nicht weniger sein. Ich liebe sie nicht mehr; das weiß sie jetzt, oder sie wird es niemals wissen. Damit ist Alles abgemacht.....““ — „Nein, mein Herr, es ist nicht Alles abgemacht. Was! Sie glauben, ein Ehrenmann habe lediglich ein Weib alles dessen, was sie besitzt, zu berauben, und dann zu verlassen?" — „„Was soll ich denn, nach Ihrer Meinung, thun? ich bin eben so bettelarm, wie sie."" — „Was sie nach meiner Meinung thun sollen? Sie sollen Ihr Elend mit demjenigen vereinigen, in welches Sie die Arme gestürzt haben." — „„Das beliebt Ihnen, so zu sagen. Ihr würde darum nicht wohler sein, und ich wäre bei Weitem übler daran."" — „Würden Sie ebenso mit einem Freunde verfahren, der Ihnen Alles geopfert hätte?" — „„Mit einem Freunde? ein Freund! ich habe keinen großen Glauben an Freunde, und die Erfahrung hat mir die Lehre gegeben, daß man auch keinen an die Leidenschaften haben dürfe. Ich bedaure, dies nicht früher gewußt zu haben."" — „Sie finden es also in der Ordnung, daß diese Unglückliche ein Opfer des Irrthums geworden ist, den Ihr Herz begangen hat?" — „„Und wer hat Ihnen gesagt, daß nicht einen Monat oder einen Tag später umgekehrt ich ganz eben so grausam einem Irrthume ihres Herzens aufgeopfert worden wäre?"" — „Wer es mir gesagt hat? Alles, was sie für Sie gethan hat, und der Zustand, in welchem Sie sie erblicken." — „„Was sie für mich gethan hat!.... Ei, zum Henker! das ist über und über durch den Verlust meiner Zeit ausgeglichen."" — „Oh! Herr Gardeil, wie können Sie nur Ihre Zeit vergleichen wollen mit all' den unschätzbaren Dingen, welche Sie ihr

geraubt haben!“ — „„Ich habe bis jetzt nichts gethan, bin noch nichts und zähle dreißig Jahre; jetzt oder niemals ist es Zeit, an sich selbst zu denken und alle jene Albernheiten nach ihrem wahren Werthe zu würdigen...““ Unterdessen war das arme Mädchen wieder etwas zu sich gekommen und entgegnete mit ziemlicher Lebhaftigkeit auf seine letzten Worte: „Was hat er da vom Verluste seiner Zeit gesagt? Ich habe vier Sprachen gelernt, um ihn bei seinen Arbeiten zu unterstützen; ich habe tausend Bände durchgelesen; ich habe Tag und Nacht übersetzt, copirt; ich habe meine Kräfte erschöpft, meine Augen zu Grunde gerichtet, mein Blut erhitzt; ich habe mir eine lästige Krankheit zugezogen, von der ich vielleicht niemals geheilt werde. Den eigentlichen Grund seines Widerwillens wagt er gar nicht einzugestehen; aber Sie sollen ihn sogleich kennen lernen.“ In demselben Augenblicke reißt sie ihr Halstuch ab, zieht den einen Arm aus dem Kleide und entblößt ihre Schulter, auf welcher sie mir einen rothlaufartigen Flecken zeigt. „Da sehen Sie ihn,“ sagt sie zu mir: „da sehen Sie den Grund seiner Veränderung! da sehen Sie die Wirkung der Nächte, die ich durchwacht habe! Des Morgens erschien er mit seinen Pergamentrollen. „„Herr von Hérouville,““ sagte er zu mir: „„wünscht dringend, zu erfahren, was darin steht; morgen müßte diese Arbeit gethan sein;““ ... und sie war es....“ In diesem Augenblicke vernahmen wir Schritte, welche sich der Thür näherten; es war ein Diener, der die Ankunft des Herrn von Hérouville anmeldete. Gardeil erbleichte. Ich ersuchte Mademoiselle de la Chaux, ihren Anzug wieder in Ordnung zu bringen und sich zurückzuziehen... „Nein,“ sagte sie, „nein, ich bleibe. Ich will den Unwürdigen entlarven. Ich werde Herrn von Hérouville erwarten und mit ihm reden.“ — Und wozu sollte dies dienen? — „Zu nichts,“ erwiderte sie mir: „Sie haben Recht.“ — Morgen würden Sie trostlos darüber sein. Lassen Sie ihm all' sein Unrecht; es ist das eine Ihrer würdige Rache. — „Aber ist sie auch seiner würdig? — Sehen Sie denn nicht, daß dieser Mensch nicht... Lassen Sie uns aufbrechen, mein Herr, schnell aufbrechen; denn ich kann für nichts stehen, weder für das, was ich thun, noch für das, was ich sagen würde......“ Mademoiselle de la Chaux hatte im Nu die Unordnung beseitigt, welche durch diese Scene in ihre Kleidung

gekommen war, und eilte pfeilschnell aus Gardeil's Cabinet hinweg. Während ich ihr folgte, hörte ich, wie hinter uns die Thür mit Heftigkeit zugeworfen wurde. Später habe ich erfahren, daß Gardeil dem Portier ihr Signalement gegeben hatte. Ich führte sie in ihre Wohnung zurück und fand dort den Doctor le Camus, welcher uns erwartete. Die Leidenschaft, die er für dies junge Mädchen gefaßt hatte, unterschied sich wenig von derjenigen, welche sie selbst für Gardeil empfand. Ich stattete ihm Bericht über unsern Besuch ab; und obgleich er die lebhaftesten Zeichen des Zornes, des Schmerzes, des Unwillens gab...." — „„War es doch nicht besonders schwer, in seinen Mienen zu lesen, daß Ihr geringer Erfolg ihm nicht übermäßig mißfiel."" — „So ist's." — „„Da sieht man den Mann! Er ist einmal nicht besser geartet."" — „Dieser Besuch hatte eine heftige Krankheit in seinem Gefolge, und während derselben widmete ihr der gute, ehrliche, weichherzige und zartfühlende Doctor eine Sorgfalt, wie er sie für die vornehmste Dame Frankreichs nicht aufgeboten haben würde. Er kam drei= und viermal des Tages, und so lange Gefahr vorhanden war, schlief er in ihrem Zimmer auf einem Gurtbette. Uebrigens ist in Zeiten tiefen Kummers eine Krankheit geradezu ein Glück." — „„Indem sie uns in uns selber einkehren läßt, drängt sie die Erinnerung an die Anderen zurück; außerdem aber ist sie zugleich ein Vorwand, sich ungescheut und ohne Rückhalt seiner Betrübniß hinzugeben."" — „Diese sonst ganz richtige Betrachtung konnte indeß auf Mademoiselle de la Chaux nicht angewandt werden.

„Als sie in der Genesung begriffen war, regelten wir die Anwendung ihrer Zeit. Sie besaß mehr Geist, Phantasie, Geschmack und Kenntnisse, als erforderlich war, um in die Akademie der Inschriften zugelassen zu werden. Sie hatte uns so unzählige Male Gegenstände der Metaphysik verhandeln hören, daß die abstractesten Materien ihr vollkommen vertraut geworden waren; und ihr erster literarischer Versuch war eine Uebersetzung der Hume'schen „Versuche über den menschlichen Verstand." Ich übernahm die Durchsicht, muß aber gestehen, daß ich außerordentlich wenig zu berichtigen fand. Diese Uebersetzung wurde in Holland gedruckt und vom Publikum gut aufgenommen.

„Mein Brief über die Taubstummen erschien fast zu derselben

Zeit. Verschiedene ungemein feine Einwürfe, welche sie mir machte, gaben Veranlassung zu einem Anhange, den ich ihr dedicirte*), und dieser Anhang ist nicht das Schlechteste, was ich geschaffen habe. Mademoiselle de la Chaux hatte ein wenig von ihrer Heiterkeit wiedergewonnen. Der Doctor lud uns zuweilen zu Tische, und es ging bei diesen Gastmählern nicht eben zu trübselig her. Seitdem Gardeil fern blieb, hatte die Leidenschaft in le Camus erstaunliche Fortschritte gemacht, und so geschah es denn, daß er eines Tages bei Tische, als wir zum Dessert gelangt waren, mit voller Aufrichtigkeit und tiefer Empfindung, mit der Naivetät eines Kindes und der Feinheit eines geistreichen Mannes sich darüber erklärte. Mit einer Freimüthigkeit, welche mir unendlich gefiel, obgleich dieselbe Anderen vielleicht mißfallen wird, erwiderte sie ihm: „„Doctor, es ist unmöglich, daß sich die Achtung, welche ich für Sie hege, jemals steigert. Sie haben mich mit Freundschaftsdiensten überhäuft, und ich müßte eine eben so schwarze Seele haben wie das Ungeheuer der Straße Sainte Hyacinthe, wenn ich nicht von dem lebendigsten Dankgefühle durchdrungen wäre. Die besondere Weise Ihres Geistes entzückt mich. Sie reden mir mit so viel Zartgefühl und Anmuth von Ihrer Leidenschaft, daß ich glaube, ich würde böse werden, wenn Sie mir nicht mehr von derselben reden wollten. Die bloße Vorstellung, ich könnte Ihre Gesellschaft einbüßen oder Ihrer Freundschaft beraubt werden, würde schon hinreichen, mich unglücklich zu machen. Wenn irgend Einer, so sind Sie ein Ehrenmann, Ihre Güte und Ihr sanfter Charakter sind unvergleichlich. Ich glaube nicht, daß ein Herz in bessere Hände fallen könne, und ich predige dem meinigen vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu Ihren Gunsten. Allein, wer nicht Lust hat, Gutes zu thun, hat gut predigen; ich komme damit um keinen Schritt weiter. Ich sehe Sie indeß leiden und empfinde darüber den schmerzlichsten Kummer. Ich kenne Niemand, der des Glückes, welches Sie begehren, würdiger wäre als Sie, und

*) Der „Brief über die Taubstummen, zum Gebrauche für diejenigen, welche hören und sprechen können," erschien im Anfange des Jahres 1751. Der Anhang, welcher Mademoiselle de la Chaux dedicirt ist, wurde einige Monate später geschrieben.

ich weiß nicht, was ich nicht zu thun vermöchte, um Sie glücklich zu machen,... alles Mögliche, ohne Ausnahme. Hören Sie, Doctor, ich würde.... ja, ich würde bis zum Aeußersten gehen! bis dahin einschließlich. Wollen Sie bei mir schlafen? Sie dürfen es nur sagen. Das ist Alles, was ich für Sie thun kann; aber Sie wollen geliebt sein, und gerade das vermag ich nicht.“ “ Der Doctor hörte ihr aufmerksam zu, ergriff dann ihre Hand, küßte sie und benetzte sie mit seinen Thränen, während ich für mein Theil nicht wußte, ob ich lachen sollte, oder weinen. Mademoiselle de la Chaux kannte den Doctor vollkommen; denn als ich am folgenden Tage zu ihr sagte: „Aber Mademoiselle, wenn der Doctor Sie nun beim Worte genommen hätte?“ erwiderte sie mir: „„So würde ich Wort gehalten haben. Allein in diese Lage konnte ich gar nicht kommen, da mein Anerbieten nicht der Art war, daß ein Mann, wie er, es hätte annehmen können...“ “— „Und warum nicht? Mich dünkt, ich an der Stelle des Doctors würde gehofft haben, das Uebrige würde sich später finden.“— „„Gewiß — aber Ihnen, an der Stelle des Doctors, würde Mademoiselle de la Chaux nicht den nämlichen Vorschlag gemacht haben.“ “

„Die Uebersetzung Hume's hatte ihr keine erhebliche Summe eingetragen, denn die Holländer drucken so viel, wie man nur immer will, vorausgesetzt, daß sie kein Honorar zu zahlen brauchen.“ — „„Und das ist ein Glück für uns; denn wenn sie sich's einmal einfallen ließen, den Schriftstellern Honorare zu zahlen, so würden sie in Folge der Fesseln, welche man bei uns dem Geiste angelegt hat, sehr bald den ganzen Buchhandel zu sich hinüberziehen.“ “ — „Wir gaben ihr den Rath, ein unterhaltendes Werk zu schreiben, mit welchem weniger Ehre und mehr Gewinn verbunden wäre. Sie arbeitete vier oder fünf Monate an einem solchen, und brachte mir nach Verlauf dieser Zeit einen kleinen historischen Roman unter dem Titel: Die drei Favoritinnen. Derselbe zeichnete sich durch Leichtigkeit des Styles, Feinheit und anziehenden Inhalt aus; allein, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, — denn sie war jeder Bosheit unfähig, — er wimmelte von Zügen, welche auf die Maitresse des Königs, die Marquise von Pompadour, angewandt werden konnten, und ich verhehlte ihr nicht, daß es fast unmöglich wäre, ihr Werk erscheinen zu lassen, ohne sich einer Gefahr bloßzustellen, selbst

wenn sie jedes Opfer bringen wollte, sei es durch Milderung, sei es durch Unterdrückung der verfänglichen Stellen, und daß der Verdruß über die Verschlechterung des trefflich Dargestellten sie gleichwohl nicht vor anderen Unannehmlichkeiten sicher stellen würde.

„Sie begriff, daß meine Bemerkung vollkommen richtig war, und fühlte sich durch dieselbe nur um so tiefer betrübt. Der gute Doctor kam allen ihren Bedürfnissen zuvor; sie machte jedoch von seiner Wohlthätigkeit mit um so größerer Zurückhaltung Gebrauch, je weniger sie sich zu derjenigen Art der Dankbarkeit geneigt fühlte, welche er von ihr hoffen mochte. Uebrigens war der Doctor damals nicht reich und auch nicht besonders dazu geschaffen, es zu werden. Von Zeit zu Zeit zog sie ihr Manuscript aus seiner Mappe und sagte traurig zu mir: „„Nun, es ist also unmöglich, etwas damit anzufangen, und es muß da liegen bleiben?““ Zuletzt gab ich ihr einen seltsamen Rath. Ich schlug ihr nämlich vor, das Werk, so wie es war, ohne alle Milderung oder Abänderung an Frau von Pompadour selbst zu senden, und zwar in Begleitung eines kurzen Schreibens, welches ihr den nöthigen Aufschluß über diese Sendung geben sollte. Diese Idee gefiel ihr. Sie schrieb einen in allen Beziehungen reizenden Brief, hinreißend besonders durch den in ihm herrschenden Ton der Wahrheit, dem man unmöglich widerstehen konnte. Zwei oder drei Monate verstrichen, ohne daß sie das Geringste über das Schicksal ihres Romans vernahm; und schon hielt sie den Versuch für fruchtlos, als ein Ludwigsritter mit einer Antwort der Marquise bei ihr erschien. In letzterer wurde das Werk gelobt, wie es dies verdiente; man dankte für das gebrachte Opfer; man gab die Möglichkeit der Beziehungen und Deutungen zu, ohne im mindesten dadurch beleidigt zu sein, und lud die Verfasserin ein, nach Versailles zu kommen, wo sie ein dankbares Weib finden würde, das geneigt sei, jeden in ihrer Macht stehenden Dienst zu leisten. Als der Abgesandte sich zurückzog, ließ er gewandt eine Rolle mit fünfzig Louisd'or auf dem Kamine der Mademoiselle de la Chaux zurück.

„Der Doctor und ich drangen in sie, aus dem Wohlwollen der Frau von Pompadour Nutzen zu ziehen; allein wir hatten es hier mit einem Mädchen zu thun, dessen Bescheidenheit und Schüchternheit eben so groß waren wie sein Verdienst. Wie konnte

sie sich mit ihren Lumpen dort präsentiren?... Diese Schwierigkeit wurde sofort durch den Doctor gehoben. Nach den Kleidern kamen indeß neue Vorwände, und dann immer andere. Von Tag zu Tage wurde die Reise nach Versailles verschoben, bis es kaum noch angemessen erschien, sie überhaupt zu machen. So war schon eine geraume Zeit verstrichen, seitdem wir gar nicht mehr davon geredet hatten, als derselbe Bote wieder erschien und einen zweiten Brief voll der verbindlichsten Vorwürfe und von einem abermaligen Geschenke begleitet überbrachte, welches dem ersten gleich war und mit derselben Schonung angeboten wurde. Diese edelmüthige Handlung der Frau von Pampadour ist nicht bekannt geworden. Ich habe derselben gegen Herrn Collin, ihren Vertrauten, welcher zugleich ihre geheimen Wohlthaten zu spenden hatte, erwähnt: er wußte nichts davon; und es ist mir eine Genugthuung, zu glauben, daß dies nicht die einzige schöne That sei, die ihr Grab birgt.

„Auf solche Weise versäumte Mademoiselle de la Chaux zweimal die Gelegenheit, sich ihrer Noth zu entreißen.

„Seitdem verlegte sie ihre Wohnung in die entlegensten Theile der Stadt, und ich verlor sie gänzlich aus den Augen. Nur so viel habe ich über ihr ferneres Leben in Erfahrung gebracht, daß dasselbe eine ununterbrochene Kette von Bekümmernissen, Krankheiten und Elend gewesen ist. Das Haus ihrer Familie blieb ihr hartnäckig verschlossen, und vergeblich rief sie die Vermittelung jener heiligen Personen an, welche sie so eifrig verfolgt hatten." — „„Das ist ganz in der Ordnung."" — „Nur der Doctor verließ sie nicht. Sie starb in einer Bodenkammer, auf dem Stroh, während der kleine Tiger der Straße Sainte Hyacinthe, der einzige Geliebte, welchen sie jemals gehabt hat, zu Montpellier oder zu Toulouse die Medicin ausübte und im größten Wohlstande den wohlverdienten Ruf eines geschickten Mannes neben dem angemaßten Rufe eines rechtschaffenen Mannes genoß." — „„Das ist ja ebenfalls so ziemlich in der Ordnung. Wo es einen guten und rechtschaffenen Tanié giebt, da sendet ihn die Vorsehung zu einer Reymer, und wo es eine gute und rechtschaffene de la Chaux giebt, da wird sie einem Gardeil zu Theil, damit eben Alles auf's beste eingerichtet sei.""

„Doch wird man mir vielleicht einwenden, es sei vorschnell,

über den Charakter eines Menschen nach einer einzigen Handlung abzuurtheilen; eine so strenge Regel müsse die Zahl der ehrenwerthen Leute in solchem Grade vermindern, daß ihrer schließlich nicht einmal so viel auf Erden übrig bleiben würden, wie das Evangelium des Christen Auserwählte in den Himmel zuläßt; man könne unbeständig in der Liebe sein, sich sogar auf seine geringe Gewissenhaftigkeit im Verkehre mit dem weiblichen Geschlechte etwas zu Gute thun, ohne darum gleich aller Ehre und Rechtschaffenheit bar zu sein; man habe ja weder die Macht, eine auflodernde Leidenschaft zu unterdrücken, noch eine erlöschende neu zu beleben; es gebe ja ohnedies in unseren Behausungen und in den Straßen schon genug Menschen, die mit vollem Rechte den Namen Schurken verdienen, ohne daß man erst noch eingebildete Verbrechen zu erfinden brauche, durch welche Jene in's Unendliche vermehrt werden würden. Man wird mich vielleicht fragen,. ob ich niemals ein Weib verrathen, getäuscht oder ohne Grund verlassen habe. Wollte ich auf solche Fragen antworten, so würde meine Antwort nicht ohne Entgegnung bleiben, und dies möchte leicht einen Wortstreit herbeiführen, der erst am jüngsten Tage enden würde. Legt aber die Hand auf's Herz und sagt mir, mein Herr Schutzredner der Betrüger und der Treulosen, ob Ihr den Doctor von Toulouse zu Eurem Freunde wählen würdet?... Ihr tragt Bedenken?... Gut, damit ist Alles gesagt;... und somit bitte ich Gott, jedes Weib in seine Obhut zu nehmen, welchem Ihr den Einfall haben könntet Eure Huldigung darzubringen."

Die Nonne.

Zur Einleitung.

Wie beinahe die meisten „Dichtungen" Diderot's, hatte auch der Roman „die Nonne" eine thatsächliche Grundlage. Im Jahre 1757 erhob eine junge Nonne der Abtei Longchamp, ein Opfer der Grausamkeit ihrer Eltern, gegen die Gelübde, welche sie nicht freiwillig abgelegt hatte, Protest. Vergebens suchte man ihre Stimme zu unterdrücken; sie leitete gegen ihr Kloster und ihre Familie einen Proceß ein. Die Sache machte Aufsehen, und die Frömmler, wie man sich leicht denken kann, spieen Feuer und Flammen gegen die junge Klausnerin. Doch gab es auch einige mitleidige Personen, die ihre Stimme zur Vertheidigung der Armen erhoben. So interessirte sich z. B., ohne sie zu kennen und selbst ohne ihren Namen zu wissen, der Marquis von Croismare, ein Mann von Gefühl und philosophischer Bildung, obgleich fromm, lebhaft für sie; allein seine Schritte blieben erfolglos, und die Unglückliche wurde verdammt, ihr peinvolles Dasein im Kloster zu beschließen.

Diese Begebenheit, von welcher sich zahlreiche andere Beispiele in den „Kirchlichen Nachrichten" der Jahre 1728 bis 1760 sowie in den Memoiren jener Zeit finden, gab die Veranlassung zu dem Romane „La Religieuse." Es ist wiederum der treffliche

Croismare, an den sich Diderot's Nonne wendet, jener achtungswerthe Mann, von welchem Madame d' Epinay in dem zweiten Bande ihrer Denkwürdigkeiten (Paris, 1818) ein Bild entworfen hat, das alles hier über ihn Berichtete durchaus bestätigt. Nach einer in den Kreisen der Pariser Schriftsteller und Schöngeister vielverbreiteten Anekdote hätte allerdings die Entstehung der „Nonne" auf einem gesellschaftlichen Scherz beruht: man wünschte Croismare, der auf dem Lande verweilte, in die Stadt zu ziehen, und spiegelte ihm deshalb vor, daß eine Nonne seinen Schutz begehre. Selbst wenn dies mehr als Anekdote wäre, würde man immer annehmen müssen, daß ein Gedanke, der Diderot seit langer Zeit erfüllte, zum Scherz benutzt worden sei, nicht daß der Scherz den Anlaß zur Entstehung des Romans gegeben habe.

Die Memoiren der Nonne wurden um 1760 verfaßt und dem Manuscripte, von welchem lange Zeit mehrere Bruchstücke im Umlaufe waren, hat vielleicht La Harpe die Idee zu seiner im Jahre 1770 veröffentlichten „Mélanie" entlehnt. Wie „Jacques le Fataliste" wurde auch „die Nonne" nicht bei Lebzeiten Diderot's gedruckt; beide Werke erschienen erst im Jahre 1793. Doch kann man nicht sagen, daß sie bis zur Veröffentlichkeit eigentlich unbekannt geblieben sei. Grimm's handschriftliche „literarische Correspondenz", die eben damals den Höhepunkt ihres Ansehens und ihrer Verbreitung erreicht hatte, theilte die Nonne mit, andere Abschriften gingen von Hand zu Hand, wurden gelesen und vorgelesen, und wir können kaum glauben, daß es in den literarischen Salons jener Zeit Eingeweihte gab, denen der Roman fremd geblieben wäre.

Was das Urtheil über denselben anlangt, das seiner Zeit heftig zwischen Verdammung und Bewunderung schwankte, so hat selbst der strenge Schlosser, der die Frivolität und Oberflächlichkeit des größten Theiles der französischen Literatur hart

verurtheilt, sich zu einer Schutzrede für die „Nonne" (Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Dritter Zeitraum, zweiter Abschnitt, zweites Capitel.) gedrungen gefühlt. „Die Geschichte ist so genau aus den Erfahrungen jener Zeit und dem, was alle Tage in gewissen Familien vorging, entlehnt, daß man wirkliche Denkwürdigkeiten zu lesen glaubt. Jede fühlende Seele schaudert, wird innig ergriffen und von Rührung durchdrungen, sie muß einen Zustand des Staats und der Kirche verabscheuen, der Dinge wie die hier erzählten möglich machte. Diderot hat mit einer bewunderungswürdigen Kunst die Erzählung von Anfang bis zum Ende so durchgeführt, daß er nie aus dem Tone gefallen ist. Das Klosterleben und Klosterwesen der Zeit kurz vor der Revolution ist in keinem Buche mit mehr Wahrheit und Lebendigkeit geschildert, als in diesem Roman."

Der gerechte strenge Tadel, den der Historiker bezüglich der üppigen Scenen im zweiten Theil der „Nonne" hinzufügt, wird von jedem ernsten Leser getheilt werden, es ist nicht poetische, sondern brutale reizlose Sinnlichkeit, die hier breit in den Vordergrund tritt. Die vorliegende Uebersetzung hat wohl wagen dürfen, einige der überflüssigsten Frivolitäten zu beseitigen, aber ohne tiefe Schnitte in die gesammte Erzählung, welche nur für den Autor selbst zulässig gewesen sein würden, bleiben diese Partien des Romans entschieden unerfreulich. Um so mehr ist zu beklagen, daß Diderot selbst nicht dazu gelangte, eine Umarbeitung der „Nonne" vorzunehmen, wozu er nach dem Zeugniß André Naigeon's, seines ersten Herausgebers, geneigt und selbst entschlossen war.

Die Antwort des Herrn Marquis von Croismare soll mir die ersten Zeilen dieser Erzählung liefern, vorausgesetzt, daß er mir überhaupt antwortet. Jedenfalls habe ich, bevor ich an ihn schrieb, ihn kennen lernen wollen. Er ist ein Weltmann, hat sich im Dienste Ruhm erworben, steht im höheren Lebensalter, und ist verheirathet gewesen; er hat eine Tochter und zwei Söhne, welche er liebt, und die seine Liebe mit Zärtlichkeit erwidern. Von angesehener Herkunft, besitzt er Aufklärung, Geist, Heiterkeit, Geschmack für die schönen Künste und vor Allem Originalität. Man hat mir sein gefühlvolles Herz, seine Ehrenhaftigkeit und seine Rechtschaffenheit gerühmt; und aus dem lebhaften Interesse, welches er an meiner Angelegenheit genommen, sowie aus Allem, was man mir über ihn mitgetheilt hat, ich den Schluß zog, daß ich mich nicht bloßgestellt habe, indem ich mich an ihn wendete. Ich darf jedoch nicht voraussetzen, daß er sich entschließen werde, eine Aenderung meines Schicksals herbeizuführen, ohne zu wissen, wer ich bin; und diese Rücksicht bestimmt mich, meine Eigenliebe und meinen Widerwillen zu überwinden, indem ich es unternehme, diese meine Memoiren niederzuschreiben, in denen ich ohne Talent und ohne Kunst, mit der Unbefangenheit eines Kindes von meinem Alter und mit der Freimüthigkeit meines Charakters einen Theil meiner unglücklichen Schicksale schildere. Da mein Beschützer fordern, oder mich selber vielleicht die Neigung anwandeln könnte, diese Memoiren in einer Zeit zu vollenden, in der längst vergangene Begebenheiten meinem Gedächtnisse nicht mehr vollkommen gegenwärtig wären, so habe ich geglaubt, daß die kurzen Andeutungen derselben am Schlusse, verbunden mit dem tiefen Eindrucke, welchen sie für mein ganzes Leben

auf mich gemacht haben, genügen werden, um mir in späteren Tagen Alles mit Zuverlässigkeit wieder in die Erinnerung zurückzurufen.

Mein Vater war Advocat. In einem schon ziemlich vorgerückten Alter hatte er meine Mutter geheirathet, und drei Töchter von ihr. Er besaß mehr Vermögen, als erforderlich war, um diese letzteren gut und dauerhaft zu versorgen. Zu dem Ende aber hätte er wenigstens seine Zärtlichkeit gleichmäßig auf alle Drei vertheilen müssen, und doch kann ich ihm gerade dieses Lob am allerwenigsten ertheilen. Unzweifelhaft überragte ich meine Schwestern durch Anmuth des Geistes und der Gestalt, durch meinen Charakter und meine Talente; leider aber gewann es den Anschein, als ob meine Eltern sich darüber betrübten. Und da Alles, was Natur und Fleiß mir an Vorzügen vor den Schwestern verliehen hatten, für mich nur zu einer Quelle des Verdrusses wurde, so habe ich seit meinen frühesten Lebensjahren den Wunsch gehegt, ihnen zu gleichen, um gleich ihnen geliebt, gehätschelt, gefeiert und bei jeder Gelegenheit entschuldigt zu werden. Wenn man gelegentlich zu meiner Mutter sagte: „Sie haben reizende Kinder,“... so sollte sich dies niemals auf mich beziehen. Allerdings wurde ich für solche Ungerechtigkeit bisweilen glänzend gerächt; allein die Lobsprüche, welche man mir gespendet hatte, kamen mir, sobald wir wieder allein waren, so theuer zu stehen, daß mir Gleichgiltigkeit oder selbst Kränkungen eben so lieb gewesen wären: je größere Vorliebe fremde Personen mir bezeigt hatten, um so übler war man gegen mich gelaunt, wann dieselben sich entfernt hatten. O, wie oft habe ich Thränen darum vergossen, daß ich nicht häßlich, einfältig, dumm, hochmüthig, kurz, mit allen den Gebrechen geboren war, welche ihnen den Beifall unserer Eltern verschafften. Ich habe mir oft die Frage vorgelegt, wie ein Vater, eine Mutter, welche im Uebrigen rechtschaffen, gerecht und fromm waren, zu solcher Sonderbarkeit gekommen seien. Soll ich es Ihnen gestehen, mein Herr? Einige Aeußerungen, welche meinem Vater im Zorne entschlüpft sind, denn er war heftig, — einige Umstände, zu verschiedenen Zeiten von mir beobachtet und gesammelt, hingeworfene Worte der Nachbarn, Geschwätze der Dienerschaft &c. haben mich einen Grund argwöhnen lassen, welcher sie einigermaßen entschuldigen

würde. Vielleicht hegte mein Vater einige Zweifel hinsichtlich meiner Geburt; vielleicht rief ich meiner Mutter einen von ihr begangenen Fehltritt in's Gedächtniß, sowie zugleich die Undankbarkeit eines Mannes, welchem sie zu bereitwillig Gehör gegeben; was weiß ich? Gesetzt aber auch, dieser Verdacht wäre grundlos: was hätte ich dabei zu wagen, indem ich Ihnen denselben anvertraue? Sie werden diese Schrift verbrennen, und ich verspreche Ihnen dagegen, Ihre Antworten ebenfalls zu vernichten. Da wir in kurzen Zwischenräumen nach einander das Licht der Welt erblickt hatten, so wuchsen wir auch alle Drei mit einander heran. Bald erschienen Freier. Um meine ältere Schwester bewarb sich ein allerliebster junger Mann; ich bemerkte indeß, daß er mich auszeichnete, und daß meine Schwester binnen Kurzem nur noch als Vorwand für seine Aufmerksamkeiten gegen mich würde dienen müssen. Schon im Voraus all' den Verdruß empfindend, welcher mir aus diesem Umstande erwachsen konnte, setzte ich meine Mutter davon in Kenntniß. Dies ist vielleicht die einzige Handlung in meinem ganzen Leben, welche ihr angenehm gewesen ist, und nun höre man, wie ich für dieselbe belohnt wurde. Vier Tage später, oder doch kurze Zeit darauf, zeigte man mir an, daß man für mich einen Platz in einem Kloster besorgt hätte, und schon am folgenden Tage wurde ich dorthin geführt. Meine Stellung im elterlichen Hause war eine so widerwärtige, daß dieses Ereigniß mich nicht im geringsten betrübte, und ich begab mich mit großer Heiterkeit nach St. Marie, — so hieß nämlich mein erstes Kloster. Inzwischen vergaß mich der Liebhaber meiner Schwester, da er mich nicht mehr sah, und wurde ihr Gatte. Er heißt K***, ist Notar und wohnt zu Corbeil, wo er mit seinem Weibe eine ziemlich unglückliche Ehe führt. Meine zweite Schwester ward an einen Herrn Bauchon, Seidenwaarenhändler in der Straße Quincampoix zu Paris, verheirathet, und lebt glücklich mit ihm.

Nachdem so meine beiden Schwestern versorgt waren, glaubte ich, man würde nun auch an mich denken, und ich würde binnen Kurzem das Kloster verlassen. Ich war damals sechzehn und ein halbes Jahr alt. Man hatte meinen Schwestern eine ansehnliche Aussteuer gegeben; ich träumte mir ein dem ihrigen gleiches Loos, und schon war mein Kopf mit allerlei lockenden Plänen erfüllt, als

man mich eines Tages in das Sprechzimmer rufen ließ. Es war Pater Seraphin, der Beichtvater meiner Mutter, und da er auch der meinige gewesen war, so setzte es ihn nicht weiter in Verlegenheit, mir den Zweck seines Besuches zu erklären: es handelte sich darum, mich zu bewegen, mich als Nonne einkleiden zu lassen. Ich äußerte laut meinen Unmuth über diesen seltsamen Antrag, und erklärte ihm rund heraus, daß ich durchaus keinen Geschmack am Klosterleben fände. „Um so schlimmer,“ erwiderte er mir: „denn Ihre Eltern haben sich um Ihrer Schwestern willen vollständig entblößt, und ich sehe nicht ein, was sie in der beschränkten Lage, in welche sie sich dadurch versetzt haben, noch für Sie thun könnten. Bedenken Sie es wohl, Mademoiselle; Sie müssen entweder für immer in dieses Haus eintreten, oder in irgend ein Provinzialkloster gehen, wo man Sie gegen ein mäßiges Kostgeld aufnehmen wird, und welches Sie erst bei dem Tode Ihrer Eltern verlassen werden, ein Ereigniß, welches noch lange auf sich warten lassen kann.“... Ich brach in bittere Klagen aus, und meinen Augen entstürzte ein Thränenstrom. Die Superiorin, schon im Voraus von Allem unterrichtet, erwartete mich bei meiner Rückkehr aus dem Sprechzimmer. Ich befand mich in einer unbeschreiblichen Aufregung. Sie redete mich an: „Aber was ist Ihnen denn, mein liebes Kind? (Sie wußte besser, als ich selber, wie es um mich stand.) Sie sind ja völlig außer sich! Nie habe ich eine der Ihrigen gleiche Verzweiflung gesehen! Ich zittere für Sie. Haben Sie Ihren Herrn Vater oder Ihre Frau Mutter verloren?“ — Ich war nahe daran, ihr zu antworten, indem ich mich in ihre Arme warf: „„Oh, wollte Gott!““ Ich begnügte mich jedoch, auszurufen: „„Ach! ich habe weder Vater noch Mutter; ich bin eine Unglückliche, die man verabscheut, und die man bei lebendigem Leibe hier begraben will.““ — Sie ließ die Fluth vorüberrauschen, und wartete die Wiederkehr der Ruhe ab. Ich erklärte ihr deutlicher, was man mir soeben angekündigt hatte. Sie schien Mitleid mit mir zu fühlen; sie beklagte mich, und ermuthigte mich, nimmer einen Stand zu ergreifen, für welchen ich keine Neigung hätte, während sie mir zugleich versprach, sich in's Mittel zu schlagen, Vorstellungen zu machen und für mich zu bitten. Oh, mein

Herr! wie arglistig diese Klostervorsteherinnen sind! Sie können sich keine Vorstellung davon machen. Sie schrieb in der That, wußte aber gar wohl im Voraus, welche Antworten sie erhalten würde. Die letzteren theilte sie mir sogar mit; und es mußte erst eine geraume Zeit verstreichen, bevor in mir Zweifel gegen ihre Aufrichtigkeit aufstiegen. Unterdessen rückte der letzte Termin, an dem ich meinen Entschluß aussprechen sollte, heran. Eine meisterhaft studirte Traurigkeit zur Schau tragend, erschien sie, um mich davon in Kenntniß zu setzen. Anfangs verhielt sie sich schweigsam, dann warf sie einige Worte des Mitleids hin, aus denen mir alles Uebrige klar wurde. Wiederum gab es eine Scene der Verzweiflung, wie ich denn überhaupt Ihnen kaum noch andere zu schildern haben werde. Hierauf sagte sie zu mir, und ich glaube in der That, daß es unter Thränen geschah: „Nun, mein Kind, Sie wollen uns also verlassen! Liebes Kind, wir werden uns niemals wiedersehen!“.... und andere Worte, die ich nicht vernahm. Ich war auf einen Stuhl zurückgesunken, und verharrte bald in Stillschweigen, bald schluchzte ich auf, bald saß ich in starrer Unbeweglichkeit, bald erhob ich mich, und stützte mich gegen die Wände des Gemaches, bald hauchte ich meinen Schmerz an ihrem Busen aus. Dies war vorüber, als sie hinzufügte: „Aber warum thun Sie denn nicht Eins? Hören Sie, aber sagen Sie nicht, daß ich Ihnen diesen Rath gegeben habe; ich rechne auf eine unverbrüchliche Verschwiegenheit Ihrerseits; denn um keinen Preis in der Welt möchte ich, daß man mir einen Vorwurf machen könnte. Was verlangt man von Ihnen? Daß Sie den Schleier nehmen? Nun wohl! warum nehmen Sie ihn nicht? Wozu verpflichtet Sie dieser Schritt? Zu nichts: noch zwei Jahre in unserer Mitte zu bleiben. Man weiß ja weder Wer stirbt, noch Wer lebt; mit zwei Jahren ist Zeit gewonnen; es können sich in zwei Jahren gar viele Dinge ereignen!“.... Mit diesen arglistigen Reden verband sie so viel Liebkosungen, so viel Freundschaftsversicherungen, so viel milde Heuchelei; ich wußte, wo ich mich befand, wußte aber nicht, wohin man mich führen würde, und so ließ ich mich denn überreden. Die Superiorin schrieb demnach an meinen Vater. Ihr Brief war vortrefflich, ja, ich muß sagen unübertrefflich,

mein Kummer, mein Schmerz, mein Widerstreben waren in diesem Schreiben durchaus nicht verschwiegen, und ich darf Ihnen die Versicherung geben, daß auch eine Klügere, als ich, sich dadurch hätte täuschen lassen. Die Hauptsache indeß war, daß man schließlich meine Einwilligung meldete. Mit welcher Eilfertigkeit wurden nun alle Vorbereitungen getroffen. Der Tag wurde festgesetzt, meine Kleider angefertigt, und der Augenblick der Ceremonie war gekommen, ohne daß es mir heute möglich wäre, auch nur den geringsten Zwischenraum zwischen diesen Dingen wahrzunehmen. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich damals auch meinen Vater und meine Mutter sah, daß ich Alles aufbot, um ihre Herzen zu rühren, und daß sie unerbittlich blieben. Ein Doctor der Sorbonne, Abbé Blin, war es, der die Ermahnungsrede hielt, und der Bischof von Aleppo, der mich einkleidete. Diese Ceremonie trägt schon an und für sich keinen heitern Charakter, an jenem Tage aber gehörte sie zu den allertraurigsten. Obgleich die Nonnen eifrig bemüht waren, mich zu unterstützen, so fühlte ich doch unzählige Male, wie mir die Kniee zusammenbrachen, und war nahe daran, auf die Stufen des Altars niederzusinken. Ich hörte nichts, ich sah nichts, ich war vollkommen stumpfsinnig; ich ging, wohin man mich führte; man richtete Fragen an mich, und Andere antworteten statt meiner. Diese qualvolle Ceremonie nahm indeß ein Ende; Alle zogen sich zurück, und ich blieb inmitten der Heerde, der man mich zugesellt hatte. Darauf umringten mich meine Gefährtinnen, umarmten mich, und sagten: „Aber sieh doch, Schwester, wie schön sie ist! wie dieser Schleier die Weiße ihres Teints hebt! wie prächtig ihr diese Binde steht! wie sie ihr das Gesicht rundet! wie sie ihre Wangen umrahmt! wie dieses Kleid ihre Taille und ihre Arme hervortreten läßt!“..... Ich hörte kaum auf ihre Reden, denn ich war in Verzweiflung. Gleichwohl muß ich gestehen, daß, als ich mich in meiner Zelle allein befand, ihre Schmeicheleien mir wieder in's Gedächtniß kamen; ich konnte es mir nicht versagen, sie von meinem kleinen Spiegel bestätigen zu lassen, und es wollte mir scheinen, als wären sie nicht ganz ungerechtfertigt.

Es giebt gewisse Ehrenbezeigungen, welche sich an diesen Tag

knüpfen. Man übertrieb dieselben für mich; ich war unempfänglich dafür, aber man stellte sich, als glaubte man das Gegentheil, und sagte es mir sogar, obgleich Allen klar sein mußte, daß dem nicht so war. Als wir am Abend vom Gebete zurückkehrten, trat die Superiorin in meine Zelle. „In der That," sagte sie zu mir, nachdem sie mich einige Augenblicke betrachtet hatte; „ich weiß nicht, weshalb Sie so großen Widerwillen gegen dieses Kleid haben; es steht Ihnen ganz vortrefflich, und Sie sind reizend. Schwester Susanne ist eine sehr schöne Nonne, und man wird Sie darum nur um so mehr lieben. Wohlan, lassen Sie sehen, gehen Sie einmal.... Sie halten sich nicht gerade genug; man muß nicht so gebeugt einhergehen"..... Sie richtete mir den Kopf, die Füße, die Hände, die Taille, die Arme; es war fast eine Lection Marcel's *) in klösterlicher Grazie, denn jeder Stand hat seine eigene. Sodann setzte sie sich, und sagte: „Es ist gut. Nun aber lassen Sie uns einmal ernsthaft reden. Das wären also zwei gewonnene Jahre! Ihre Eltern können einen andern Entschluß fassen; Sie selber werden vielleicht hier zu bleiben wünschen, wann jene Sie zurücknehmen wollen; das wäre ja durchaus nicht unmöglich." — „„Madame, glauben Sie das nicht."" — „Sie haben sich allerdings lange unter uns aufgehalten, aber Sie kennen unser Leben noch nicht; dasselbe hat ohne Zweifel seine trüben Seiten, aber es hat auch seine Annehmlichkeiten".... Sie können sich leicht denken, was sie noch Alles in Beziehung auf die Welt und das Kloster hinzufügen konnte; man findet das überall geschrieben und überall in demselben Tone; denn man hat mich, Gott sei Dank, den ganzen Plunder lesen lassen, welchen die Mönche über ihren Stand und gegen die Welt geschrieben haben, obgleich sie jenen gar wohl kennen und verabscheuen, während sie diese lieben, verlästern und doch nicht kennen.

Mit den einzelnen Umständen meines Noviziats will ich Sie nicht behelligen. Wenn man dasselbe übrigens in seiner ganzen Strenge beobachtete, würde es Niemand ertragen; so aber ist es die angenehmste Zeit des ganzen Klosterlebens. Zur Novizenmutter bestimmt man nämlich die nachsichtigste Schwester, die man fin-

*) Marcel war ein berühmter Tanzmeister.

den kann. Ihr ganzes Studium ist darauf gerichtet, ihren Pflegebefohlenen alle Dornen des Klosterlebens zu verbergen, dergestalt, daß das Noviziat zu einem Cursus der feinsten und berechnetsten Verführung wird. Sie ist es, welche das uns umgebende Dunkel verdichtet, welche uns wiegt, uns einschläfert, uns täuscht, uns verblendet. Die unserige zeigte mir eine besondere Zuneigung. Ich glaube nicht, daß irgend eine junge und unerfahrene Seele im Stande ist, dieser unheilvollen Kunst zu widerstehen. Die Welt hat ihre Abgründe, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß man auf einem eben so sanften und bequemen Abhange hinabgleitet. Hatte ich nur zweimal hinter einander geniest, so war ich von der Messe, von der Arbeit, vom Gebete dispensirt, ging früher schlafen, und stand später auf; die Klosterregel existirte für mich nicht. Denken Sie sich, mein Herr, es gab Tage, an denen ich nach dem Augenblicke seufzte, in welchem ich mich opfern sollte. Keine ärgerliche Geschichte trägt sich in der Welt zu, die uns nicht mitgetheilt würde; man legt sich die wahren zurecht, man erfindet falsche, und erschöpft sich sodann in endlosen Lobpreisungen und Danksagungen gegen Gott, der uns vor dergleichen demüthigenden Abenteuern sicher gestellt hat. Die Zeit kam heran, deren Schritt ich bisweilen durch meine Wünsche zu beschleunigen gesucht hatte. Nun ward ich träumerisch; ich fühlte, wie mein Widerwille in erhöhtem Maße erwachte. Vertrauensvoll machte ich der Superiorin, oder unserer Novizenmutter davon Mittheilung. Diese Frauen nehmen eine schwere Rache für die Langeweile, die wir ihnen verursachen; denn man muß nicht glauben, daß sie an der heuchlerischen Rolle, die sie spielen, und an den Narrheiten, die sie gezwungen sind, uns unabläßig zu wiederholen, Vergnügen finden: es wird ja das Alles zuletzt so eintönig und widerwärtig für sie; gleichwohl entschließen sie sich dazu, und zwar für eine Summe von etwa tausend Thalern, welche dieses Geschäft ihrem Hause einbringt. Das ist der wichtigste Gegenstand, um dessen willen sie ihr ganzes Leben hindurch lügen und unschuldigen jungen Mädchen eine Verzweiflung von vierzig, fünfzig Jahren, ja vielleicht ewiges Unheil bereiten; denn es ist unzweifelhaft, mein Herr, daß es unter hundert Nonnen, welche vor dem fünfzigsten Lebensjahre sterben, gerade hundert verdammte giebt,

diejenigen ungerechnet, die schon vorher wahnsinnig, stumpfsinnig, oder rasend werden.

Eines Tages geschah es, daß eine dieser letzteren aus der Zelle entsprang, in der man sie eingesperrt hielt. Ich sah sie; und hier liegt der Wendepunkt für mein Glück, oder für mein Unglück, je nach der Art, mein Herr, wie Sie hinsichtlich meiner verfahren werden. Nie in meinem Leben habe ich etwas so Entsetzliches gesehen. Mit fliegenden Haaren und fast unbekleidet, schleppte sie eiserne Ketten hinter sich her; ihre Augen schweiften wild umher; sie zerraufte sich das Haar und schlug sich die Brust mit den Fäusten; sie rannte hin und her, sie heulte, stieß gegen sich selbst und gegen die Anderen die schrecklichsten Verwünschungen aus, und suchte ein Fenster, um sich hinabzustürzen. Von tiefem Entsetzen ergriffen, zitterte ich an allen Gliedern: ich erblickte mein eigenes Schicksal im Loose dieser Unglückseligen, und augenblicklich stand in meinem Herzen der Entschluß fest, lieber tausend Tode zu sterben, als mich einem gleichen Geschick preiszugeben. Man hatte eine Ahnung von der Wirkung, welche dieser Vorfall auf meinen Geist ausüben könnte, und glaubte derselben vorbeugen zu müssen. Es wurden mir zu dem Ende über diese Nonne Gott weiß wie viele lächerliche und sich unter einander widersprechende Lügen aufgetischt: ihr Geist war schon gestört, als man sie in das Kloster aufnahm; ihr Gemüth war unter kritischen Umständen durch einen großen Schrecken erschüttert worden; sie wurde von Visionen heimgesucht; sie wähnte mit den Engeln in Verkehr zu stehen; sie hatte verderbliche Bücher gelesen, die einen nachtheiligen Einfluß auf ihren Geist geübt; sie hatte gewissen Neuerern Gehör gegeben, welche eine übertriebene Moral predigten, und sie mit dem göttlichen Strafgerichte dermaßen geschreckt hatten, daß ihr ohnehin erschütterter Verstand darüber ganz und gar zerrüttet worden war; sie sah nur Dämonen, die Hölle und Flammenschlünde. Man fügte hinzu, daß die Bewohnerinnen des Klosters ganz unglücklich darüber wären; es wäre unerhört, daß dergleichen jemals in ihrem Hause vorgekommen, und ähnliche Dinge mehr. Indeß machte dies Alles nicht den geringsten Eindruck auf mich; vielmehr trat mir in jedem Augenblicke die wahnsinnige Nonne wieder vor die Seele, und ich schwor mir stets von Neuem, kein Gelübde abzulegen.

Nun war endlich der Augenblick gekommen, in welchem es sich darum handelte, zu zeigen, ob ich mir selbst Wort halten könne. Eines Morgens, nach der Messe, sah ich die Superiorin bei mir eintreten. Sie hielt einen Brief in der Hand. Auf ihrem Gesicht lag der Ausdruck der Traurigkeit und Niedergeschlagenheit; die Arme waren ihr niedergesunken; ihrer Hand schien die Kraft zu fehlen, diesen Brief emporzuheben; sie ließ ihren Blick auf mir ruhen, und in ihren Augen schienen Thränen zu stehen. Sie schwieg, und ich that ein Gleiches. Sie erwartete offenbar, daß ich zuerst spräche, und ich fühlte mich in der That dazu versucht; gleichwohl bezwang ich mich. Zuletzt fragte sie mich, wie ich mich befände; die Messe hätte sich heute sehr in die Länge gezogen; ich hätte etwas gehustet; ich schiene ihr unpäßlich. Ich antwortete auf Alles: „Nein, liebe Mutter.“ Den Brief hielt sie während dessen beständig in der herabhangenden Hand; in der Mitte dieser Fragen aber legte sie ihn auf ihr Knie, und ihre Hand bedeckte ihn zum Theil; endlich, nachdem sie verschiedene Fragen über meinen Vater, über Mutter gethan, und als sie sah, daß ich durchaus keine Frage nach diesem Papiere that, sagte sie: „Da ist ein Brief...“ Bei diesem Worte fühlte ich, wie mein Herz ängstlich zu pochen begann, und mit stockender Stimme und bebenden Lippen fügte ich hinzu: „„Er ist von meiner Mutter?““ — „Sie haben es gesagt; hier, lesen Sie...“ Ich gewann einige Fassung, nahm den Brief, und las ihn anfänglich mit ziemlicher Festigkeit; bei jeder weiteren Zeile aber regten sich in mir verschiedene Leidenschaften, Schrecken, Unwille, Zorn, Verdruß, — gaben meiner Stimme, meinen Mienen, meinen Bewegungen verschiedenen Ausdruck. Bisweilen vermochte ich dieses Blatt kaum zu halten; dann wieder hielt ich es, als ob ich es hätte zerreißen wollen, oder ich preßte es gewaltsam, als ob ich mich versucht fühlte, es zu zerknittern und von mir zu schleudern. — „Nun, mein Kind, was werden wir darauf antworten?“ — „„Madame, Sie wissen es.““ — „Nicht doch, ich weiß es nicht. Es sind unglückliche Zeitumstände, Ihre Familie hat Verluste erlitten; die Vermögensverhältnisse Ihrer Schwestern sind zerrüttet; sie haben beide viel Kinder; man hat sich erschöpft, als man sie verheirathete, und jetzt ruinirt man sich, um sie nicht

zu Grunde gehen zu lassen. Es ist unmöglich, Ihnen eine gewisse Lebensstellung zu verschaffen. Sie haben das Ordenskleid genommen, und man hat sich zu diesem Zwecke in Unkosten versetzt; Sie haben durch diesen Schritt gewisse Hoffnungen erregt, und schon hat sich das Gerücht von der bevorstehenden Ablegung Ihres Klostergelübdes in der Welt verbreitet. Im Uebrigen aber dürfen Sie stets auf meinen ganzen Beistand zählen. Niemals habe ich Jemanden zum Eintritte in den Orden zu verlocken gesucht, denn es ist dies ein Stand, zu dem Gott uns beruft, und es ist äußerst gefährlich, wenn der Mensch hier seine Stimme mit der göttlichen vermischen will. Ich will es nicht unternehmen, zu Ihrem Herzen zu reden, wenn die Gnade demselben nichts sagt. Bis zu diesem Augenblicke habe ich mir das Unglück keiner Andern vorzuwerfen, und ich sollte mit Ihnen den Anfang machen wollen, mit Ihnen, mein Kind, die Sie mir so theuer sind? Ich habe es keineswegs vergessen, daß Sie die ersten Schritte nur auf mein Zureden gethan haben, und ich werde durchaus nicht dulden, daß man diesen Umstand mißbrauche, um Ihnen wider Ihren Willen Verpflichtungen aufzuerlegen. Lassen Sie uns zusammen überlegen, und die Sache besprechen. Wollen Sie Profeß thun?" — „„Nein, Madame."" — „Sie haben keine Neigung zum Klosterleben?" — „„Nein, Madame."" — „Was wollen Sie denn werden?" — „„Alles, nur nicht Nonne. Ich will es nicht sein, und ich werde es nicht sein."" — „Nun gut, Sie werden es nicht sein. Auf alle Fälle aber müssen wir eine Antwort an Ihre Mutter zurechtlegen"..... — Wir einigten uns über einige Gedanken; sie schrieb, und zeigte mir ihren Brief, der mir abermals sehr gut schien. Man sandte indeß den Beichtvater des Hauses an mich ab; man schickte mir den Doctor, der mich bei meiner Einkleidung ermahnt hatte; man empfahl mich der Novizenmutter ganz besonders; ich sah den Bischof von Aleppo; ich hatte mit frommen Frauen, welche sich, obgleich mir gänzlich fremd, in meine Angelegenheit mischten, mehr als eine Lanze zu brechen; es gab fortwährend Conferenzen mit Mönchen und Priestern; mein Vater kam, meine Schwestern schrieben an mich, schließlich erschien auch meine Mutter: ich widerstand Allem. Dessen ungeachtet ward der Tag meiner Einkleidung festgesetzt. Zwar ließ man nichts unversucht, um

meine Einwilligung zu erlangen; als man sich jedoch von der Vergeblichkeit dieser Versuche überzeugt hatte, faßte man den Entschluß, darauf zu verzichten.

Von diesem Augenblicke an wurde ich in meine Zelle eingeschlossen; man legte mir Schweigen auf; von Allen abgesondert, blieb ich mir selbst überlassen, und erkannte deutlich, daß man entschlossen war, ohne meine Zustimmung über mich zu verfügen. Es stand jedoch bei mir fest, daß ich mich zu nichts verpflichten wolle, und alle wirklichen oder falschen Schrecken, in die man mich unaufhörlich zu stürzen suchte, vermochten nicht mich zu erschüttern. Gleichwohl befand ich mich in einem beklagenswerthen Zustande, von dem ich nicht wußte, wie lange er dauern konnte; und noch weniger wußte ich, was aus mir werden sollte, wenn er zu Ende ging. Mitten in dieser Ungewißheit raffte ich mich zu einem Entschlusse auf, den Sie, mein Herr, ganz nach Ihrem Belieben beurtheilen mögen. Ich bekam Niemand mehr zu Gesicht, weder die Superiorin, noch die Novizenmutter, noch meine Gefährtinnen. Daher ließ ich die erste um eine Unterredung bitten, und nahm den Schein an, als wolle ich mich dem Willen meiner Eltern fügen, während mein eigentlicher Plan der war, dieser Verfolgung unter möglichst großem Aufsehen ein Ende zu machen, und öffentlich gegen die Gewalt zu protestiren, die man mir anzuthun gedachte. Ich erklärte demzufolge, man könne fortan über mein Schicksal gebieten und nach Wohlgefallen über dasselbe verfügen; man fordere, daß ich Profeß thue, und ich würde ihn thun. Nun herrschte Freude durch das ganze Haus, und die Liebkosungen sammt allen Schmeicheleien und Verführungskünsten kehrten wieder. „Gott hatte zu meinem Herzen geredet, Niemand war für den Zustand der Vollkommenheit mehr geschaffen, als ich. Es war ja auch unmöglich, daß es anders hätte kommen können, man hatte dies immer erwartet. Man erfüllt seine Pflichten nicht mit solcher Erbaulichkeit und Ausdauer, wenn man nicht in Wahrheit dazu bestimmt ist. Die Novizenmutter hatte niemals in einem ihrer Zöglinge einen deutlicher erkennbaren inneren Beruf entdeckt; sie war allerdings überrascht durch die Grille, auf die ich verfallen war, allein sie hatte doch immer zu unserer Mutter Superiorin gesagt, man müsse nur geduldig ausharren, es würde schon vorübergehen. Die

besten Nonnen hätten dergleichen Stunden gehabt; dies waren eben nur Einflüsterungen des bösen Geistes, welcher seine Anstrengungen verdoppelt, wenn er sieht, daß er seine Beute verlieren soll. Ich war im Begriffe, ihm zu entschlüpfen; es gab fortan nur noch Rosen für mich, und die Obliegenheiten des Klosterlebens würden mir um so erträglicher erscheinen, als ich mir dieselben zu übertrieben vorgestellt hätte; ja, diese plötzliche Erschwerung des Joches war geradezu ein Gnade des Himmels, welcher sich dieses Mittels bediente, um es zu erleichtern..." Mir selber kam es ziemlich sonderbar vor, daß eine und dieselbe Sache von Gott oder vom Teufel herrühren solle, je nachdem es ihnen beliebte, sie zu betrachten. In der Religion aber giebt es vielerlei ähnliche Umstände, und von denen, welche mich zu trösten versuchten, haben mir oft die Einen gesagt, meine Gedanken wären eben so viele Anreizungen des Satans, die Anderen hingegen, es wären Eingebungen Gottes. Dasselbe Uebel kommt entweder von Gott, der uns prüft, oder vom Teufel, der uns versucht.

Ich richtete mein Betragen mit großer Vorsicht ein, und glaubte für mich selbst einstehen zu können. Ich sah meinen Vater: er benahm sich kalt gegen mich; ich sah meine Mutter: sie umarmte mich; ich empfing Gratulationsschreiben von meinen Schwestern und zahlreichen anderen Personen. Auch erfuhr ich, daß ein Herr Sornin, Vicar von Saint Roch, die Predigt halten, und daß Herr Thierry, Kanzler der Universität, mir die Gelübde abnehmen würde. Bis zum Vorabend des großen Tages ging Alles gut. Nur hatte ich in Erfahrung gebracht, daß die Ceremonie heimlich stattfinden solle, daß sehr wenig Personen ihr beiwohnen würden, und daß die Thür der Kirche sich nur meinen Verwandten öffnen dürfe. Ich ließ deshalb durch die Pförtnerin alle Personen unserer Nachbarschaft, meine Freunde und meine Freundinnen einladen; überdies hatte man mir erlaubt, an mehrere Personen meiner Bekanntschaft zu schreiben, und so erschien denn eine ansehnliche Menschenschaar, auf die man natürlich nicht gerechnet hatte. Gleichwohl mußte man ihr den Eintritt gestatten, und die Versammlung war ungefähr so beschaffen, wie sie für meinen Plan nöthig war. O, mein Herr! welch' eine Nacht ging diesem Tage voran! Ich legte mich nicht nieder, sondern blieb auf meinem Bett

sitzen; ich rief Gott um Beistand an: ich erhob meine Hände zum Himmel, und nahm ihn zum Zeugen der Gewalt, die man mir anthat; vor meine Seele trat die Rolle, welche ich am Fuße des Altars spielen wollte; ein junges Mädchen, mit lauter Stimme gegen eine Handlung protestirend, zu der sie ihre Einwilligung gegeben zu haben scheint, das ärgerliche Aufsehen unter den Anwesenden, die Verzweiflung der Nonnen, die Wuth meiner Eltern. „O, mein Gott! was soll aus mir werden?“..... Bei diesem Ausrufe fühlte ich mich von einer unbeschreiblichen Schwäche befallen, und sank ohnmächtig auf mein Kopfkissen; dieser Ohnmacht folgte ein Fieberschauer, in welchem meine Kniee und meine Zähne geräuschvoll gegen einander schlugen, und an die Stelle des Frostes trat zuletzt eine entsetzliche Hitze: mein Geist verwirrte sich. Ich erinnere mich weder, daß ich mich entkleidet, noch daß ich meine Zelle verlassen habe; man fand mich indeß nackt, im bloßen Hemde, vor der Thür der Superiorin, bewegungslos und fast leblos auf der Erde ausgestreckt. Ich habe diese Dinge erst später erfahren. Man hatte mich in meine Zelle zurückgebracht, und am folgenden Morgen standen die Superiorin, die Novizenmutter und die sogenannten Assistentinnen an meinem Bette. Eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich meiner bemächtigt; man richtete einige Fragen an mich, und erkannte aus meinen Antworten, daß ich von allem Vorgefallenen kein Bewußtsein hatte. Man sagte mir auch nichts davon, sondern fragte mich nur, wie ich mich befände, ob ich bei meinem heiligen Entschlusse beharre, und ob ich mich kräftig genug fühle, die Anstrengungen des Tages zu ertragen. Ich bejahte, und wider ihre Erwartung durfte in den getroffenen Anordnungen nichts gestört werden.

Schon am Vorabend war Alles vorbereitet worden. Die Glocken läuteten, um Jedermann kund zu thun, daß man sich anschickte, eine Unglückliche zu machen. Mir schlug das Herz. Man erschien, um mich zu schmücken, denn dieser Tag hat das Vorrecht einer ausgesuchten Toilette; und wenn ich mir jetzt alle jene Ceremonien vergegenwärtige, so will mir scheinen, als müßten sie etwas Feierliches und tief Rührendes für eine junge Unschuldige haben, die sich nicht durch ihre Neigungen nach anderer Richtung gezogen fühlt. Man führte mich in die Kirche.

Die heilige Messe wurde gelesen, und der gute Vicar, welcher in mir eine Resignation voraussetzte, die ich keineswegs besaß, hielt mir eine lange Rede, in der jedes Wort einen Widerspruch mit meinen Gesinnungen und meinem Zustande bildete. Es war wahrhaft lächerlich, als er mir von meinem Glücke und der göttlichen Gnade redete, und als er sich dann über meinen Muth, meinen Eifer, meine Inbrunst und all' die herrlichen Empfindungen, die er mir unterschob, verbreitete. Dieser Contrast zwischen seiner Lobrede und dem Schritte, den ich beabsichtigte, setzte mich in Verwirrung; mehrmals stiegen Zweifel und Ungewißheit in meiner Seele auf, währten jedoch nur wenige, kurze Augenblicke, und bestärkten mich um so mehr in der Ueberzeugung, daß mir zu einer guten Nonne nicht weniger als Alles fehle. Der schreckliche Augenblick rückte indessen heran. Als ich den Raum betreten sollte, in dem das Gelübde ausgesprochen werden muß, versagten mir die Füße den Dienst; zwei meiner Gefährtinnen faßten mich unter den Armen; mein Kopf sank auf die Schulter der Einen, und ich schleppte mich mühselig fort. Ich weiß nicht, was in den Gemüthern der Anwesenden vorging; aber ihre Augen erblickten ein junges, sterbendes Schlachtopfer, welches man an den Altar trug, und auf allen Seiten wurden Seufzer und Schluchzen laut, wobei indeß, wie ich überzeugt bin, mein Vater und meine Mutter vollkommen gleichgültig blieben. Alle hatten sich von ihren Sitzen erhoben, und manche junge Mädchen waren auf Stühle gestiegen, und hielten sich an den Stangen des Gitters. Eine tiefe Stille trat ein, als derjenige, welcher bei dieser Ceremonie den Vorsitz führte, die Frage an mich richtete: „Marie Susanne Simonin, geloben Sie, die Wahrheit zu sagen?" — „„Ich gelobe es."" — „Hat Ihr eigener Entschluß und ein vollkommen freier Wille Sie hierher geführt?" — Ich antwortete mit Nein; aber meine Begleiterinnen antworteten für mich: „„Ja!"" — „Marie Susanne Simonin, geloben Sie Gott Keuschheit, Armuth und Gehorsam?" — Ich zögerte einen Augenblick; der Priester wartete; dann antwortete ich: „„Nein, mein Herr."" — Er hob von Neuem an: „Marie Susanne Simonin, geloben Sie Gott Keuschheit, Armuth und Gehorsam?" — Ich antwortete ihm mit festerer Stimme: „„Nein, mein Herr, nein."" — Er hielt

inne, und sagte zu mir: „Mein Kind, fassen Sie sich, und achten Sie auf meine Worte." — „„Mein Herr,"" erwiderte ich ihm: „„Sie fragen mich, ob ich Gott Keuschheit, Armuth und Gehorsam gelobe; ich habe Sie vollkommen verstanden, und ich antworte Ihnen mit Nein.."" ... Und indem ich mich gegen die Anwesenden wandte, unter denen sich ein ziemlich lautes Gemurmel erhoben hatte, machte ich ein Zeichen, daß ich sprechen wolle. Das Gemurmel hörte auf, und ich sagte: „„Meine Herren, und vor Allen Sie, mein Vater und meine Mutter, ich rufe Sie zu Zeugen auf....."" Bei diesen Worten ließ eine der Schwestern den Vorhang des Gitters nieder, und ich sah ein, daß es nutzlos war, fortzufahren. Die Nonnen umringten mich, und überschütteten mich mit Vorwürfen, die ich anhörte, ohne ein Wort zu erwidern. Endlich führte man mich in meine Zelle zurück, und schloß mich ein.

Hier, allein und meinen eigenen Betrachtungen überlassen, fand ich allmälig die Seelenruhe wieder. Meine Gedanken wandten sich auf den gethanen Schritt zurück, und ich bereute ihn nicht; denn ich begriff, daß nach dem Aufsehen, welches ich verursacht hatte, es unmöglich war, mich noch lange hier zu lassen, und daß man vielleicht nicht wagen könne, mich wieder in ein Kloster zu bringen. Zwar wußte ich nicht, was man mit mir beginnen würde; indeß konnte ich mir nichts Schlimmeres denken, als wider Willen Nonne zu sein. Eine geraume Zeit verfloß, ohne daß ich das Mindeste vernahm. Diejenigen, welche mir die Speisen brachten, traten schweigend ein, setzten mein Mahl auf die Erde, und zogen sich schweigend wieder zurück. Nach Verlauf eines Monats nahm man mir die Tracht des Hauses ab, und gab mir weltliche Kleidung; die Superiorin erschien, und gebot mir, ihr zu folgen. Ich folgte ihr bis an die Klosterpforte, und bestieg dort einen Wagen, in welchem nur meine Mutter saß, die mich erwartete. Nachdem ich auf dem Rücksitze Platz genommen, fuhr die Kutsche ab. Einige Zeit saßen wir einander gegenüber, ohne ein Wort zu wechseln. Ich schlug die Augen nieder, da ich nicht wagte, sie anzublicken. Nun weiß ich nicht, was in meiner Seele vorging, aber plötzlich warf ich mich ihr zu Füßen, und legte meinen Kopf auf ihre Kniee; ich sprach nicht zu ihr, aber ich

schluchzte und erstickte fast. Sie stieß mich mit Härte zurück; das Blut drang mir aus der Nase; dennoch erhob ich mich nicht; trotz ihres Widerstrebens ergriff ich eine ihrer Hände, benetzte sie mit meinen Thränen und meinem hervorquellenden Blute, drückte meinen Mund auf diese Hand, küßte sie und sagte: „Sie sind doch immer meine Mutter, und ich bin immer Ihr Kind....“ Sie stieß mich noch rauher zurück, indem sie mir ihre Hand, die ich zwischen die meinigen preßte, entriß und erwiderte: „„Steh auf, Unglückselige, steh auf.““ — Ich gehorchte ihr, setzte mich wieder und verhüllte mein Gesicht, denn sie hatte so viel Strenge und Festigkeit in ihren Ton gelegt, daß ich glaubte, mich ihren Augen entziehen zu müssen. Meine Thränen und das Blut, welches aus meiner Nase drang, vermischten sich, flossen an meinen Armen hinab, und bedeckten mich vollständig, ohne daß ich es bemerkte. Erst einige abgerissene Worte, die meine Mutter hervorstieß, sagten mir, daß auch ihr Kleid und ihre Wäsche durch mich befleckt wurden, und daß sie darüber ungehalten war. So langten wir im Hause meiner Eltern an, wo man mich alsbald in ein kleines, für mich hergerichtetes Zimmer führte. Auf der Treppe warf ich mich nochmals meiner Mutter zu Füßen, indem ich sie am Kleide zurückhielt, erreichte aber dadurch nichts weiter, als daß sie sich nach mir umwandte und mich mit einer unwilligen Bewegung des Kopfes, des Mundes und der Augen anblickte, welche Sie sich deutlicher vorstellen werden, als ich sie Ihnen zu beschreiben vermag.

Damit zog ich in mein neues Gefängniß ein, in welchem ich sechs Monate zubrachte, Tag für Tag vergeblich um die Gunst flehend, mit meiner Mutter reden, meinen Vater sehen oder ihnen wenigstens schreiben zu dürfen. Man brachte mir die Speisen, man bediente mich; eine Dienerin begleitete mich an den Festtagen in die Messe und schloß mich sodann wieder ein. Ich las, ich arbeitete, ich weinte, ich sang bisweilen, und auf solche Weise flossen meine Tage hin. Ein geheimes Gefühl hielt mich in dieser Zeit aufrecht, genährt durch den Gedanken, daß ich frei war, und daß mein Loos, so hart es immer sein mochte, ein anderes werden könne. Doch es war einmal über mich beschlossen, daß ich Nonne sein sollte, und ich wurde es.

Die unerhörte Unmenschlichkeit und Hartnäckigkeit meiner Eltern mußten mich schließlich in dem Verdachte, den ich hinsichtlich meiner Geburt hegte, bestärken; wenigstens habe ich niemals einen andern Entschuldigungsgrund für sie auffinden können. Meine Mutter fürchtete offenbar, ich möchte eines Tages auf die Theilung des Vermögens zurückkommen; ich möchte einen Pflichttheil fordern und ein natürliches Kind den rechtmäßigen Kindern gleichstellen. Doch was bisher bloße Vermuthung war, sollte sich bald in Gewißheit verwandeln.

Während ich im Hause eingesperrt gehalten wurde, nahm ich nur wenig äußerliche Religionsübungen vor; an den Vorabenden der großen Feste sandte man mich in die Beichte. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich denselben Beichtvater hatte wie meine Mutter. Ich redete mit ihm und legte ihm die ganze Härte des Benehmens dar, das man seit ungefähr drei Jahren gegen mich beobachtet hatte. Er wußte Alles. Namentlich über meine Mutter beklagte ich mich mit Bitterkeit und Unwillen. Dieser Priester war erst spät in den geistlichen Stand getreten; sein Herz war voll Menschenfreundlichkeit; er hörte mich ruhig an und sagte dann: „Mein Kind, bedauern Sie Ihre Mutter, denn dieselbe verdient bei Weitem mehr noch Ihr Bedauern als Ihren Tadel. Sie hat ein gutes Herz, und Sie dürfen überzeugt sein, daß sie nur wider Willen also verfährt.“ — „„Wider Willen, mein Herr! Und was ist es denn, das sie dazu zwingen könnte? Hat sie mir nicht das Dasein gegeben? Und welchen Unterschied giebt es denn zwischen meinen Schwestern und mir?““— „Einen großen.“ — „„Einen großen! Ihre Antwort ist mir völlig unverständlich.....““ Ich wollte auf einen Vergleich zwischen meinen Schwestern und mir eingehen, als er mich unterbrach und sagte: „Nein, nein, Unmenschlichkeit ist nicht das Laster Ihrer Eltern; versuchen Sie, Ihr Schicksal in Geduld hinzunehmen und sich wenigstens ein Verdienst vor Gott daraus zu machen. Ich werde Ihre Mutter sehen, und seien Sie überzeugt, daß ich allen Einfluß, den ich auf ihren Geist ausüben kann, aufbieten werde, um Ihnen zu dienen.....“ — Dieses „E i n e n g r o ß e n,“ welches er mir zur Antwort gegeben hatte, war ein Lichtstrahl für mich: ich zweifelte nicht mehr an der Wahrheit dessen, was ich mir über meine Geburt gedacht hatte.

Am folgenden Sonnabend, gegen halb sechs Uhr Abends, als der Tag sich neigte, erschien die mir zugewiesene Dienerin und sagte: „Ihre Frau Mutter läßt Ihnen befehlen, sich anzukleiden“..... Eine Stunde später: „Madame verlangt, daß Sie mit mir hinabgehen“..... Vor der Thür des Hauses fand ich eine Kutsche, in welche wir, die Magd und ich, uns setzten, und ich erfuhr nun erst, daß wir in das Kloster der Feuillantiner zum Pater Séraphin fuhren. Er erwartete uns und war allein. Die Dienerin entfernte sich, während ich in das Sprechzimmer trat. Unruhig und neugierig, was er mir zu sagen haben könnte, setzte ich mich, worauf er sich in folgender Weise vernehmen ließ: „Mademoiselle, das Räthsel des strengen Verfahrens, welches Ihre Eltern gegen Sie innegehalten haben, soll sich Ihnen nunmehr lösen. Sie sind sittsam; Sie besitzen Geist und Charakterfestigkeit; Sie stehen in einem Lebensalter, in welchem man Ihnen sogar ein Geheimniß anvertrauen dürfte, das Sie nicht persönlich beträfe. Es ist lange her, seitdem ich Ihre Frau Mutter zum ersten Male ermahnt habe, Ihnen das zu enthüllen, was Sie jetzt erfahren werden. Sie hat sich indeß niemals dazu entschließen können, denn es ist hart für eine Mutter, ihrem Kinde einen schweren Fehltritt zu bekennen, und Sie kennen ja ihren Charakter: er verträgt sich nur schlecht mit der Art von Demüthigung, die mit einem solchen Bekenntnisse verbunden ist. Sie hat geglaubt, auch ohne dieses Hilfsmittel die Tochter ihren Plänen geneigt machen zu können; sie hat sich jedoch getäuscht und ist erzürnt darüber. Heute geht sie auf meinen Rath ein und hat mich selbst beauftragt, Ihnen zu eröffnen, daß Sie nicht Herrn Simonin's Tochter seien.“ — Ich erwiderte ihm auf der Stelle: „„Ich habe dies vermuthet.““ — „Wohl denn, Mademoiselle, erwägen Sie, prüfen Sie, urtheilen Sie selbst, ob Ihre Frau Mutter ohne Einwilligung, ja ob sie sogar mit Einwilligung Ihres Herrn Vaters Sie Kindern gleichstellen darf, deren Schwester Sie nicht sind; ob sie Ihrem Herrn Vater eine Thatsache eingestehen darf, rücksichtlich deren er ohnedies nur zu viel Verdacht hegt.“ — „„Aber, mein Herr, wer ist denn mein Vater?““ — „Das, Mademoiselle, hat man mir nicht anvertraut. Es ist nur zu gewiß,“ fügte er hinzu: „daß man Ihre Schwestern übermäßig begünstigt, und daß man alle erdenklichen Vor-

sichtsmaßregeln getroffen hat, durch Ehecontracte, durch Veräußerung der liegenden Gründe, durch Stipulationen, durch Fideicommisse und andere Mittel, — um Ihren Pflichttheil auf Nichts zu reduciren für den Fall, daß Sie das Gesetz anrufen sollten, um denselben einzufordern. Wenn Sie Ihre Eltern verlieren sollten, werden Sie gar wenig finden. Jetzt verweigern Sie den Eintritt in ein Kloster; später werden Sie es vielleicht bedauern, nicht in einem solchen zu sein." — „„Das ist unmöglich, mein Herr; ich verlange gar nichts."" — „Sie wissen nicht, was das heißt: Sorgen, Arbeit, Dürftigkeit." — „„Ich kenne wenigstens den Werth der Freiheit und die Last eines Standes, zu dem man keinen Beruf hat."" — „Ich habe Ihnen gesagt, was ich Ihnen mitzutheilen hatte, und es ist jetzt an Ihnen, Mademoiselle, mit sich zu Rathe zu gehen"..... Hierauf erhob er sich. — „„Aber mein Herr, noch eine Frage."" — „So viel Ihnen beliebt." — „„Haben meine Schwestern Kenntniß von dem, was ich eben durch Sie erfahren habe?"" — „Nein, Mademoiselle." — „„Wie haben sie sich dann entschließen können, ihre Schwester zu berauben, da sie mich doch für solche halten?"" — „Ach! Mademoiselle, der Eigennutz! Sie würden so ansehnliche Partien nicht gefunden haben. In dieser Welt denkt Jeder nur an sich, und ich rathe Ihnen nicht, auf Ihre Schwestern zu rechnen, wann Ihre Eltern nicht mehr sein werden; Sie dürfen vielmehr überzeugt sein, daß man Ihnen den geringen Ueberrest, den Sie dann noch mit Jenen zu theilen haben werden, bis auf den Heller streitig machen wird. Sie haben viel Kinder, und das wird ihnen ein durchaus anständiger Vorwand sein, um Sie zur Bettlerin zu machen. Sodann aber haben sie überhaupt nicht mehr mitzureden, da Alles von ihren Ehemännern abhängt; wenn sich daher wirklich Gefühle des Mitleids in ihren Herzen regten, so würde die Unterstützung, die sie Ihnen ohne Vorwissen ihrer Gatten angedeihen lassen wollten, unfehlbar eine Quelle häuslicher Mißhelligkeiten werden. Ich erblicke immer nur dieselben Dinge: entweder verlassene Kinder, oder unrechtmäßige Kinder, die auf Kosten des häuslichen Friedens unterstützt werden. Und noch Eins, Mademoiselle; das Brod, welches man als Almosen empfängt, ist gar bitter. Wenn Sie mir folgen wollen, so söhnen Sie sich mit Ihren Eltern aus

und thun, was Ihre Mutter von Ihnen erwarten darf: gehen Sie in's Kloster! Man wird Ihnen eine kleine Pension aussetzen, mit der Sie wenn auch nicht glückliche, doch wenigstens erträgliche Tage verleben werden. Im Uebrigen will ich Ihnen nicht verhehlen, daß die augenfällige Verlassenheit, welcher Ihre Mutter Sie preisgegeben, deren Hartnäckigkeit, Sie einzuschließen, und verschiedene andere Umstände, die mir nicht mehr erinnerlich sind, die ich aber damals gekannt habe, auf Ihren Vater genau denselben Eindruck hervorgebracht haben wie auf Sie. Ihre Geburt war ihm verdächtig: sie ist es ihm nicht mehr; und ohne in das Geheimniß eingeweiht zu sein, zweifelt er doch durchaus nicht, daß Sie ihm als Kind nur durch das Gesetz angehören, das die Kinder demjenigen zuschreibt, der den Titel des Gatten trägt. Gehen Sie nun, Mademoiselle! Sie sind gut und verständig; denken Sie nach über das, was sie eben vernommen haben."

Ich stand auf und brach in Thränen aus. Er selbst war gerührt, hob die Augen still zum Himmel empor und führte mich wieder zurück. Die Dienerin, die mich begleitet hatte, ward herbeigerufen; wir stiegen in den Wagen und fuhren nach Hause.

Es war schon spät. Während eines Theiles der Nacht sann ich dem nach, was mir enthüllt worden war; ich träumte davon auch noch am folgenden Tage. Ich hatte keinen Vater; Gewissensbisse hatten mir auch die Mutter entfremdet; Maßregeln waren getroffen, damit ich niemals die Rechte einer gesetzmäßigen Geburt beanspruchen könne; eine äußerst harte häusliche Gefangenschaft; keine Hoffnung, kein Rettungsmittel! Wenn man sich früher, nachdem meine Schwestern versorgt waren, gegen mich erklärt hätte, wäre es vielleicht möglich gewesen, mich im Hause zu behalten, welches immer noch zahlreiche Gesellschaft sah; es hätte sich vielleicht Jemand gefunden, dem mein Charakter, mein Geist, meine Gestalt und meine Talente als hinreichende Mitgift erschienen wären. Die Sache war ja auch jetzt noch nicht unmöglich, wenngleich das Aufsehen, das ich im Kloster verursacht hatte, sie schwieriger machte; denn man begreift nicht leicht, wie ein Mädchen von siebzehn oder achtzehn Jahren sich zu diesem Aeußersten habe entschließen können, ohne eine ungewöhnliche Festigkeit des Willens zu besitzen; und mögen die Männer immerhin diese Eigenschaft

eifrig loben: es will mir doch scheinen, daß sie dieselben gern bei denen vermissen, die sie zu Gattinnen wählen wollen. Gleichwohl war dies ein Ausweg, der versucht werden mußte, bevor ich an einen andern Entschluß dachte; ich beschloß daher, mich meiner Mutter zu eröffnen, und ließ sie um eine Unterredung bitten, welche mir auch bewilligt wurde.

Es war im Winter. Sie saß in einem Lehnstuhl vor dem Kaminfeuer; ihre Mienen waren streng, ihr Blick starr, ihre Züge unbeweglich. Ich näherte mich ihr, warf mich ihr zu Füßen und bat sie um Vergebung für alles Unrecht, dessen ich mich schuldig gemacht hätte. „Eben durch das," erwiderte sie, „was Du mir sagen willst, wirst Du diese Vergebung verdienen können. Stehe auf, Dein Vater ist abwesend, und Du hast daher hinreichende Zeit, Dich zu erklären. Du hast den Pater Séraphin gesehen; Du weißt endlich, wer Du bist, und was Du von mir erwarten darfst, wenn Du nicht die Absicht hast, mich mein ganzes Leben hindurch für einen Fehltritt zu bestrafen, welchen ich schon nur zu hart gebüßt habe. Wohlan! Mademoiselle, was willst Du von mir? was hast Du beschlossen?" — „„Mama,"" antwortete ich ihr: „„ich weiß, daß ich nichts habe, und daß ich nichts beanspruchen darf. Ich bin weit entfernt davon, Ihre Leiden, welcher Art sie immer sein mögen, vermehren zu wollen. Vielleicht würden Sie mich unterwürfiger gegen Ihren Willen gefunden haben, wenn Sie mich früher von einigen Umständen unterrichtet hätten, die ich nur schwer vermuthen konnte; doch nun weiß ich's, ich kenne mich, und mir bleibt nur übrig, mein Verhalten meiner Lebensstellung gemäß einzurichten. Ich bin nicht mehr befremdet durch den Unterschied, den man zwischen meinen Schwestern und mir gemacht hat; ich erkenne seine Gerechtigkeit an, und ich billige ihn; aber immer bin ich Ihr Kind, Sie haben mich unter Ihrem Herzen getragen, und ich hoffe, daß Sie es nicht vergessen werden."" — „Wehe über mich!" schaltete sie lebhaft ein, „wenn ich Dich nicht anerkennen wollte, so weit es in meiner Macht steht!" — „„Nun wohl! Mama,"" sagte ich zu ihr: „„schenken Sie mir Ihre Liebe wieder, gönnen Sie mir Ihre Gegenwart, geben Sie mir die Zärtlichkeit dessen wieder, der sich für meinen Vater hält."" — „Es fehlt nicht viel daran," fügte sie

hinzu, „daß er hinsichtlich Deiner Geburt eben so gewiß sei, wie Du und ich. Ich erblickte Dich niemals in seiner Nähe, ohne seine Vorwürfe zu hören; er drückt sie mir durch die Härte aus, mit welcher er Dir begegnet. Hoffe niemals von ihm die Gefühle eines zärtlichen Vaters. Und dann,... soll ich es sagen? Du rufst meinem Gedächtniß eine Verrätherei zurück, eine so gehässige Undankbarkeit von Seiten eines Andern, daß ich den Gedanken daran nicht ertragen kann; dieser Mensch steht unaufhörlich zwischen Dir und mir, er stößt mich zurück, und der Haß, welchen ich ihm schulde, verbreitet sich auch über Dich." — „„Was!"" sagte ich, „„darf ich nicht einmal hoffen, daß Sie und Herr Simonin mich behandeln, wie eine Fremde, eine Unbekannte, welche Sie aus Menschenfreundlichkeit aufgenommen hätten?"" — „Wir können es Beide nicht, weder er noch ich. Meine Tochter, vergifte mein Leben nicht länger. Wenn Du keine Schwestern hättest, so weiß ich, was mir zu thun obläge; allein Du hast deren zwei, und sie haben Beide eine zahlreiche Familie. Es ist lange her, seitdem die Leidenschaft, die mich aufrecht hielt, erloschen ist, und das Gewissen ist wieder in seine Rechte eingetreten." — „„Aber derjenige, dem ich das Leben verdanke"".... — „Er ist nicht mehr; er ist gestorben, ohne sich Deiner zu erinnern; und doch ist dies nur die geringste seiner Frevelthaten...." Bei diesen Worten veränderten sich ihre Züge, ihre Augen flammten, Unwille drückte sich in ihrer Miene aus, sie wollte sprechen, allein sie brachte keinen verständlichen Laut mehr hervor, indem das Beben ihrer Lippen sie daran verhinderte. Sie saß, beugte den Kopf auf ihre Hände nieder, um mir die heftigen Gemüthsbewegungen zu verbergen, von denen sie erschüttert wurde, und verharrte einige Zeit in dieser Haltung; dann stand sie auf und ging mehrmals im Zimmer auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen. Nur mühsam drängte sie ihre strömenden Thränen zurück und sagte: „Das Ungeheuer! Es ist nicht seine Schuld, wenn Du durch all' die Qualen, die er mir bereitet hat, nicht schon in meinem Schooße erstickt worden bist, aber Gott hat uns einander erhalten, damit die Mutter ihr Vergehen durch das Kind büße. Meine Tochter, Du hast nichts, und wirst auch niemals etwas besitzen. Das wenige, was ich für Dich thun kann, entziehe ich Deinen Schwestern,....

das sind die Folgen einer Schwachheit! Ich hoffe jedoch, daß ich in meiner Todesstunde mir nichts vorzuwerfen haben werde, denn ich werde Deine Ausstattung durch meine Ersparnisse erworben haben. Dabei mißbrauche ich keineswegs die Nachsicht meines Gatten, sondern ich lege nur dasjenige bei Seite, was ich von Zeit zu Zeit seiner Freigebigkeit verdanke. Auch habe ich Alles, was ich an Schmucksachen besaß, verkauft und von ihm die Erlaubniß erhalten, nach meinem Gutdünken über die empfangene Summe zu verfügen. Sonst liebte ich das Spiel: ich spiele nicht mehr; ich liebte das Theater: ich habe mich dieses Genusses beraubt; ich liebte die Gesellschaft: ich lebe zurückgezogen; ich liebte die Pracht, ich habe ihr entsagt. Wenn Du in das Kloster eintrittst, wie es mein und Herrn Simonin's Wille ist, so wird Deine Ausstattung die Frucht dessen sein, was ich mir Tag für Tag entziehe." — „„Aber Mama,"" wandte ich ein, „„dieses Haus wird noch von manchen rechtschaffenen Leuten besucht, und es könnte sich vielleicht einer unter ihnen finden, der, blos mit meiner Person zufrieden, nicht einmal die Ersparnisse begehrt, welche Sie zu meiner Versorgung bestimmt haben."" — „Daran ist nicht mehr zu denken, das Aufsehen, welches Du verursacht, hat Dich zu Grunde gerichtet." — „„Ist denn Alles unrettbar verloren?"" — „Unrettbar." — „„Aber wenn ich keinen Gatten finde, ist es denn durchaus nothwendig, daß ich mich in ein Kloster einsperre?"" — „Vorausgesetzt, daß Du meinen Schmerz und meine Gewissensbisse nicht verlängern willst, bis ich die Augen schließe, ja. Einmal muß die Stunde auch für mich kommen, in diesem furchtbaren Augenblicke werden Deine Schwestern an meinem Lager stehen: sage selbst, ob ich Dich in ihrer Mitte sehen kann, und welchen Eindruck Deine Gegenwart in diesen letzten Augenblicken hervorbringen würde! Meine Tochter, — denn Du bist es wider meinen Willen, — Deine Schwestern haben mit Recht einen Namen erhalten, welchen Du dem Verbrechen verdankst; betrübe nicht eine sterbende Mutter, sondern lasse dieselbe im Frieden in das Grab steigen, damit sie, im Begriffe, vor dem höchsten Richter zu erscheinen, sich selber sagen darf, daß sie ihren Fehltritt, so viel an ihr war, wieder gut gemacht hat damit sie sich schmeicheln darf, daß Du nach ihrem Tode keinen Streit in das Haus bringen und Rechte

beanspruchen wirst, welche Dir durchaus nicht zustehen." — „„Mama," sagte ich zu ihr, „in dieser Hinsicht dürfen Sie ruhig sein. Lassen Sie einen Rechtskundigen kommen, damit er eine Entsagungsurkunde aufsetze, und ich will Alles unterschreiben, was Ihnen beliebt."" — „Das geht nicht an, ein Kind enterbt sich nicht selbst; dies ist nur eine Strafe, welche Eltern in gerechtem Zorne verhängen. Wenn es Gott gefiele, mich morgen heimzurufen, so würde ich morgen mich zum Aeußersten entschließen, und mich meinem Manne entdecken müssen, um gemeinschaftlich mit ihm die gleichen Maßregeln zu ergreifen. Zwinge mich nicht zu einer rückhaltlosen Erklärung, welche mich in seinen Augen verhaßt machen, und für Dich entehrende Folgen nach sich ziehen müßte. Wenn Du mich überlebst, so wirst Du ohne Namen, ohne Vermögen, ohne Lebensstellung sein! Unglückliche! sage mir, was dann aus Dir werden soll! Welche Gedanken soll ich mit mir in's Grab nehmen? Ich muß also Deinem Vater sagen.... Was soll ich ihm sagen?.... Daß Du nicht sein Kind bist!!.... Meine Tochter, wenn nichts weiter erforderlich wäre, als mich Dir zu Füßen zu werfen, um Dich zu bestimmen.... Aber Du fühlst nichts, Du hast die unbeugsame Seele Deines Vaters....." In diesem Augenblicke trat Herr Simonin ein. Er sah die Aufregung seiner Frau; er liebte sie, und da er heftig war, so blieb er plötzlich stehen, maß mich mit furchtbaren Blicken, und rief mir zu: „Geh hinaus!" Wenn er mein Vater gewesen wäre, würde ich ihm nicht gehorcht haben, allein er war es nicht. Zu dem mir leuchtenden Diener gewandt, fügte er hinzu: Sagen Sie ihr, sie solle sich nicht wieder erblicken lassen."

Ich schloß mich wieder in mein kleines Gefängniß ein, und sann über Alles nach, was ich von meiner Mutter vernommen hatte. Ich warf mich auf die Kniee, und rief Gott um Erleuchtung an; ich betete lange, das Gesicht auf die Erde gepreßt. Man ruft die Stimme des Himmels fast immer nur dann an, wenn man nicht weiß, welchen Entschluß man fassen soll; und es ist selten, daß sie in solchen Fällen uns nicht zum Gehorchen räth. Dies war denn auch der Entschluß, dem ich mich zuwandte. Man will, daß ich Nonne werde: vielleicht ist es auch der Wille Gottes. Wohlan! ich werde es sein, da ich einmal unglücklich sein

soll, was liegt daran, wo ich es bin!...... Ich trug derjenigen, welche mich bediente, auf, mich zu benachrichtigen, wann mein Vater ausgegangen sein würde, und schon am folgenden Tage bat ich meine Mutter um eine Unterredung. Sie ließ mir antworten, daß sie Herrn Simonin das Gegentheil versprochen hätte, daß ich ihr jedoch mit einem Bleistifte, den man mir gleichzeitig einhändigte, schreiben könnte. Ich schrieb demzufolge auf ein Stück Papier (dieser verhängnißvolle Zettel hat sich später wieder vorgefunden, und man hat sich seiner nur zu gut gegen mich bedient): „Mama, ich bin betrübt wegen alles Kummers, den ich Ihnen verursacht habe, und bitte Sie deshalb um Verzeihung. Meine Absicht ist, demselben ein Ende zu machen. Ordnen Sie hinsichtlich meiner an, was Ihnen immer beliebt; wenn es Ihr Wille ist, daß ich in's Kloster gehe, so wünsche ich nur, daß es auch Gottes Wille sei....." Die Dienstmagd nahm dieses Schreiben, und brachte es meiner Mutter. Einen Augenblick darauf kehrte sie wieder zurück, und sagte froh bewegt zu mir: „Mademoiselle, da es nur eines einzigen Wortes bedurfte, um Ihren Vater, Ihre Mutter und Sie selbst glücklich zu machen, warum haben Sie es so lange verzögert? Der Herr und Madame zeigen ein Gesicht, wie ich niemals bei ihnen gesehen habe, seitdem ich hier bin; sie zankten sich Ihretwegen unaufhörlich; Gott sei Dank! ich werde das nicht mehr sehen."... Während ihres Geschwätzes erfüllte mich allein der Gedanke, daß ich eben mein Todesurtheil unterzeichnet hätte; und diese Ahnung, mein Herr, wird in Erfüllung gehen, wenn Sie mich verlassen. Mehrere Tage vergingen, ohne daß ich etwas Weiteres vernahm; eines Morgens jedoch, gegen neun Uhr, wurde meine Thür hastig geöffnet: es war Herr Simonin, welcher im Schlafrock und Nachtmütze eintrat. Seitdem ich wußte, daß er nicht mein Vater war, verursachte mir seine Gegenwart nur Entsetzen. Ich erhob mich und verneigte mich vor ihm. Es schien mir, als trüge ich zwei Herzen in meiner Brust: an meine Mutter konnte ich nicht denken, ohne gerührt zu sein, ohne Neigung zum Weinen zu verspüren; ganz anders war es mit Herrn Simonin. Sicherlich flößt ein Vater eine Art von Gefühlen ein, die man für keinen Menschen in der Welt hegt, außer für ihn. Man weiß dies nicht, ohne, gleich mir, einem Manne gegenüber gestanden zu haben,

der diesen ehrwürdigen Titel lange Zeit getragen, und nun plötzlich verloren hat; Andere werden dies niemals verstehen. Wenn ich mich in Gedanken aus seiner Nähe in die Nähe meiner Mutter versetzte, so schien ich mir eine ganz Andere. Er sagte zu mir: „Susanne, erkennst Du dieses Billet?" — „„Ja, mein Herr."" — „Hast Du es aus freien Stücken geschrieben?" — „„Ich kann diese Frage nur bejahen."" — „Bist Du wenigstens entschlossen, auszuführen, was es verspricht?" — „„Ich bin es."" — „Hast Du keine besondere Vorliebe für irgend ein Kloster?" — „„Nein, sie sind mir alle gleichgültig."" — „Das genügt."

Dies waren meine Antworten; unglücklicherweise aber waren sie nicht geschrieben. Ungefähr vierzehn Tage vergingen mir in vollständiger Ungewißheit hinsichtlich dessen, was vorging; es schien mir nur, als hätte man sich meinetwegen an verschiedene Ordenshäuser gewandt, und als hätte das öffentliche Aergerniß meines ersten Schrittes dieselben verhindert, mich als Postulantin *) aufzunehmen. In Longchamp wurden jedoch weniger Schwierigkeiten gemacht, und zwar, ohne Zweifel, weil man zu verstehen gegeben hatte, daß ich musikalisch sei und eine gute Stimme besitze. Man übertrieb mir gegenüber bedeutend die Schwierigkeiten, die man zu überwinden gehabt hätte, und die Gunst, die man mir erweise, mich in dieses Haus aufzunehmen; man forderte mich sogar auf, an die Superiorin zu schreiben. Ich hatte keine Ahnung von den Folgen dieses geschriebenen Zeugnisses, das man von mir forderte: man fürchtete offenbar, ich möchte eines Tags gegen meine Gelübde Einspruch erheben, und wollte ein von meiner eigenen Hand herrührendes Beweismittel dafür haben, daß sie freiwillig gewesen wären. Denn wie hätte ohne einen solchen Beweggrund dieser Brief, der in den Händen der Superiorin bleiben mußte, später in die Hände meiner Schwäger gelangen können? Doch wir wollen davor rasch die Augen schließen; sie zeigen mir Herrn Simonin, wie ich ihn nicht sehen will: er ist nicht mehr.

Ich wurde nach Longchamp geführt, und meine Mutter begleitete mich. Ich hatte nicht einmal begehrt, Herrn Simonin Lebe=

---

*) Postulanten heißen diejenigen, welche sich um die Aufnahme in ein Ordenshaus bewerben.

wohl zu sagen, und ich muß gestehen, daß mir dies erst auf dem Wege einfiel. Man erwartete mich. Der Ruf meiner Vergangenheit sowohl, als meiner Talente war mir vorangegangen: über jene äußerte man keine Silbe, trug aber das lebhafteste Verlangen, sich zu überzeugen, ob die Erwerbung, die man machte, auch der Mühe werth sei. Als die Unterhaltung sich um mancherlei gleichgiltige Dinge bewegt hatte, — denn nach dem, was mir begegnet war, mögen Sie sich leicht denken, daß weder von Gott, noch von innerem Beruf, noch von den Gefahren dieser Welt, noch von der Süßigkeit des Klosterlebens die Rede war, und daß man kein Wort von den frommen Abgeschmacktheiten einfließen ließ, mit denen man diese ersten Augenblicke auszufüllen pflegt, — sagte die Superiorin: „Mademoiselle, Sie verstehen zu spielen, Sie singen,... wir haben ein Clavier, und wenn Sie wollten, könnten wir uns in unser Sprechzimmer verfügen...." Das Herz war mir beklommen; allein der Augenblick war nicht geeignet, irgend ein Widerstreben an den Tag zu legen; meine Mutter ging voran, ich folgte ihr, und die Superiorin mit einigen Nonnen, welche die Neugier herbeigelockt hatte, beschloß den Zug. Es war Abend; man brachte mir Wachskerzen; ich setzte mich an das Clavier und präludirte lange, indem ich in meinem Kopfe, welcher von dergleichen voll ist, nach einem Musikstücke suchte, und dennoch keines finden konnte. Die Superiorin drängte mich indeß, und ohne etwas Arges dabei zu denken, sang ich endlich aus bloßer Gewohnheit, weil mir dieses Stück geläufig ist: „Traurige Zurüstungen, bleiche Fackeln, Tag, schrecklicher als die Finsterniß, rc." Ich weiß nicht, welche Wirkung dies hervorbrachte, allein man hörte mir nicht lange zu, sondern unterbrach mich durch Lobsprüche, die ich überrascht war, so schnell und mit so geringer Mühe verdient zu haben. Meine Mutter übergab mich der Superiorin, reichte mir ihre Hand zum Kusse, und kehrte wieder heim.

So befand ich mich denn in einem andern Ordenshause, und überdies als Postulantin und mit dem Anscheine, als suche ich die Aufnahme in völliger Willensfreiheit nach. Doch Sie, mein Herr, der Sie bis zu diesem Augenblicke Alles kennen, was sich zugetragen hat, was denken Sie davon? Der größte Theil dieser

Dinge wurde gar nicht angeführt, als ich gegen meine Gelübde Einspruch erheben wollte, und zwar manche, weil es Wahrheiten waren, denen die Beweise mangelten; andere, weil sie mich in ein gehässiges Licht gestellt haben würden, ohne mir zu nützen; denn man würde in mir nur ein entartetes Kind erblickt haben, welches das Andenken seiner Eltern brandmarkt, um seine Freiheit wiederzuerlangen. Man hatte den Beweis für dasjenige in Händen, was gegen mich sprach; was für mich sprach, konnte weder angeführt, noch bewiesen werden. Ja, ich wollte nicht einmal, daß man den Richtern den Verdacht hinsichtlich meiner Geburt andeutete, während verschiedene Personen, die freilich nicht Rechtskundige waren, mir den Rath gaben, meinen und meiner Mutter Beichtvater zum Zeugen aufzurufen. Das ging jedoch nicht an; und selbst wenn es möglich gewesen wäre, würde ich es nicht geduldet haben. Eins aber möchte ich hier bemerken, und zwar aus Besorgniß, ich könnte es später vergessen, und die Geneigtheit, mir zu dienen, könnte Sie abhalten, daran zu denken: ich glaube, ohne Ihrer besseren Einsicht vorgreifen zu wollen, man müsse verschweigen, daß ich Musik verstehe, und daß ich Clavier spiele; denn es bedürfte kaum eines weiteren Umstandes, um mich zu verrathen, indem die Schaustellung dieser Talente sich mit der Verborgenheit und Sicherheit, welche ich suche, nicht vertragen würde, und Personen in meiner Stellung überhaupt von solchen Dingen nichts wissen. Ich darf sie daher nicht verstehen. Sollte ich mich genöthigt sehen, mein Vaterland zu verlassen, so werde ich mir aus ihnen eine Erwerbsquelle machen. Mein Vaterland verlassen! Sagen Sie mir doch, warum dieser Gedanke mich mit Schrecken erfüllt. Ich weiß allerdings nicht, wohin ich meine Schritte lenken soll; ich bin jung und ohne Erfahrung; ich fürchte das Elend, die Menschen und das Laster; ich habe immer eingeschlossen gelebt, und wenn ich mich außerhalb der Stadt Paris befände, würde ich mich in der weiten Welt verloren glauben. Dies Alles ist vielleicht nicht richtig, aber es ist, was ich fühle. Mein Herr, da ich nicht weiß, wohin ich meine Schritte lenken, was aus mir werden soll, so müssen Sie darüber entscheiden!

In Longchamp, so wie in den meisten Ordenshäusern wechseln die Superiorinnen von drei zu drei Jahren, und zufällig trat zu

derselben Zeit, als ich in das Haus kam, eine Frau von Moni ihr Amt an. Ich kann Ihnen nicht zu viel Gutes von ihr sagen, wiewohl es gerade ihre Güte ist, die mich in's Verderben gestürzt hat. Sie war eine verständige Frau, welche das menschliche Herz kannte, und die mildeste Nachsicht gegen uns übte, denn sie betrachtete uns Alle als ihre Kinder. Sie sah immer nur die Fehler, welche sie nicht unterlassen durfte, zu bemerken, und deren Wichtigkeit ihr nicht gestattete, die Augen zu schließen. Ich sage dies ohne persönliches Interesse, da ich meine Pflichten stets pünktlich erfüllt habe, und sie selbst hat mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bezeugen, daß ich keinen Fehler begangen habe, für den sie mich hätte bestrafen, oder den sie mir hätte vergeben müssen. Wenn sie eine Vorliebe hegte, so war ihr dieselbe nur durch das Verdienst eingeflößt, so daß ich nach dieser Aeußerung in der That nicht weiß, ob es mir geziemt, Ihnen zu sagen, daß sie mich zärtlich liebte, und daß ich nicht zu den Letzten unter ihren Favoriten gegehörte. Ich weiß, daß es ein hohes Lob ist, das ich mir damit beilege, höher, als Sie sich vorstellen können, da Sie sie nicht gekannt haben. Der Name Favoriten ist nämlich der, welchen die Anderen aus Neid den Lieblingen der Superiorin geben; und wenn ich der Frau von Moni ein Gebrechen vorzuwerfen hätte, so wäre es dies, daß ihr lebendiger Sinn für Tugend, Frömmigkeit, Freimüthigkeit, Sanftmuth, Talent und Wohlanständigkeit sie sichtbar beeinflußte, und daß sie gar wohl wußte, daß diejenigen, welche auf solche Vorzüge keinen Anspruch machen konnten, nur um so tiefer dadurch gedemüthigt wurden. Sie besaß auch — was im Kloster vielleicht gewöhnlicher ist, als in der Welt — die Gabe, die menschlichen Geister schnell zu unterscheiden. Es war selten, daß eine Nonne ihr jemals gefiel, wenn dieselbe nicht gleich anfangs ihr Wohlgefallen erregt hatte. Ich gewann sehr bald ihre Gunst, und war meinerseits schon in der ersten Zeit von einem unbegrenzten Vertrauen zu ihr erfüllt. Es konnte aber auch nicht anders sein; denn die Unglückseligen, welche sich nicht ohne Anstrengung zu diesem Vertrauen entschließen konnten, mußten unbedingt grundverderbt sein, und sich dies zugleich eingestehen. Im Gespräche mit mir berührte sie mein Abenteuer in Sainte-Marie: ich erzählte es ihr ebenso offenherzig, wie Ihnen, und sagte ihr Alles, was ich Ihnen

geschrieben habe, sowohl rücksichtlich meiner Geburt, als in Betreff meiner Leiden, — nichts wurde vergessen. Sie bedauerte mich, tröstete mich, und suchte mir Hoffnung auf eine freundlichere Zukunft einzuflößen.

Indessen ging die Frist des Postulates vorüber; die Zeit, den Schleier zu nehmen, war da, und ich nahm ihn. Mein Noviziat bestand ich ohne Widerwillen, und gehe rasch über diese beiden Jahre hinweg, weil sie nichts Schmerzliches für mich hatten, als das heimliche Gefühl, daß ich mich Schritt für Schritt der Pforte eines Standes näherte, für den ich durchaus nicht geschaffen war. Bisweilen regte sich dieses Gefühl mächtiger in mir; aber dann nahm ich alsbald meine Zuflucht zu der guten Superiorin, die mich umarmte, meinen Geist aufrichtete, mir ihre Gründe mit Nachdruck entwickelte, und stets mit den Worten endete: „Und haben die übrigen Stände denn nicht ebenfalls ihre Dornen? Man fühlt nur die seinigen. Kommen Sie, mein Kind, lassen Sie uns auf die Kniee fallen und beten"... — Dann warf sie sich nieder und betete mit lauter Stimme und zugleich mit so viel Salbung, Beredtsamkeit, Milde, Erhebung des Herzens und Kraft, daß man hätte sagen mögen, sie wäre vom Geiste Gottes erfüllt. Ihre Gedanken, ihre Ausdrücke, ihre Bilder drangen bis in den tiefsten Grund des Herzens: anfangs hörte man ihr zu; allmälig aber ward man mit fortgerissen; man vereinigte sich mit ihr; die Seele erbebte, und man theilte ihre Begeisterung. Ihre Absicht war nicht, zu verführen; aber es steht fest, daß sie gerade dies that: man verließ ihr Gemach mit entflammtem Herzen, dem Ausdruck der Freude und der Verzückung auf dem Gesichte; man vergoß so süße Thränen! Es war ein Eindruck, den sie selber empfing, den sie lange behielt, und den man ebenfalls bewahrte. Ich berufe mich in dieser Hinsicht nicht auf meine eigene Erfahrung allein, sondern auf die Erfahrung aller Nonnen. Mehrere von ihnen haben mir gesagt, wenn das Bedürfniß, sich trösten zu lassen, in ihnen erwachte, so empfänden sie dasselbe gleich dem Verlangen nach einem überaus großen Vergnügen; und ich glaube, daß mir nur eine etwas längere Gewöhnung gemangelt hat, um ebendahin zu gelangen.

Beim Herannahen des Tages, an dem ich das feierliche Gelübde ablegen sollte, versank ich indeß in eine so tiefe Schwermuth,

daß meine gute Superiorin durch dieselbe auf schwerere Proben gestellt wurde: ihr Talent verließ sie, wie sie mir selbst eingestand. „Ich weiß nicht,“ sagte sie zu mir: „was in mir vorgeht. Wann Sie zu mir kommen, so scheint es mir, als ob Gott sich von mir zurückziehe, und als ob sein Geist schweige; vergeblich suche ich mich anzufeuern, vergeblich suche ich nach Gedanken, vergeblich suche ich meine Seele zu erheben: ich finde in mir nur ein gewöhnliches, beschränktes Weib; ich scheue mich, zu sprechen“... — „„Ach! liebe Mutter,“ erwiderte ich: „welche Ahnung! Wenn Gott selbst es wäre, der Sie verstummen heißt!““.... Eines Tages, als ich mich ungewisser und niedergeschlagener fühlte, als je, begab ich mich in ihre Zelle. Mein Erscheinen machte sie anfänglich bestürzt: sie las offenbar in meinen Augen, in meiner ganzen Person, daß das tiefe Gefühl, welches ich in mir trug, über ihre Kräfte ging; und sie wollte nicht kämpfen ohne die Gewißheit, siegreich zu sein. Zuletzt machte sie dennoch einen Versuch; sie wurde allmälig warm, und in dem Maße, in welchem mein Schmerz sank, wuchs ihre Begeisterung, bis sie sich plötzlich auf die Kniee warf, und ich ihr nachahmte. Ich glaubte, ich würde ihre Verzückung theilen; wenigstens wünschte ich es. Sie brachte jedoch nur einige Worte hervor, dann schwieg sie plötzlich. Vergebens wartete ich: sie sprach nichts weiter; sie erhob sich, zerfloß in Thränen, ergriff mich bei der Hand, und sagte, indem sie mich in ihre Arme preßte: „Ach! mein liebes Kind, welch eine grausame Wirkung Sie auf mich ausgeübt haben! Jetzt ist's wieder aus damit; der Geist hat mich verlassen, ich fühle es. Gehen Sie. Möge Gott selbst zu Ihnen reden, da es ihm nicht gefällt, sich durch meinen Mund vernehmen zu lassen....“ Und in der That, ich weiß nicht, was in ihr vorgegangen war: ob ich ihr gegen ihre eigenen Kräfte ein Mißtrauen eingeflößt, welches nie wieder geschwunden ist; ob ich sie furchtsam gemacht hatte, oder ob wirklich ihr Verkehr mit dem Himmel durch mich unterbrochen worden war; — genug, das Talent, zu trösten, kehrte ihr nicht wieder. Am Abend vor meinem Profeß besuchte ich sie, und fand, daß ihre Stimmung eine eben so schwermüthige war, wie meine eigene. Ich begann zu weinen; sie ebenfalls. Ich warf mich ihr zu Füßen: sie segnete mich, erhob mich, umarmte mich, und schickte mich wieder hinweg mit den Worten: „Ich bin des

Lebens müde, und wünsche zu sterben; ich habe zu Gott gefleht, er möge mich diesen Tag nicht sehen lassen, allein es ist nicht sein Wille. Gehen Sie; ich werde mit Ihrer Mutter reden, ich werde die Nacht im Gebete zubringen, beten Sie gleichfalls; aber gehen Sie zu Bett, ich befehle es Ihnen“.... — „„Erlauben Sie,““ erwiderte ich ihr; „„daß ich mich mit Ihnen vereine...““ — „Ich erlaube es Ihnen von neun bis elf Uhr, nicht länger. Um halb zehn Uhr werde ich anfangen zu beten, und Sie mit mir; aber um elf Uhr werden Sie mich allein beten lassen, und sich zur Ruhe begeben. Gehen Sie, liebes Kind, ich werde den Rest der Nacht vor dem Angesichte Gottes durchwachen.“

Sie wollte beten, allein sie vermochte es nicht. Ich schlief, und während dessen wanderte die fromme Frau durch die Klostergänge, klopfte an jede Thür, weckte die Nonnen, und ließ sie geräuschlos in die Kirche hinuntersteigen. Keine blieb zurück, und als sie alle versammelt waren, forderte sie die Schwestern auf, den Himmel für mich anzurufen. Anfangs war es ein stilles Gebet; dann löschte sie die Kerzen aus, und alle sprachen gemeinschaftlich das Miserere, mit Ausnahme der Superiorin, welche sich am Fuße des Altars niedergeworfen hatte, und unter grausamer Selbstkasteiung betete: „O, mein Gott! wenn Du Dich von mir zurückgezogen hast, weil ich eine Schuld auf mich geladen habe, so vergieb mir dieselbe! Ich bitte Dich nicht, mir die Gabe wiederzuverleihen, welche Du mir entzogen hast, aber ich flehe Dich an, Du wollest selber reden zu jener Unschuldigen, welche schläft, während ich Dich an dieser Stätte für sie anrufe. Mein Gott! sprich zu ihr, sprich zu ihren Eltern, und vergieb mir!“

Am folgenden Morgen trat sie frühzeitig in meine Zelle. Ich hörte sie nicht kommen, denn ich war noch nicht erwacht. Sie setzte sich neben mein Bett. Eine ihrer Hände hatte sie leicht auf meine Stirn gelegt, während sie mich anblickte; Unruhe, Verwirrung und Schmerz wechselten in ihren Mienen. So erschien sie mir, als ich die Augen aufschlug. Sie sagte mir nichts von dem, was sich während der Nacht begeben hatte, sondern fragte mich nur, ob ich mich frühzeitig niedergelegt hätte. Ich antwortete: „Zu der Stunde, zu welcher Sie es mir befohlen haben.“ — Ob ich geschlafen hätte. — „Tief.“ — „„Ich habe es erwar-

tet"".... Wie ich mich befände. — „Sehr wohl. Und Sie, liebe Mutter?" — „„Ach!" erwiderte sie: „Ich habe Keine ohne Unruhe in den Orden eintreten sehen, aber über Keine habe ich mich so beängstigt gefühlt, wie über Sie. Ich möchte so gern, daß Sie glücklich wären!"" — „Wenn Sie mich immer lieben, werde ich es sein." — „„Ach! wenn es nur daran läge!... Haben Sie während der Nacht an nichts gedacht?"" — „Nein." — „„Sie haben keinen Traum gehabt?"" — „Keinen." — „„Was geht jetzt in Ihrer Seele vor?"" — „Ich bin stumpfsinnig, ich gehorche meinem Schicksale ohne Widerstreben und ohne Neigung, ich fühle, daß die Nothwendigkeit mich fortreißt, und ich lasse es geschehen. Ach! meine liebe Mutter, ich empfinde nichts von jener sanften Freude, jenem Beben, jener Schwermuth, jener süßen Unruhe, wie ich sie zuweilen bei denen bemerkt habe, die vor demselben Augenblicke standen, der jetzt für mich gekommen ist. Ich bin beinahe blödsinnig, ich kann nicht einmal weinen. Man will es und Du mußt, das ist der einzige Gedanke, dessen ich mächtig bin.... Doch Sie sagen mir gar nichts." — „„Ich bin nicht gekommen, mit Ihnen zu plaudern sondern um Sie zu sehen, und um Sie zu hören. Ich erwarte Ihre Mutter; versuchen Sie, mir jede Rührung zu ersparen, und lassen Sie ruhig die Gefühle in meiner Seele wachsen. Ich muß schweigen, denn ich kenne mich: ich habe nur einen Strahl der Begeisterung, aber er ist gewaltig, und darf nicht bei Ihnen zerstäuben. Ruhen Sie noch einen Augenblick, damit ich Sie sehe, sagen Sie mir nur einige Worte, und lassen Sie mich hier empfangen was, ich bei Ihnen suche. Dann werde ich wieder gehen, und Gott wird das Uebrige thun""... Ich schwieg, und lehnte mich auf mein Kopfkissen zurück, indem ich ihr eine meiner Hände reichte, welche sie faßte. Sie schien nachzudenken, und zwar tief nachzudenken, denn sie hielt die Augen fest geschlossen, öffnete sie wieder, sah bald zum Himmel empor, bald auf mich nieder, sie wurde unruhig, es wogte und wallte in ihrer Seele. Wahrlich, diese Frau war geboren, um Prophetin zu sein, wozu sie das Aussehen und das Wesen besaß. Sie war einst schön gewesen; aber das Alter, indem es ihre Züge erschlaffte, hatte ihrem Antlitz noch den Stempel der Würde aufgeprägt. Ihre Augen waren klein, schienen aber entweder in ihr eigenes Inneres

hinabzublicken, oder durch die umgebenden Gegenstände hindurchzudringen, und jenseit derselben, in weiter Ferne, stets die Vergangenheit, oder die Zukunft zu erforschen. Mehrmals drückte sie mir kräftig die Hand, bis sie mich zuletzt plötzlich fragte, wie viel Uhr es sei. — „Es ist bald sechs Uhr.“ — „„Adieu, ich will jetzt gehen. Man wird gleich erscheinen, um Sie zu kleiden, und ich mag nicht dabei sein; es würde mich zerstreuen. Ich habe nur noch eine einzige Sorge, nämlich die, in den ersten Augenblicken die Mäßigung zu bewahren.““

Sie hatte sich kaum entfernt, als die Novizenmutter und meine Gefährtinnen eintraten. Man zog mir die Ordensgewänder aus, und legte mir weltliche Kleider an; dies ist ein Ihnen bekannter Gebrauch. Ich vernahm nichts von Allem, was um mich her gesprochen wurde: ich befand mich fast in dem Zustande eines Automaten; ich hatte von nichts eine deutliche Wahrnehmung; nur von Zeit zu Zeit empfand ich leichte convulsivische Erschütterungen. Man sagte mir, was ich zu thun hätte, sah sich aber häufig genöthigt, mir zu wiederholen, was ich das erste Mal nicht verstand; dann that ich es. Dies kam nicht etwa daher, daß ich an andere Dinge gedacht hätte, sondern ich war vollständig erschöpft, und mein Kopf so ermüdet, als hätte ich ihn durch anhaltendes Nachdenken übermäßig angestrengt. Während derselben Zeit hatte die Superiorin eine Unterredung mit meiner Mutter. Ich habe niemals erfahren, was sich bei dieser Zusammenkunft, welche sehr lange währte, zugetragen hat; man hat mir nur erzählt, daß bei der Trennung meine Mutter so verwirrt war, daß sie die Thür, durch welche sie eingetreten, nicht wiederfinden konnte, während die Superiorin heraustrat, die gefalteten Hände krampfhaft gegen die Stirn pressend.

Indeß ertönten die Glocken, und ich ging hinab. Die Versammlung war wenig zahlreich. Ob die Ermahnungsrede gut oder übel ausfiel, weiß ich nicht, denn ich hörte nichts: willenlos ließ ich über mich verfügen, und so geschah es während dieses ganzen Morgens, den ich überhaupt aus meinem Leben streichen muß, da ich niemals eine Vorstellung von seiner Dauer gehabt habe; ich weiß weder, was ich gethan, noch was ich gesagt habe. Ohne

Zweifel hat man Fragen an mich gerichtet, und ich habe ohne Zweifel geantwortet; ich habe Gelübde ausgesprochen, doch ich habe keine Erinnerung daran, und bin eben so willenlos dazu gekommen, Nonne zu sein, wie ich einst zur Christin gemacht worden bin. Ich habe von der ganzen Ceremonie meines Professes nicht mehr begriffen, als von der Ceremonie meiner Taufe, mit dem Unterschiede, daß durch die eine die Gnade verliehen wird, und daß die andere dieselbe voraussetzt. Nun wohl! mein Herr, obgleich ich zu Longchamp keinen Einspruch erhoben habe, wie ich zu Sainte-Marie that, halten Sie mich für mehr gebunden? Ich berufe mich auf Ihr Urtheil, ich berufe mich auf das Urtheil Gottes. Ich befand mich in einem Zustande so tiefer Abspannung, daß, als man mir einige Tage später ankündigte, daß ich Chordienst hätte, ich nicht wußte, was man damit meine. Ich fragte vielmehr, ob es wirklich wahr sei, daß ich Profeß gethan hätte; ich wollte die Unterschrift meiner Gelübde sehen, und man mußte diesen Beweisen noch das Zeugniß der ganzen Klostergemeinde, sowie mehrerer Fremden, welche der Ceremonie beigewohnt hatten, hinzufügen. Indem ich mich zu verschiedenen Malen an die Superiorin wandte, sagte ich zu ihr: „Es ist also wirklich wahr?“.... und erwartete stets, sie würde mir antworten: „„Nein, mein Kind; man täuscht sie““.... Ihre wiederholte Versicherung überzeugte mich nicht, da ich es nicht fassen konnte, daß aus der Zeitdauer eines ganzen, so getümmel- und wechselvollen Tages, der so reich an eigenthümlichen und auffallenden Umständen gewesen sein mußte, ich mich keines einzigen dieser letzteren zu erinnern vermöchte, ja, nicht einmal des Gesichts derjenigen, welche mir gedient hatten, und eben so wenig der Züge des Priesters, der mich ermahnt, oder dessen, der mir die Gelübde abgenommen hatte. Die Vertauschung der Ordenstracht mit der weltlichen Kleidung ist das Einzige, dessen ich mich entsinne; von diesem Augenblicke an aber bin ich vollkommen geistesabwesend gewesen. Monate waren erforderlich, um mich diesem Zustande zu entreißen, und eben der langen Dauer dieser Art von Genesung schreibe ich das vollständige Vergessen alles dessen zu, was sich mit mir begeben hat. Es ist mir dabei ergangen, wie denen, welche eine lange Krankheit bestanden, während

derselben mit richtigem Urtheile gesprochen und die Sacramente empfangen haben, und welche, der Gesundheit wiedergegeben, von Allem keine Erinnerung besitzen. Ich habe mehrere derartige Beispiele im Kloster gesehen und zu mir selbst gesagt: „Das ist offenbar dasselbe, was mir an dem Tage begegnet ist, an denen ich die Klostergelübde abgelegt habe.“ Allein es fragt sich immer noch, ob solche Handlungen als das Thun des Menschen betrachtet werden dürfen, und ob er dabei anwesend ist, obgleich er dabei zu sein scheint.

Im Laufe desselben Jahres trafen mich drei bedeutsame Verluste: der meines Vaters, oder vielmehr des Mannes, der dafür galt; er war bejahrt, hatte viel gearbeitet, und erlosch; der meiner Superiorin und der meiner Mutter.

Die würdige Nonne fühlte das Herannahen ihrer letzten Stunden lange vorher. Sie verurtheilte sich zum Schweigen und ließ ihren Sarg in ihr Gemach bringen. Der Schlaf war gänzlich von ihr gewichen, daher sie die Tage und die Nächte mit Betrachtungen und mit Schreiben zubrachte. Sie hat fünfzehn Betrachtungen hinterlassen, die, wenigstens nach meinem Urtheile, von der höchsten Schönheit sind. Ich besitze eine Abschrift derselben, und wenn Sie eines Tages neugierig sein sollten, zu sehen, welche Gedanken dieser Augenblick eingiebt, so will ich sie Ihnen mittheilen; sie sind betitelt: Die letzten Augenblicke der Schwester de Moni.

Bei dem Herannahen ihres Todes ließ sie sich kleiden. Sie lag ausgestreckt auf ihrem Bette, ein Crucifix in ihren Armen haltend, und empfing so die Sterbesacramente. Es war Nacht; der Schein der Kerzen beleuchtete diese Trauerscene. Wir umringten sie, wir zerflossen in Thränen, ihre Zelle wiederhallte von Wehklagen, als plötzlich ihre Augen zu glänzen begannen; sie richtete sich hastig auf; sie sprach; ihre Stimme hatte fast dieselbe Kraft, wie in ihren gesunden Tagen; sie fand die so lange verlorene Gabe wieder und tadelte unsere Thränen, welche ihr ein ewiges Glück zu beneiden schienen. „Dort, dort oben ist es,“ sagte sie, gen Himmel deutend: „wo ich Euch erst recht dienen werde; meine Augen werden ohne Unterlaß auf dieses Haus herabblicken; ich werde für Euch bitten, und ich werde erhört werden. Tretet Alle näher, damit ich Euch umarme; kommt, empfanget

meinen Segen und mein Lebewohl ...." Während sie die letzten Worte sprach, verschied diese seltene Frau, welche durch ihren Tod unsere Herzen mit einer nie endenden Trauer erfüllt hat.

Meine Mutter starb auf der Rückkehr von einer kleinen Reise, die sie gegen den Ausgang des Herbstes zu einer ihrer Töchter gemacht hatte. In Folge anhaltenden Kummers war ihre Gesundheit bedeutend geschwächt. Niemals habe ich den Namen meines Vaters und die Geschichte meiner Geburt erfahren. Derjenige, welcher mein und meiner Mutter Beichtvater gewesen war, stellte mir in ihrem Namen ein Päckchen zu: es waren fünfzig Louisd'or nebst einem Billet, Alles in ein Stück Leinwand gewickelt und zusammengenäht. Das Billet lautete: „Mein Kind, es ist nur wenig, allein mein Gewissen erlaubt mir nicht, über eine größere Summe zu verfügen; es ist der Ueberrest dessen, was ich von den kleinen Geschenken des Herrn Simonin habe ersparen können. Lebe fromm, das ist das Beste, selbst für Dein Glück in dieser Welt. Bete für mich: Deine Geburt ist der einzige bedeutende Fehltritt, welchen ich begangen habe: hilf mir, ihn abbüßen, und um der guten Werke willen, welche Du vollbringen wirst, möge Gott mir verzeihen, daß ich Dir das Dasein gegeben habe. Vor allen Dingen störe den Frieden der Familie nicht, und wenngleich die Wahl des Standes, welchem Du angehörst, keine so freiwillige gewesen ist, wie ich gewünscht hätte, so hüte Dich dennoch ihn zu wechseln. Warum bin ich nicht während meines ganzen Lebens in einem Kloster verschlossen gehalten worden! dann würde mich der Gedanke nicht so beunruhigen, daß ich bald vor dem furchtbaren Richter erscheinen soll. Bedenke, mein Kind, daß das Schicksal Deiner Mutter in jener Welt großentheils von Deinem Verhalten in dieser Welt abhängt: Gott, welcher Alles sieht, wird mir in seiner Gerechtigkeit alles Gute und alles Böse anrechnen, welches Du vollbringen wirst. Lebe wohl, Susanne! Begehre nichts von Deinen Schwestern, denn dieselben sind nicht im Stande, Dich zu unterstützen; hoffe nichts von Deinem Vater, er ist mir vorangegangen, er hat den großen Tag gesehen, er erwartet mich, und meine Gegenwart wird für ihn nicht weniger schrecklich sein, als die seinige für mich. Noch einmal, lebe wohl. Unglückselige Mutter! Unglückseliges Kind! Deine Schwestern

sind angekommen, aber ich bin nicht zufrieden mit ihnen: sie greifen zu, sie schleppen hinweg, und unter den Augen ihrer sterbenden Mutter gerathen sie aus Habsucht in Streitigkeiten, die mich auf's tiefste betrüben. So oft sie sich meinem Bette nähern, wende ich mich auf die andere Seite; denn was würde ich in ihnen Anderes erblicken, als zwei Geschöpfe, in denen die Armuth das Gefühl der Natur erstickt hat? Sie sehnen sich nach dem Wenigen, was ich hinterlasse; sie richten an den Arzt und die Wärterinnen unziemliche Fragen, die Zeugniß dafür ablegen, mit welcher Ungeduld sie den Augenblick erwarten, in dem ich heimgehen werde, und der sie in den Besitz alles dessen bringen soll, was mich umgiebt. Sie haben, ohne daß ich weiß, woher, Verdacht geschöpft, ich könne zwischen meinen Matratzen einiges Geld verborgen halten; in Folge dessen haben sie alles Erdenkliche aufgeboten, mich vom Lager heben zu lassen, und es ist ihnen gelungen; glücklicherweise aber war am vorhergehenden Abende mein Vertrauensmann hier gewesen, und ich hatte ihm dieses Päckchen vor diesem Briefe, welchen ich ihm in die Feder dictirt habe, eingehändigt. Verbrenne diesen Brief, und wann Du vernimmst, daß ich nicht mehr bin, — was bald der Fall sein wird, — dann lasse eine Messe für mich lesen und erneuere gleichzeitig Deine Gelübde; denn ich wünsche immer noch, daß Du im Orden bleibst: der Gedanke, Du könntest so jung ohne Beistand und ohne Stütze in der Welt dastehen, würde meine letzten Augenblicke verbittern."

Mein Vater starb am 5. Januar, meine Superiorin gegen den Schluß desselben Monats und meine Mutter am zweiten Weihnachtstage.

Es war die Schwester Sainte-Christine, welche der Mutter de Moni zur Nachfolgerin gegeben wurde. Ach! mein Herr! welch ein Unterschied zwischen diesen Beiden. Ich habe Ihnen gesagt, welch' herrliche Frau die Erste war. Die Letztere hatte einen kleinlichen Charakter, einen beschränkten Kopf, in dem allerlei Aberglaube spukte; sie war den neuen Meinungen zugethan und verkehrte mit Sulpicianern und Jesuiten. Sie faßte alsbald einen Widerwillen gegen sämmtliche Favoriten ihrer Vorgängerin, und im Umsehen war das Haus voll Verwirrung, Haß, Klatscherei, Anklagen, Verleumdungen und Verfolgungen: wir muß-

ten uns über theologische Streitfragen erklären, von denen wir nichts verstanden, Formeln unterschreiben, uns seltsamen Gebräuchen unterwerfen. Die Mutter de Moni billigte jene Bußübungen nicht, die am Leibe vollzogen werden; nur zweimal in ihrem Leben hatte sie sich kasteit: einmal am Abende vor meinem Professe, das andere Mal bei einer ähnlichen Veranlassung. Sie pflegte von solchen Bußen zu sagen, daß sie uns von keinem Fehler befreiten, und nur dazu dienten, das Herz mit Hochmuth zu erfüllen. Sie wollte, daß ihre Nonnen sich wohl befänden und daß sie einen gesunden Körper und einen heitern Geist besäßen. Als sie ihr Amt antrat, war das Erste, daß sie sich sämmtliche härene Bußhemden sammt den Geißeln bringen ließ, daß sie verbot, die Nahrungsmittel durch Asche zu verderben, auf der bloßen Erde zu schlafen und sich mit einem dieser Instrumente zu versehen. Die zweite, im Gegentheile, sandte jeder Nonne ihr Bußhemd und ihre Geißel zurück und ließ das alte und das neue Testament überall wegnehmen.

Die Favoriten der vorhergehenden Herrschaft sind niemals die der nachfolgenden. Ich war der gegenwärtigen Superiorin gleichgiltig, um nichts Schlimmeres zu sagen, und zwar aus dem Grunde, daß die vorhergehende mich geliebt hatte. Allein es währte nicht lange, so verschlechterte ich mein Loos durch Handlungen, welche Sie entweder Unklugheit oder Festigkeit nennen werden, je nach dem Gesichtspunkte, unter dem Sie dieselben betrachten werden. Die erste war, daß ich mich dem ganzen Schmerze hingab, den ich über den Verlust unserer ersten Superiorin empfand; daß ich bei jeder Gelegenheit ihr Lob verkündete; daß ich dadurch zwischen ihr und derjenigen, die uns nunmehr leitete, Vergleichungen veranlaßte, welche der Letzteren nicht günstig waren; daß ich den Zustand des Hauses in den vergangenen Jahren schilderte; daß ich den Frieden, dessen wir genossen, die Nachsicht, die man uns bewies, die geistige und leibliche Nahrung, die uns damals gereicht wurde, in's Gedächtniß zurückrief; und daß ich endlich die Sitten, die Gesinnungen und den Charakter der Schwester de Moni rühmend erhob. Die zweite war, daß ich das Bußhemd in's Feuer warf und mich meiner Geißel entledigte; daß ich verschiedenen Freundinnen deswegen Vorstellungen machte und einige von ihnen aufforderte, meinem Beispiele zu folgen.

Die dritte, daß ich mir ein Altes und ein Neues Testament anschaffte. Die vierte, daß ich alles Parteiwesen verwarf und mich nur an den Titel Christin hielt, ohne mich um die Namen Jansenisten oder Molinisten zu kümmern, geschweige denn einen von beiden anzunehmen. Die fünfte, daß ich mich streng an die Regel des Hauses band, ohne mehr oder weniger thun zu wollen, als dieselbe gebot; daß ich demzufolge mich zu keinerlei über die Pflicht hinausgehenden Handlungen herlieh, da schon die pflichtmäßigen mir zu hart erschienen; daß ich nur an den Festtagen den Orgelchor bestieg; daß ich nur singen wollte, wann ich Chordienst hatte; daß ich nicht länger dulden wollte, meine Gefälligkeit und meine Talente zu mißbrauchen, und mich Tag für Tag zu Allem zu verwenden. Ich las die Ordensregeln, las sie wiederholt, und wußte sie zuletzt auswendig. Befahl man mir nun etwas, was in denselben entweder nicht klar ausgedrückt oder überhaupt nicht vorhanden war, oder mir mit ihnen im Widerspruch zu stehen schien, so wies ich es mit Festigkeit zurück; ich ergriff das Buch und sagte: „Hier stehen die Verpflichtungen geschrieben, die ich übernommen habe, und andere bin ich nicht eingegangen..." Meine Reden rissen Manche mit sich fort, und die Autorität der Oberinnen erschien in Folge dessen bedeutend eingeschränkt: sie konnten nicht mehr über uns verfügen wie über ihre Sclavinnen, weshalb kaum ein Tag verging ohne irgend eine Aufsehen erregende Scene. In zweifelhaften Fällen fragten meine Gefährtinnen mich um Rath, und ich erklärte mich stets für die Klosterregel und gegen den Despotismus. Ich kam bald in den Ruf einer Aufwieglerin, und vielleicht spielte ich auch einigermaßen die Rolle einer solchen. Alle Augenblicke wurden die Großvicare des Herrn Erzbischofs herbeigerufen: ich mußte vor ihnen erscheinen, um mich zu verantworten. Ich vertheidigte mich, ich vertheidigte meine Gefährtinnen; und es ist nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß man mich verurtheilt hätte, da ich stets eifrig beflissen war, die Vernunft auf meiner Seite zu haben, und da es unmöglich war, mir von Seite meiner Pflichten beizukommen, die ich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte. Die kleinen Gunstbezeigungen, welche eine Superiorin stets nach ihrem Belieben verweigern oder be-

willigen kann, suchte ich niemals nach. Im Sprechzimmer zeigte ich mich nicht, und da ich Niemand kannte, so empfing ich auch keine Besuche. Aber ich hatte mein Bußkleid verbrannt, und meine Geißel weggeworfen; ich hatte Anderen gerathen, ein Gleiches zu thun; ich wollte vom Jansenismus, und Molinismus weder im Guten, noch im Bösen etwas wissen. Als man mich fragte, ob ich mich der Constitution unterwürfe, erwiderte ich, daß ich der Kirche unterthänig sei; ob ich die Bulle ..... annähme, daß ich das Evangelium annehme. Man durchsuchte meine Zelle und entdeckte in derselben das Alte und das Neue Testament. In unbedachten Reden hatte ich mich über die verdächtige Vertraulichkeit einiger Favoriten ausgelassen; die Superiorin selbst hatte lange und häufige Zusammenkünfte mit einem jungen Geistlichen, und ich hatte deren eigentlichen Grund von ihrem Vorwande zu unterscheiden gewußt; — kurz, ich unterließ nichts, was mich gefürchtet und verhaßt machen, was mich verderben konnte, und ich erreichte dieses Ziel in der That. Man beschwerte sich nicht mehr bei den Vorgesetzten über mich, aber man stellte sich die Aufgabe, mir das Leben schwer zu machen. Man verbot den übrigen Nonnen, mit mir zu verkehren, und bald stand ich allein. Ich hatte indeß einige wenige Freundinnen. Man vermuthete, daß sie sich für den ihnen auferlegten Zwang heimlich entschädigen und mich zur Nachtzeit oder zu verbotenen Stunden besuchen würden, da sie sich am Tage nicht mit mir unterhalten durften; man belauerte uns und überraschte mich bald mit der Einen, bald mit einer Andern. Man gab dieser Unklugheit eine willkürliche Deutung, und ich ward auf die unmenschlichste Weise für dieselbe bestraft: man verurtheilte mich, ganze Wochen hindurch der Messe kniend, von den Uebrigen getrennt, in der Mitte des Chores, beizuwohnen; von Wasser und Brod zu leben; in meiner Zelle eingeschlossen zu bleiben; mich den niedrigsten Verrichtungen im Hause zu unterziehen. Diejenigen, die man meine Mitschuldigen nannte, wurden nicht viel besser behandelt. Konnte man mich keines Fehltrittes überführen, so erdichtete man einen solchen; man gab mir gleichzeitig widersprechende Befehle, und man bestrafte mich, wenn ich ihnen nicht nachgekommen war; man rückte die Stunden des Gottesdienstes und der Mahlzeiten vor; man veränderte ohne mein

Vorwissen die ganze Klosterordnung; und trotz der größten Aufmerksamkeit erschien ich alle Tage schuldig und wurde alle Tage bestraft. Ich besitze Muth; allein es giebt keinen Muth, welcher im Stande wäre, gegen Verlassenheit, Einsamkeit und Verfolgung auszudauern. Es ging so weit, daß man sich geradezu ein Spiel daraus machte, mich zu quälen; dies war eine Belustigung, welche sich fünfzig gegen mich verbündete Personen bereiteten. Es ist mir unmöglich, auf alle kleine Einzelnheiten dieser Bosheit einzugehen: man verhinderte mich am Schlafen, am Wachen, am Beten; das eine Mal entwendete man mir verschiedene Stücke meiner Kleidung, ein anderes Mal meine Schlüssel oder mein Brevier; mein Schloß war plötzlich verdorben; man verhinderte mich entweder, eine Arbeit zu verrichten, oder verdarb diejenige, die ich gut ausgeführt hatte; man schob mir Reden und Handlungen unter; man machte mich für Alles verantwortlich, dergestalt, daß mein ganzes Leben zu einer ununterbrochenen Reihe von wirklichen und erdichteten Uebelthaten wurde, denen die Strafen auf dem Fuße folgten. So langen und harten Prüfungen vermochte meine Gesundheit nicht zu widerstehen: ich versank in Niedergeschlagenheit, Kummer und Schwermuth. Anfänglich suchte ich am Fuße des Altars die nöthige Kraft, und fand sie auch bisweilen dort. Ich schwankte zwischen geduldiger Ergebung und Verzweiflung, bald mich der ganzen Härte meines Schicksals unterwerfend, bald vom Gedanken erfüllt, mich durch gewaltsame Mittel von demselben zu befreien. In dem abgelegensten Theile des Gartens gab es einen tiefen Brunnen, und wie oft habe ich meine Schritte dorthin gelenkt! wie oft habe ich hinuntergeblickt! Neben dem Brunnen befand sich eine steinerne Bank; wie oft habe ich mich auf dieselbe gesetzt, den Kopf auf den Rand dieses Brunnens gestützt! Wie viele Male bin ich in dem wilden Aufruhr meiner Gedanken plötzlich aufgesprungen, entschlossen, meine Qualen zu enden! Was hat mich doch zurückgehalten? Weshalb zog ich damals vor, zu weinen, laut zu schreien, meinen Schleier mit Füßen zu treten, mir das Haar auszuraufen? Wenn es Gott gewesen ist, der mich verhindert hat, mich selber zu verderben: warum hat er nicht auch allen jenen anderen leidenschaftlichen Regungen Einhalt gethan? Ich will Ihnen etwas sagen, was Ihnen

vielleicht höchst sonderbar erscheinen wird, was aber darum nicht weniger wahr ist, — nämlich, daß ich durchaus nicht zweifle, daß meine häufigen Besuche bei diesem Brunnen bemerkt worden sind, und daß meine grausamen Feindinnen sich mit der Hoffnung geschmeichelt haben, ich würde eines Tages den Plan auszuführen, welcher im Grunde meines Herzens gährte. So oft mein Gang sich nach dieser Seite richtete, zeigte man eine auffällige Beflissenheit, sich von derselben zu entfernen und seine Blicke abzuwenden. Mehrmals habe ich die Gartenthür in Stunden offen gefunden, in denen sie verschlossen sein sollte, und seltsamer Weise gerade an denjenigen Tagen, an welchen man mir besonders viel Kummer bereitet hatte. Man hatte die Heftigkeit meines Wesens auf's äußerste getrieben, und hielt mich schon für halb wahnsinnig. Kaum aber glaubte ich errathen zu haben, daß man dieses Mittel, aus dem Leben zu gehen, meiner Verzweiflung gleichsam anbot; daß man mich, so zu sagen, an der Hand zu diesem Brunnen hinführte, den ich übrigens immer bereit finden würde, mich aufzunehmen: als ich mich nicht mehr um ihn kümmerte. Mein Geist wandte sich anderen Richtungen zu: ich hielt mich in den Klostergängen auf, und maß die Höhe der Fenster; wann ich mich des Abends entkleidete, prüfte ich unwillkürlich die Stärke meiner Strumpfbänder; ein anderes Mal wies ich die Nahrung zurück; ich stieg in das Refectorium hinunter, blieb, den Rücken an die Wand gelehnt, mit herabhangenden Armen und geschlossenen Augen stehen und rührte die Speisen nicht an, welche man mir vorgesetzt hatte; in diesem Zustande vergaß ich mich so vollständig, daß alle Nonnen sich schon längst entfernt hatten, während ich immer noch in meiner Stellung verharrte. Man bemühte sich in solchen Fällen, sich geräuschlos zurückzuziehen, und ließ mich stehen; dann aber bestrafte man mich, weil ich die nachfolgenden Gebete versäumt hatte. Was soll ich Ihnen sagen? Man verleidete mir fast sämmtliche Mittel, mir das Leben zu nehmen, weil es mir schien, als ob man, weit entfernt, sich dem zu widersetzen, mir dieselben vielmehr an die Hand gab. Wir wollen offenbar nicht, daß man uns aus dieser Welt hinausstoße, und vielleicht würde ich ihr schon nicht mehr angehören, wenn man den Schein angenommen hätte, mich in ihr zurückhalten zu wollen. Wenn man

sich das Leben nimmt, beabsichtigt man vielleicht, die Anderen mit Verzweiflung zu erfüllen, während man es behält, sobald man glaubt, daß man damit nur ihren Wünschen entgegenkommen wird; das sind Regungen, die gar unmerklich in uns vorgehen. Und in der That, — wenn es überhaupt möglich ist, daß ich mir meinen Zustand an diesem Brunnen deutlich zurückrufe, — so scheint es mir, als hätte ich jenen Unglückseligen, die sich entfernten, einen Frevel zu begünstigen, in Gedanken zugerufen: „So macht doch nur einen Schritt nach meiner Seite! Zeiget mir doch nur das geringste Verlangen, mich zu retten! Eilet herbei, um mich zurückzuhalten, und Ihr dürfet sicher sein, daß Ihr zu spät kommen werdet!“.... Ich lebte in Wahrheit nur, weil sie meinen Tod wünschten. Die Wuth, Anderen zu schaden, sie zu quälen, ermattet in der Welt zuletzt; sie ermattet niemals in den Klöstern.

Bis zu diesem Punkte war ich gelangt, als ich, mein vergangenes Leben überblickend, daran dachte meine Gelübde für ungültig erklären zu lassen. Anfangs träumte ich nur flüchtig und vorübergehend davon. Wie sollte ich auch allein, verlassen, ohne Stütze einen Plan ausführen können, der selbst mit allem mir fehlendem Beistand überaus schwierig blieb? Indeß beruhigte mich schon mein Einfall, ich sammelte mich wieder, ich beherrschte mich besser; ich vermied mancherlei Leiden, und ertrug diejenigen, die über mich kamen, mit mehr Geduld. Man bemerkte diese Veränderung, und war darob verwundert; die Bosheit machte plötzlich Halt, gleich einem feigen Feinde, der uns verfolgt, und gegen den wir in einem Augenblicke, da er sich dessen am wenigsten versieht, Front machen. Eine Frage, welche ich an Sie, mein Herr, zu richten hätte, ist die, weshalb in dem Getümmel all' der unseligen Gedanken, die einer verzweifelten Nonne durch den Kopf gehen, ihr nicht der Einfall kommt, Feuer an das Haus zu legen. Ich habe diesen Einfall nicht gehabt, und Andere eben so wenig, obgleich kein Unternehmen leichter auszuführen wäre; denn es handelt sich nur darum, während eines heftigen Windes ein brennendes Licht auf einen Boden, in einen Holzschuppen oder in einen Klostergang zu stellen. Es giebt keine verbrannten Klöster.

und doch werden bei dergleichen Ereignissen die Pforten geöffnet, und: rette sich, wer kann! Sollte es nicht daher kommen, daß wir für uns und für diejenigen, welche wir lieben, die Gefahr fürchten, und daß wir einen Beistand verschmähen, welcher uns und den uns Verhaßten in gleicher Weise zu Gute kommen soll? Dieser letzte Gedanke ist jedoch zu spitzfindig, um wahr zu sein.

Je anhaltender man sich mit einer Sache beschäftigt, um so mehr ist man von ihrer Gerechtigkeit durchdrungen, und glaubt schließlich sogar an ihre Möglichkeit; und man ist gar stark, wenn man einmal so weit gekommen ist. Für mich war dies eine Angelegenheit von ungefähr vierzehn Tagen; denn mein Geist schreitet schreitet rasch. Um was handelte es sich eigentlich? Eine Denkschrift aufzusetzen, und dieselbe einem Rechtsverständigen zur Begutachtung einzuhändigen; Beides war nicht ohne Gefahr. Seitdem sich nämlich in meinem Kopfe eine Revolution zugetragen hatte, beobachtete man mich aufmerksamer als jemals; man folgte mir überall mit den Augen; ich konnte keinen Schritt thun, welcher nicht belauert wurde, kein Wort sprechen, welches man nicht sorgfältig erwogen hätte. Man näherte sich mir wieder und suchte mich auszuforschen; man richtete allerlei Fragen an mich; man heuchelte mir Mitleiden und Freundschaft; man redete mir von meinem vergangenen Leben, und klagte mich nur leichthin an, während man mich gleichzeitig entschuldigte; man hoffte auf ein besseres Verhalten meinerseits, und schmeichelte mir mit einer freundlicheren Zukunft. Indessen trat man unter allerlei Vorwänden, am Tage sowohl als zur Nachtzeit, alle Augenblicke in meine Zelle; verstohlen öffnete man plötzlich meine Vorhänge, und zog sich dann wieder zurück. Ich hatte die Gewohnheit angenommen, in meinen Kleidern zu schlafen; auch hatte ich noch eine andere Gewohnheit, nämlich die, meine Beichte niederzuschreiben. An den dazu festgesetzten Tagen begab ich mich zu der Superiorin, um mir Tinte und Papier auszubitten, und erhielt stets, was ich verlangte. Ich erwartete also den Tag der Beichte, und redigirte inzwischen in meinem Kopfe, was ich vorzutragen hatte, d. i. eine abgekürzte Darstellung alles dessen, was ich Ihnen hier geschrieben habe; nur die Namen in meiner Auseinandersetzung waren erdichtet. Bei dieser Gelegenheit beging ich indeß eine dreifache Unbesonnenheit: erstlich sagte ich zu der Supe-

riorin, ich würde dieses Mal sehr viel zu schreiben haben, und bat sie unter diesem Vorwande um mehr Papier, als sonst bewilligt wird; sodann beschäftigte ich mich ausschließlich mit meiner Denkschrift, und dachte nicht weiter an meine Beichte; und endlich verweilte ich, auf diese religiöse Handlung nicht vorbereitet, nur einen Augenblick im Beichtstuhle. Dies Alles blieb nicht unbemerkt, und man zog daraus den Schluß, daß das Papier, welches ich verlangt hatte, zu einem andern als dem von mir angegebenen Zwecke verwandt worden sein müßte. Wenn es aber nicht zu meiner Beichte gedient hatte, wie auf der Hand lag, welchen Gebrauch hatte ich davon gemacht? Ohne zu ahnen, daß man sich über diese Frage den Kopf zerbrechen würde, sagte ich mir doch, daß ein Schriftstück von solcher Wichtigkeit nimmermehr bei mir gefunden werden dürfe. Zunächst dachte ich daran, es in mein Kopfkissen oder in meine Matratzen einzunähen; dann wollte ich es in meinen Kleidern verbergen, im Garten vergraben, in's Feuer werfen. Sie können sich gar nicht vorstellen, welche dringende Eile ich hatte, es zu schreiben, und welche Verlegenheit es mir bereitete, als es geschrieben war. Auf alle Fälle versiegelte ich es; darauf steckte ich es in meinen Busen, und verfügte mich in die Kirche, wo man eben zum Gottesdienste läutete. Ich befand mich in einer so großen Unruhe, daß sich dieselbe in meinen Bewegungen verrieth. Neben mir saß eine junge Nonne, die mich liebte; es war mir nicht entgangen, daß sie mich bisweilen mitleidsvoll anblickte und Thränen vergoß; sie redete nicht mit mir, war aber sicherlich meinetwillen bekümmert. Auf jede Gefahr hin, die daraus für mich erwachsen konnte, beschloß ich, ihr mein Papier anzuvertrauen; und so benutzte ich denn einen Moment, in welchem sämmtliche Nonnen niederknieen, sich tief niederbeugen und in ihren Chorstühlen gleichsam versinken, zog vorsichtig das Papier aus meinem Busen, und reichte es ihr hinter meinem Rücken hin. Sie nahm es und schob es in ihren Busen. Dies war der wichtigste Dienst unter allen, welche sie mir erwiesen hatte, obgleich ich ihr deren in großer Zahl verdankte: ganze Monate hindurch war sie bemüht gewesen, ohne sich selbst bloßzustellen, alle die kleinen Hindernisse zu heben, die man mir bei Erfüllung meiner Pflichten in den Weg legte, um darnach zu meiner Bestrafung berechtigt zu sein; sie kam und klopfte

an meine Thür, wenn die Ausgehstunde da war; sie brachte wieder in Ordnung, was man mir absichtlich in Unordnung gebracht hatte; sie übernahm an meiner Stelle das Läuten, wann es nöthig war; sie war überall da, wo ich hätte sein müssen, und das Alles blieb mir unbekannt.

Ich hatte wohl daran gethan, diesen Entschluß zu fassen; denn als wir die Kirche verließen, sagte die Superiorin zu mir: „Schwester Susanne, folgen Sie mir“..... Ich folgte ihr, bis sie im Corridor vor einer andern Thür stehen blieb, und sagte: Hier ist Ihre Zelle; die Schwester Sainte Jérome wird Ihre frühere einnehmen“.... Ich trat ein, und sie mit mir. Wir saßen Beide da, ohne zu sprechen, als eine Nonne mit Kleidern erschien, die sie auf einen Stuhl legte. Darauf sagte die Superiorin zu mir: „Schwester Susanne, entkleiden Sie sich, und legen Sie dies Gewand an“.... Ich gehorchte in ihrem Beisein, während sie allen meinen Bewegungen mit Aufmerksamkeit folgte. Die Schwester, die meinen neuen Anzug gebracht hatte, stand vor der Thür; sie trat wieder ein, nahm die von mir abgelegten Gewänder und ging hinaus, worauf die Superiorin ihr folgte. Man gab mir keinen Grund für dieses Verfahren an, und ich fragte nicht nach demselben. Inzwischen hatte man in meiner Zelle überall gesucht; man hatte das Kopfkissen und die Matratzen aufgetrennt; man hatte jeden beweglichen Gegenstand von seinem Platze gerückt; man ging meinen Fußstapfen nach: in den Beichtstuhl, in die Kirche, in den Garten, zum Brunnen, zur steinernen Bank;... ich sah einen Theil dieser Nachforschungen, und vermuthete das Uebrige. Man fand nichts; aber man blieb nichtsdestoweniger überzeugt, daß etwas vorhanden sei. Mehrere Tage fuhr man fort, mich zu beobachten: man ging dahin, wohin ich gegangen war; man sah sich überall um, aber es war vergeblich. Endlich meinte die Superiorin, es sei unmöglich, anders hinter die Wahrheit zu kommen, als durch mich selbst. Sie trat daher eines Tages in meine Zelle und sagte: „Schwester Susanne, Sie haben Ihre Fehler, aber das Lügen gehört nicht zu denselben; sagen Sie mir also die Wahrheit: was haben Sie mit all' dem Papier gemacht, welches ich Ihnen gegeben habe?“ „„Madame, ich habe es Ihnen gesagt.““ — „Das ist nicht möglich, denn Sie haben viel Papier von

mir begehrt, und sind nur einen Augenblick im Beichtstuhle gewesen." — „„Das ist wahr."" — „Was haben Sie also damit gemacht?" — „„Was ich Ihnen gesagt habe."" — „Nun wohl! Schwören Sie mir bei dem heiligen Gehorsam, den Sie Gott gelobt haben, daß dem also ist; und trotz alles entgegengesetzten Anscheins will ich Ihnen glauben." — „„Madame, es ist Ihnen nicht gestattet, um einer so geringfügigen Sache willen einen Eid zu verlangen, und mir nicht erlaubt, ihn zu leisten. Ich kann nicht schwören."" — „Sie täuschen mich, Schwester Susanne, und Sie wissen nicht, welcher Gefahr Sie sich dadurch aussetzen. Was haben Sie mit dem Papiere angefangen, das ich Ihnen gab?" — „„Ich habe es Ihnen gesagt."" — „Wo ist es?" — „„Ich besitze es nicht mehr."" — „Was haben Sie damit gethan?" — „„Was man immer mit Schriftstücken thut, die unnütz sind, sobald man sich ihrer bedient hat."" — „Schwören Sie mir bei dem heiligen Gehorsam, daß das Papier vollständig zum Niederschreiben Ihrer Beichte verwendet worden ist, und daß Sie es nicht mehr besitzen." — „„Madame, ich wiederhole Ihnen: Da Eins so unwichtig ist als das Andere, so kann ich nicht schwören."" — „Schwören Sie," sagte sie, „oder....." — „„Ich werde nicht schwören."" — „Sie werden nicht schwören?" — „„Nein, Madame."" — „Sie sind also schuldig?" — „„Und worin kann ich schuldig sein?"" — „In allen Stücken; es giebt nichts, dessen Sie nicht fähig wären. Sie haben absichtlich die Frau gelobt, die meine Vorgängerin war, um mich herabzusetzen; Sie haben die Gebräuche, die jene verboten, die Gesetze, die sie abgeschafft hatte, und die ich glaubte wiederherstellen zu müssen, verachtet; Sie haben die ganze Klostergemeinde aufgeregt, die Regeln übertreten, Zwiespalt in die Gemüther gebracht, alle Ihre Pflichten vernachlässigt, mich gezwungen, Sie und diejenigen zu bestrafen, welche Sie verführt haben, — und eben das fällt mir am schwersten. Ich hätte mit Strenge, ja, in der härtesten Weise gegen Sie verfahren können: ich habe Sie geschont; ich glaubte, Sie würden Ihr Unrecht einsehen, Sie würden die wahre Gesinnung Ihres Standes wiederfinden und zu mir zurückkehren. Sie haben es nicht gethan. In Ihrem Geiste geht etwas vor, was nicht zu Ihrem Heil ist: Sie schmieden Pläne; das Interesse des Hauses erfordert, daß ich dieselben kenne, und

ich werde sie kennen; ich stehe Ihnen dafür! Schwester Susanne, sagen Sie mir die Wahrheit." — „„Ich habe sie Ihnen gesagt."" — „Ich werde mich sogleich entfernen; fürchten Sie meine Wiederkehr. Ich setze mich noch einmal; ich bewillige Ihnen noch einen Augenblick, um sich zu entschließen..... Ihre Papiere, wenn dergleichen vorhanden sind"..... — „„Ich habe sie nicht mehr."" — „Oder den Schwur, daß dieselben nur Ihre Beichte enthielten." — „„Ich kann ihn nicht ablegen""..... Einen Augenblick verharrte sie schweigend; dann ging sie hinaus und kehrte mit vier ihrer Favoriten zurück. Die wilden Blicke dieser letzteren verriethen die äußerste Wuth. Ich warf mich ihnen zu Füßen, ich flehte ihr Erbarmen an, aber sie schrieen mit einer Stimme: „„„Kein Erbarmen, Madame! Lassen Sie sich nicht erweichen!... Sie muß ihre Papiere herausgeben oder in das Gefängniß!""".... Ich umfaßte die Kniee bald der Einen, bald der Andern, ich rief sie bei ihren Namen an: „„Schwester Sainte-Agnes, Schwester Sainte-Julie, was habe ich Ihnen gethan? Warum reizen Sie meine Superiorin gegen mich? Habe ich ebenso gegen Sie gehandelt? Wie oft habe ich nicht für Sie gebeten! und Sie haben es vergessen.... Sie hatten gefehlt, und ich habe nichts begangen"".... Die Superiorin stand unbeweglich, blickte mich an, und sagte zu mir: „Gieb Deine Papiere her, Unglückliche, oder entdecke, was sie enthielten." — „„„Madame,""" sagten die Anderen: „„„fordern Sie dieselben nicht weiter von ihr, Sie sind zu gut; Sie kennen sie nicht; sie ist ein Starrkopf, bei der sich nur durch die äußersten Mittel etwas erreichen läßt, sie selbst treibt Sie dazu; um so schlimmer für sie.""" — „„Liebe Mutter,"" sagte ich zu ihr: „„ich habe nichts gethan, was Gott oder die Menschen beleidigen könnte, ich schwöre es Ihnen."" — „Das ist nicht der Schwur, den ich verlange." — „„„Sie wird gegen uns, gegen Sie irgend eine Denkschrift an den Groß-Vicar, an den Erzbischof gerichtet haben; Gott weiß, wie sie das Innere des Hauses geschildert hat; und das Schlechte wird so leicht geglaubt. Madame, Sie müssen über dieses Geschöpf verfügen, wenn Sie nicht wollen, daß sie über uns verfüge.""" — Die Superiorin fügte hinzu: „Schwester Susanne, schauen Sie her".... — Ich sprang auf und sagte zu ihr: „„Madame, ich habe Alles gesehen; ich fühle, daß ich mich in's Verderben

stürze; aber ob einen Augenblick früher oder später,.... es ist nicht der Mühe werth, daran zu denken. Machen Sie mit mir, was Ihnen beliebt; geben Sie der Wuth meiner Feindinnen Gehör, vollenden Sie Ihre eigene Ungerechtigkeit!""..... Damit reichte ich meine Arme hin, deren sich ihre Begleiterinnen augenblicklich bemächtigten. Man entriß mir meinen Schleier und beraubte mich in der schamlosesten Weise meiner Kleider. Auf meiner Brust fand man ein kleines Bild meiner ehemaligen Superiorin; man bemächtigte sich desselben; ich flehte um die Erlaubniß, es noch einmal küssen zu dürfen: sie wurde verweigert. Dann warf man mir ein Hemd zu, zog mir die Strümpfe aus, bedeckte mich mit einem Sacke und führte mich mit bloßem Kopfe und nackten Füßen durch die Klostergänge. Ich schrie, ich rief um Hilfe; aber man hatte die Glocke geläutet, um anzudeuten, daß Niemand sich zeigen dürfe. Ich rief den Himmel um Beistand an, ich warf mich auf die Erde, und wurde fortgeschleift. Als man mich auf solche Weise die Treppen hinabgerissen hatte, waren meine Füße blutbedeckt, meine Haut wund und mein ganzer Zustand der Art, daß er Herzen von Stein hätte rühren müssen. Mit mächtigen Schlüsseln öffnete man indessen die Thür eines kleinen unterirdischen, dunkeln Raumes und warf mich in demselben auf eine Matte, welche in der Feuchtigkeit halb verfault war. Dort fand ich ein Stück Schwarzbrod und einen Krug Wasser, nebst einigen plumpen Gefäßen. Die eine Seite der Matte war zusammengerollt und bildete ein Kopfkissen; außerdem war auf einem steinernen Blocke ein Todtenkopf mit einem hölzernen Crucifix vorhanden. Meine erste Regung war, mich zu tödten; ich packte mich mit den Händen an der Kehle; ich zerriß meine Bekleidung mit den Zähnen; ich stieß ein entsetzliches Geschrei aus und heulte wie ein wildes Thier; ich stieß meinen Kopf gegen die Mauern, zerfleischte mich, so daß mein Blut mich überströmte, und wüthete gegen mich, bis meine Kräfte erschöpft waren, was freilich bald genug eintrat. Drei Tage brachte ich in meinem Gefängniß zu, immer im Glauben, man habe mich für mein ganzes Leben dort eingesperrt. Jeden Morgen erschien eine meiner Henkerinnen und sagte: „Gehorchen Sie unserer Superiorin, und Sie dürfen diesen Ort verlassen." — „„Ich habe nichts begangen, ich weiß nicht, was man

von mir verlangt. Ah! Schwester Saint-Clément, es giebt einen Gott!""....

Am dritten Tage, gegen neun Uhr Abends, wurde die Thür geöffnet und dieselben Nonnen traten ein, welche mich hierher geschleppt hatten. Nachdem sie die Gütigkeit unserer Superiorin gepriesen hatten, kündigten sie mir an, daß dieselbe mich begnadigt hätte, und daß man mich in Freiheit setzen wolle. — „Es ist zu spät," sagte ich zu ihnen, „lasset mich hier, ich will hier sterben." — Sie hatten mich indessen aufgerichtet und zogen mich fort. Man führte mich in meine Zelle zurück, wo ich die Superiorin fand. — „Ich habe Gott über Ihr Schicksal befragt; er hat mein Herz gerührt, er will, daß ich Mitleiden mit Ihnen habe, und ich gehorche ihm. Knien Sie nieder und bitten Sie ihn um Vergebung." — Ich sank auf die Kniee und sagte: „„Mein Gott, ich bitte Dich für die Fehler, welche ich begangen habe, um Vergebung, gleichwie Du am Kreuze um Vergebung für mich gebetet hast."" — „„„Welcher Hochmuth!""" schrieen sie; „„„sie vergleicht sich mit Jesus Christus, und uns vergleicht sie mit den Juden, welche ihn gekreuzigt haben.""" — „„Betrachtet nicht mich,"" erwiderte ich ihnen, „„sondern betrachtet Euch, und dann richtet."" — „Das ist noch nicht Alles," sagte die Superiorin zu mir, „schwören Sie mir bei dem heiligen Gehorsam, daß Sie niemals von dem, was sich hier zugetragen hat, sprechen wollen." — „„Was Sie gethan, haben muß also sehr böse sein, da Sie von mir die eidliche Zusicherung fordern, daß ich Stillschweigen darüber beobachten wolle. Niemand außer Ihrem eigenen Gewissen wird jemals etwas davon erfahren; ich schwöre es Ihnen."" — „Sie schwören es?" — „„Ja, ich schwöre es Ihnen.""..... — Hierauf nahmen sie mir die Bekleidung, welche sie mir gegeben hatten, ab und ließen mich meine eigenen Kleider wieder anlegen.

Ich hatte mich heftig erkältet und befand mich in einem bedenklichen Zustande; mein ganzer Körper war zerstoßen und zerschlagen, und seit mehreren Tagen hatte ich nichts weiter genossen, als einige Tropfen Wasser und ein wenig Brod. Ich glaubte, diese Verfolgung würde die letzte sein, welche ich zu erdulden hätte; aber gerade durch die augenblickliche Wirkung dieser heftigen Erschütterungen, die zeigen, wie stark die Natur in jungen Per-

sonen ist, genas ich in sehr kurzer Zeit, und fand, als ich wieder öffentlich erschien, die ganze Klostergemeinde überzeugt, daß ich krank gewesen wäre. Ich unterzog mich auf's Neue den Regeln des Hauses und nahm meinen Platz in der Kirche wieder ein. Dabei hatte ich weder meine Schrift vergessen noch die junge Schwester, der ich sie anvertraut hatte; ich war überzeugt, daß sie das Papier nicht gemißbraucht, jedenfalls aber nicht ohne Unruhe aufbewahrt hätte. Einige Tage nach meiner Freilassung aus dem Kerker befanden wir uns auf dem Chore, und gerade in demselben Augenblicke, in welchem ich es ihr übergeben hatte, das heißt beim Niederknien, fühlte ich mich leise an meinem Kleide gezogen. Ich streckte die Hand hin, und man gab mir einen Zettel, der nur die Worte enthielt: „Welche Unruhe habe ich Ihretwegen empfunden! Und dies abscheuliche Papier,.... was soll ich damit thun?“.... Nachdem ich ihn gelesen hatte, rollte ich ihn zusammen und verschluckte ihn. Dies Alles trug sich im Anfange der Fastenzeit zu, in welcher die gute und schlechte Gesellschaft von Paris durch die Mode, unsere geistlichen Gesänge zu hören, nach Longchamp gelockt wird. Ich besaß eine sehr schöne Stimme und hatte nur wenig von derselben eingebüßt. In den Klöstern aber wendet man den kleinsten Interessen große Aufmerksamkeiten zu, woher es denn auch kam, daß man mich mit einiger Schonung behandelte und mir etwas mehr Freiheit gestattete: die Schwestern, die ich im Gesange unterrichtete, durften ungehindert zu mir kommen. Eine von ihnen war die Nonne, der ich meine Denkschrift anvertraut hatte; in den Erholungsstunden nun, welche wir im Garten zubrachten, nahm ich sie auf die Seite und ließ sie singen; und während sie sang, sagte ich ihr Folgendes: „Sie kennen viele Personen, während ich Niemand kenne. Ich möchte jedoch nicht, daß Sie sich bloßstellten, da ich es vorziehen würde, hier zu sterben, ehe ich Sie dem Verdachte aussetzte, mir gedient zu haben. Ich weiß, daß Sie in diesem Falle verloren wären, meine Freundin, ohne daß ich dadurch gerettet würde; aber selbst wenn Ihr Verderben mich retten könnte, so möchte ich doch nimmermehr mein Heil um diesen Preis.“ — „„Lassen wir das,““ sagte sie zu mir, „„um was handelt es sich?““ — „Es kommt Alles darauf an, diese Denkschrift einem geschickten Advocaten sicher zugehen zu lassen, ohne daß er erfahre,

aus welchem Hause sie kommt, und von ihm eine Antwort zu erhalten, die Sie mir dann in der Kirche oder anderswo mittheilen würden." — „„Ehe ich's vergesse: Was haben Sie mit meinem Zettel gemacht?"" — „Sie dürfen unbesorgt sein, ich habe ihn verschluckt." — „„Seien Sie selbst unbesorgt, ich werde Ihre Angelegenheit nicht vergessen.""... Sie wollen beachten, mein Herr, daß ich sang, während sie zu mir sprach, daß sie sang, während ich ihr antwortete, und daß unsere Unterhaltung auf solche Weise von Gesangphrasen unterbrochen wurde. Das junge Mädchen, Herr Marquis, ist noch in dem Hause; ihr Glück ruht daher in Ihren Händen, denn wenn man entdecken sollte, was sie für mich gethan hat, so giebt es keine Art von Qualen, denen sie nicht ausgesetzt sein würde. Ich möchte ihr nicht die Pforte eines Kerkers geöffnet haben; lieber wollte ich selber in denselben zurückkehren. Verbrennen Sie deshalb dies Schreiben, mein Herr; denn wenn Sie das Interesse, das Sie so freundlich an meinem Schicksale nehmen, von demselben trennen, so enthält es nichts, dessen Aufbewahrung der Mühe werth wäre. — Dies schrieb ich Ihnen damals; aber, ach! sie ist nicht mehr, und ich bleibe allein.

Sie säumte nicht, ihr gegebenes Wort zu erfüllen und mich in unserer gewohnten Weise davon zu unterrichten. So kam die Charwoche heran und mit ihr ein großer Zudrang zu unserer Messe. Ich sang hinreichend gut, um jenes geräuschvolle und anstößige Beifallklatschen hervorzurufen, durch welches man Ihre Comödianten in den Theatern auszeichnet, das aber nie in den Tempeln des Herrn gehört werden sollte, am wenigsten während der feierlichen Trauertage, an denen man das Gedächtniß seines zur Sühne für die Verbrechen des Menschengeschlechts an das Kreuz gehefteten Sohnes begeht. Meine jungen Schülerinnen waren trefflich vorbereitet; mehrere hatten Stimme, fast alle Ausdruck und Geschmack, und es schien mir, daß das Publikum sie mit Vergnügen gehört hatte und daß die Gemeinde mit dem Erfolge meiner Bemühungen zufrieden war.

Es ist Ihnen bekannt mein Herr, daß am Donnerstage das heilige Sacrament aus seinem Tabernakel auf einen besondern Ruhealtar versetzt wird, wo es bis zum Morgen des Freitags ver-

bleibt. Diese Zwischenzeit wird durch eine ununterbrochene Anbetung von Seiten der Nonnen ausgefüllt, indem dieselben sich einzeln nach einander, oder zu je Zweien an den Ruhealtar begeben. Auf einer ausgehängten Tafel wird einer Jeden ihre Stunde der Anbetung angezeigt, und unaussprechlich zufrieden war ich, als ich las: „Die Schwester Sainte-Susanne und die Schwester Sainte-Ursule von zwei bis drei Uhr Morgens!“ Zur bezeichneten Stunde verfügte ich mich an den Ruhealtar; meine Gefährtin war schon dort. Wir stellten uns neben einander auf die Stufen des Altars; wir warfen uns gemeinschaftlich nieder, und beteten während einer halben Stunde. Nach Ablauf dieser Zeit reichte meine junge Freundin mir die Hand, drückte die meinige und sagte: „Wir werden vielleicht niemals wieder Gelegenheit finden, uns so lange und so ungestört zu unterhalten; Gott kennt den Zwang, in dem wir leben, und er wird uns verzeihen, wenn wir eine Zeit theilen, die wir ihm ungetheilt schuldig sind. Ich habe Ihre Denkschrift nicht gelesen; indeß ist es nicht schwierig, zu errathen, was sie enthält, und ich werde die Antwort darauf in kürzester Frist erhalten. Wenn nun aber diese Antwort Sie berechtigt, die gerichtliche Ungiltigkeitserklärung Ihrer Gelübde zu verfolgen: leuchtet Ihnen nicht ein, daß Sie sich nothwendiger Weise mit Rechtsgelehrten besprechen müssen?“ — „„Das ist wahr.““ — „Daß Sie einer gewissen Freiheit bedürfen werden?“ — „„Das ist wahr.““ — „Und daß, wenn Sie klug handeln wollen, Sie die gegenwärtige günstige Stimmung benutzen müssen, um sich diese Freiheit zu verschaffen?“ — „„Daran habe ich ebenfalls gedacht.““ — „Sie werden es also thun?“ — „„Ich will sehen.““ — „Wenn aber Ihre Sache eingeleitet wird, so werden Sie hier der ganzen Wuth der Klostergesellschaft überlassen bleiben. Haben Sie die Verfolgungen, welche Ihrer warten, auch schon in's Auge gefaßt?“ — „„Sie werden nicht größer sein als diejenigen, die ich schon erduldet habe.““ — „Das weiß ich nicht.“ — „„Bitte um Entschuldigung. Zunächst wird man nicht wagen, über meine Freiheit zu verfügen.““ — „Und warum nicht?“ — „„Weil ich alsdann unter dem Schutze der Gesetze stehen werde: ich werde einen Vertreter haben, man wird mich demselben vorführen müssen; ich werde, so zu sagen, zwischen dem Kloster und der Welt stehen;

mein Mund wird nicht verschlossen sein, und ich werde die Freiheit haben, mich zu beschweren; ich werde Sie und alle Anderen zu Zeuginnen aufrufen; man wird nicht wagen, sich ein Unrecht zu Schulden kommen zu lassen, über das ich mich beklagen könnte; man wird sich vielleicht hüten, eine schlechte Sache noch schlechter zu machen. Uebrigens könnte ich nichts Besseres wünschen, als daß man schlecht mit mir umginge; aber man wird es nicht thun; seien Sie überzeugt, daß man ein gerade entgegengesetztes Benehmen einschlagen wird. Man wird mich mit Bitten bestürmen; man wird mir das Unrecht vorstellen, das ich im Begriffe sei, mir selbst und dem Hause anzuthun; und Sie dürfen gewiß sein, daß man erst dann zu Drohungen greifen wird, wenn man sieht, daß Freundlichkeit und Verführung Nichts ausrichten; daß man sich aber jeder Gewaltthätigkeit enthalten wird."" — „Aber es ist doch eigentlich unglaublich, daß Sie eine so große Abneigung gegen einen Stand hegen, dessen Pflichten Sie mit solcher Leichtigkeit und Gewissenhaftigkeit erfüllen." — „„Ich fühle, diese Abneigung; sie ist mit mir geboren, und sie wird mich nicht verlassen. Ich würde zuletzt eine schlechte Nonne sein, und diesem Augenblicke muß vorgebeugt werden."" — „„Wenn Sie aber unglücklicher Weise unterliegen?" — „Wenn ich unterliege, werde ich verlangen, das Kloster zu wechseln, oder ich werde in diesem sterben."" — „Man duldet lange, ehe man stirbt. Ach! meine Freundin, Ihr Schritt erfüllt mich mit Besorgniß, ich zittere vor der Lösung Ihrer Gelübde, und ich zittere beim Gedanken, daß sie nicht aufgehoben werden. Wenn es geschieht, was soll aus Ihnen werden? Was werden Sie in der Welt beginnen? Sie besitzen ein einnehmendes Aeußere, Geist und Talente; aber man sagt, dies führe im Bunde mit der Tugend zu nichts, und ich weiß, daß Sie dieser niemals untreu werden könnten!" — „„Sie lassen mir nur Gerechtigkeit wiederfahren; aber Sie sind nicht gerecht gegen die Tugend: auf diese allein rechne ich; denn je seltener sie unter den Menschen ist, in desto höherem Ansehen muß sie bei ihnen stehen."" — „Man lobt sie, aber man thut nichts für sie." — „„Nur sie ermuthigt mich und hält mich bei meinem Unternehmen aufrecht. Was man immer gegen mich einwenden möge, man wird meine Sitten achten müssen; man wird wenigstens nicht wie von den meisten Anderen von mir sagen können, ich sei durch eine ungeregelte

Leidenschaft aus meinem Stande getrieben worden, denn ich sehe Niemand, und ich kenne Niemand. Ich begehre frei zu sein, weil das Opfer meiner Freiheit kein freiwilliges gewesen ist. Haben Sie meine Denkschrift gelesen?"" — „Nein, ich habe das Päckchen, welches Sie mir eingehändigt haben, zwar geöffnet, weil es ohne Adresse war und ich glauben mußte, es wäre an mich gerichtet; allein schon die ersten Zeilen haben mich enttäuscht, und ich habe nicht weiter gelesen." Es war eine glückliche Eingebung, welche Sie bestimmte, diese Schrift mir zu überliefern! Einen Augenblick später würde man sie bei Ihnen gefunden haben..... Doch die Stunde naht, die unserer Andacht ein Ziel setzt: lassen Sie uns niederfallen, damit diejenigen, welche uns gleich ablösen werden, uns in der gebührenden Haltung finden. Bitten Sie Gott, daß er sie erleuchte und führe; ich will mein Gebet und meine Seufzer mit den Ihrigen vereinen."..

Meine Seele fühlte sich etwas erleichtert. Meine Gefährtin betete in aufrechter Stellung, während ich mich niederwarf: meine Stirn stützte sich auf die unterste Altarstufe, und meine Arme waren über die oberen Stufen ausgebreitet. Ich glaube nicht, daß ich jemals mit größerem Troste und tieferer Inbrunst zu Gott gebetet habe; mein Herz schlug heftig; in einem Augenblicke hatte ich Alles vergessen, was mich umgab. Ich weiß nicht, wie lange ich in dieser Haltung verharrte, und wie lange ich noch in derselben geblieben sein würde; aber ich muß annehmen, daß ich für meine Gefährtin und für die beiden Nonnen, die hinzukamen, ein überaus rührendes Schauspiel bot. Als ich mich erhob, glaubte ich allein zu sein. Ich täuschte mich jedoch, denn sie standen alle Drei hinter mir und zerflossen in Thränen; sie hatten nicht gewagt, mich zu unterbrechen, und geduldig gewartet, bis ich von selbst aus dem Zustande der Weltvergessenheit erwachen würde, in dem sie mich erblickten. Als ich mich zu ihnen wandte, zeigte mein Gesicht ohne Zweifel einen Ehrfurcht gebietenden Ausdruck, wenn ich einen Schluß aus der Bewegung meiner Schwestern und ihrer späteren Aeußerung ziehen darf: ich hätte in diesem Augenblick unserer alten Superiorin geglichen, wenn sie uns tröstete, und mein Anblick hätte ihnen dieselben Schauer verursacht. Hätte ich die geringste Neigung zur Heuchelei und zum Fanatismus besessen, oder gewünscht, im Hause eine Rolle zu spielen, so zweifele

ich nicht, daß es mir gelungen wäre. Meine Seele entzündet sich leicht, begeistert sich und wird von tiefer Rührung durchdrungen, und unzählige Male hat unsere treffliche Superiorin unter Umarmungen zu mir gesagt, es würde Niemand Gott so geliebt haben wie ich, und ich besäße ein Herz von Fleisch, während die Anderen ein Herz von Stein in der Brust trügen. Es ist gewiß, ich besaß eine außerordentliche Leichtigkeit, an ihrer Ekstase Theil zu nehmen, und bei den Gebeten, die sie mit lauter Stimme sprach, begegnete es mir bisweilen, daß ich das Wort ergriff, ihrem Gedankengange folgte, und wie durch Eingebung einen Theil dessen sprach, was sie selbst gesagt haben würde. Die Uebrigen hörten ihr schweigend zu, oder folgten ihr; ich hingegen unterbrach sie, und kam ihr entweder zuvor, oder redete gleichzeitig mit ihr. Ich bewahrte den Eindruck, den ich von ihr empfangen hatte, sehr lange, und es lag wahrscheinlich in der Natur der Sache, daß ich ihr von dem Empfangenen etwas wiedererstatten mußte; denn wenn man in den Anderen den Nachklang des Verkehres mit ihr fand, fühlte man ihr an, daß sie mit mir verkehrt hatte! Allein, was hat dies für eine Bedeutung, wo kein Beruf vorhanden ist? ... Als unsere Andacht beendet war, traten wir den Platz an unsere Nachfolgerinnen ab. Dann umarmten wir, meine junge Gefährtin und ich, uns sehr zärtlich, bevor wir uns trennten.

Die Scene am Ruhealtar erregte großes Aufsehen im Hause; dazu kam noch der glänzende Erfolg unserer Messe am Charfreitag: ich sang, ich spielte die Orgel, und man klatschte Beifall. O, über den launenhaften Sinn der Nonnen! Ich hatte so gut wie nichts zu thun, um mich mit der ganzen Gemeinde auszusöhnen: man kam mir, die Superiorin an der Spitze, entgegen. Verschiedene weltliche Personen suchten meine Bekanntschaft zu machen; dies paßte zu gut zu meinem Plane, als daß ich es abgelehnt hätte. So sah ich den ersten Präsidenten, die Frau von Soubise und eine Menge Edelleute, Mönche und Priester, Militärpersonen, Verwaltungsbeamte, fromm und weltlich gesinnte Frauen, unter dieser bunten Menge aber auch jene Gattung von Leichtfertigen, welche Sie Talons rouges*)

---

*) Talons rouges, ein Ausdruck für Höflinge, nach den rothen Absätzen der Schuhe, die eine Zeit lang als vornehm und elegant galten.

nennen, und die ich sehr bald wieder verabschiedete. Ich unterhielt nur solche Bekanntschaften, die man mir nicht zum Vorwurf machen konnte; die anderen überließ ich denjenigen unter unseren Nonnen, welche minder scrupulös waren.

Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß der erste Beweis von Güte den man mir gab, der war, daß man mich wieder in meine erste Zelle einsetzte. Ich hatte den Muth, das kleine Bildniß unserer alten Superiorin zurück zu fordern, und man hatte nicht den Muth, mir die Rückgabe zu verweigern; es hat seinen Platz auf meinem Herzen wieder eingenommen und wird dort bleiben, so lange ich lebe. Meine erste Regung an jedem Morgen ist, meine Seele zu Gott zu erheben, die zweite aber, dieses Bild zu küssen; wenn ich beten will, und meine Seele kalt finde, löse ich es von meinem Halse, lege es vor mich hin, blicke es an, und es begeistert mich. Wir müssen es bedauern, daß wir die Heiligen nicht gekannt haben, deren Bilder unserer Verehrung vorgeführt werden; sie würden in diesem Falle einen ganz andern Eindruck auf uns machen; sie würden uns bei ihrem Anblicke oder zu ihren Füßen nicht so kalt lassen, wie wir jetzt bleiben.

Die Antwort auf meine Denkschrift befand sich in meinen Händen. Sie rührte von einem Herrn Manouri her und war weder günstig, noch ungünstig. Bevor man über diese Angelegenheit ein bestimmtes Urtheil fällen könne, verlangte man eine große Menge von Aufklärungen, die ohne eine persönliche Zusammenkunft schwer zu geben waren; ich nannte daher meinen Namen, und lud Herrn Manouri ein, sich nach Longchamp zu begeben. Die Herren Procuratoren verlassen nur ungern ihren Wohnort; gleichwohl kam er. Wir hatten eine sehr lange Unterredung und verabredeten einen Briefwechsel, durch welchen auf eine sichere Weise seine Fragen an mich und meine Antworten an ihn gelangen sollten. Meinerseits benutzte ich die ganze Zeit, die er meiner Angelegenheit widmete, um die Gemüther vorzubereiten, Theilnahme für mein Schicksal zu erwecken und mir Gönner zu verschaffen. Ich nannte mich; ich enthüllte mein Benehmen in dem ersten Ordenshause, welches ich bewohnt; ich offenbarte, was ich in dem elterlichen Hause zu leiden gehabt, die Qualen, die man mir im Kloster bereitet, meinen Einspruch zu Sainte-Marie, meinen Aufenthalt zu Longchamp, meine

Einkleidung, meinen Profeß und die Grausamkeit, mit der ich seit der Ablegung meiner Gelübde behandelt worden war! Man beklagte mich, man bot mir seinen Beistand an, und ich behielt mir vor, von dem mir gezeigten guten Willen zu der Zeit, da ich seiner bedürfen würde, Gebrauch zu machen, ohne mich weiter zu erklären. Niemand im Hause hatte eine Ahnung von dem, was vorging: ich hatte von Rom die Erlaubniß erhalten, gegen meine Klostergelübde Einspruch zu erheben, und die Einleitung des Processes stand unmittelbar bevor, während man sich in dieser Beziehung noch einer tiefen Sicherheit hingab. Sie können sich daher vorstellen, wie groß die Ueberraschung meiner Superiorin war, als man ihr im Namen der Schwester Marie Susanne Simonin von Gerichts wegen eine Protestation derselben gegen ihre Gelübde einhändigte nebst dem Gesuche, das Ordenskleid ablegen und das Kloster verlassen zu dürfen, um über sich zu verfügen, wie sie es für gut befinden würde.

Wohl hatte ich vorausgesehen, daß ich mancherlei Arten des Widerstandes finden würde: von Seiten der Gesetze, von Seiten des Ordenshauses und von Seiten meiner Schwäger und meiner Schwestern, welche durch meinen Schritt in die größte Unruhe versetzt werden mußten, weil sie das gesammte Familiengut an sich gerissen hatten, und ich, sobald ich einmal frei war, ansehnliche Rückzahlungen von ihnen hätte fordern können. Ich schrieb deshalb an meine Schwestern, und flehte sie an, meinem Austritte aus dem Kloster kein Hinderniß in den Weg zu legen; ich berief mich auf ihr eigenes Gewissen hinsichtlich der geringen Freiwilligkeit meiner Gelübde; ich bot ihnen eine in rechtsgiltiger Urkunde auszusprechende Verzichtleistung auf alle meine Ansprüche an den Nachlaß meiner Eltern an; ich bot Alles auf, um sie zu überzeugen, daß ich den in Rede stehenden Schritt weder aus Gewinnsucht, noch aus Leidenschaft unternahm. Ich gab mich allerdings keiner Täuschung in Betreff ihrer Gesinnungen hin: diese Verzichtleistung, welche ich ihnen vorschlug, und welche stattfinden sollte, während ich noch dem Orden angehörte, wurde eben dadurch ungiltig, und sie hatten zu wenig Gewißheit dafür, daß ich dieselbe bestätigen würde, sobald ich frei wäre. Sagte es ihnen ferner überhaupt zu, meine Vorschläge anzunehmen? Sollten sie eine Schwester ohne Zufluchtsort und ohne Vermögen lassen und selber den Vortheil aus dem Vermögensantheile derselben

ziehen? Was würde man in der Welt dazu sagen? — „Wenn sie nun kommt und uns um Brod bittet; sollen wir sie abweisen? Wenn sie den Einfall hat, sich zu verheirathen: wer weiß denn im voraus, welcher Art der Mann sein wird, den sie nimmt? Und wenn sie Kinder bekommt?... Wir müssen diesem gefährlichen Versuche aus allen Kräften entgegenwirken..." Dies sagten sie sich und handelten danach.

Kaum hatte die Superiorin die gerichtliche Anzeige meines Gesuchs erhalten, als sie in meine Zelle eilte. „Wie, Schwester Sainte-Susanne," sagte sie, „Sie wollen uns verlassen? — „„Ja, Madame."" — „Und Sie wollen gegen Ihre Gelübde protestiren?" — „„Ja, Madame."" — „Haben Sie dieselben denn nicht freiwillig abgelegt?" — „„Nein, Madame."" — „Und wer hat Sie gezwungen?" — „„Jedermann."" — „Ihr Herr Vater?" — „„Mein Vater."" — „Ihre Frau Mutter?" — „„Auch sie!"" „Und warum haben Sie nicht am Fuße des Altars protestirt?" — „„Ich war so wenig bei mir selbst, daß ich mich nicht einmal erinnere, dabeigewesen zu sein."" — „Wie können Sie nur so reden?" — „„Ich sage die Wahrheit."" — „Was! Sie haben nicht gehört, wie der Priester sie gefragt hat: Schwester Sainte-Susanne Simonin, geloben Sie Gott Gehorsam, Keuschheit und Armuth?" — „„Ich habe keine Erinnerung davon."" — „Sie haben nicht Ja geantwortet?" — „„Ich habe keine Erinnerung davon."" — „Und Sie bilden sich ein, daß die Menschen Ihnen das glauben werden?" — „„Sie werden es mir glauben, oder auch nicht; die Thatsache aber wird darum nicht weniger wahr sein."" — „Liebes Kind, wenn man dergleichen Vorwänden Gehör geben wollte, bedenken Sie doch, zu welchen Mißbräuchen das führen würde! Sie haben einen unüberlegten Schritt gethan; Sie haben sich durch ein Gefühl der Rachsucht hinreißen lassen; Sie grollen wegen der Strafen, die Sie mich genöthigt haben, Ihnen aufzuerlegen; Sie haben gemeint, daß dieselben genügen, um Ihre Gelübde zu brechen; aber Sie haben sich geirrt, denn dies ist weder vor den Menschen noch vor Gott zulässig. Bedenken Sie, daß der Meineid das schwerste aller Verbrechen ist, daß Sie in Ihrem Herzen ihn schon begangen haben, und daß Sie jetzt im Begriff sind, ihn zu vollenden." — „„Ich werde nicht meineidig sein, denn ich habe nichts geschworen."" — „Wenn man sich wirk-

lich einiges Unrecht gegen Sie hat zu Schulden kommen lassen, ist es nicht auch wieder gut gemacht worden?" — „„Es ist nicht das Unrecht, was meinen Entschluß hervorrief."" — „Und was ist es denn?" — „„Der gänzliche Mangel des Berufes, der gänzliche Mangel der Freiwilligkeit in meinen Gelübden."" — „Wenn Sie sich nicht berufen fühlten, wenn Sie gezwungen wurden, warum sagten Sie es hier nicht, als es noch Zeit war?" — „„Und was hätte mir das genützt?"" — „Warum haben Sie damals nicht dieselbe Festigkeit gezeigt, die Sie zu Sainte-Marie bewiesen haben?" — „„Hängt denn die Festigkeit von uns ab? Das erste Mal war ich fest, das zweite Mal war ich geistesschwach."" — „Warum riefen Sie nicht einen Rechtsgelehrten zu Hilfe? Warum protestirten Sie nicht? Sie haben doch die gesetzlichen vierundzwanzig Stunden gehabt, um Ihre Reue auszudrücken." — „„Wußte ich denn etwas von diesen Formalitäten? Und wenn ich sie gekannt hätte, war ich im Stande, sie zu benutzen? Wäre ich aber selbst im Stande gewesen, dies zu thun, hätte ich's gekonnt? Was! Madame, haben Sie denn nicht selbst meine Geistesabwesenheit bemerkt? Wenn ich Ihr Zeugniß anrufe: können Sie beschwören, daß ich geistig gesund war?"" — „Ich werde es beschwören." — „„Nun wohl, Madame, dann werden Sie die Meineidige sein, nicht ich!"" — „Mein Kind, Sie sind im Begriff, ein zweckloses Aufsehen zu erregen. Kommen Sie wieder zu sich, ich beschwöre Sie darum bei Ihrem eigenen Wohle, bei dem Wohle des Hauses; dergleichen Angelegenheiten werden niemals öffentlich verhandelt ohne ärgerliche Erörterungen." — „„Das wird nicht meine Schuld sein."" — „Die Weltleute sind boshaft; man wird in Rücksicht auf Ihren Geist, auf Ihr Herz, auf Ihre Sitten die nachtheiligsten Voraussetzungen machen; man wird glauben...." — „„Alles, was man Lust hat."" — „Aber reden Sie doch offenherzig mit mir; wenn Sie irgend ein geheimes Mißvergnügen hegen, was es immer sein mag, es giebt ja eine Möglichkeit der Abhilfe." — „„Ich war und ich bin unzufrieden mit meinem Stande und werde es mein ganzes Leben hindurch sein."" — „Sollte der Geist der Verführung, der uns unablässig umlauert und zu verderben trachtet, die zu große Freiheit, welche Ihnen seit Kurzem bewilligt worden, benutzt haben, Ihnen irgend eine unheilvolle Neigung einzuflößen?" — „„Nein,

Madame, Sie wissen, daß ich keinen Schwur ohne Noth ausspreche: ich rufe Gott zum Zeugen an, daß mein Herz unschuldig ist, und daß niemals eine leidenschaftliche Regung in mir erwacht ist!"" — „Unbegreiflich!" — „„Und doch, Madame, ist nichts leichter zu begreifen: Jeder hat seinen eigenen Charakter, und so habe auch ich den meinigen. Sie lieben das Klosterleben, und ich hasse es; Sie haben von Gott die Gnadengaben Ihres Standes empfangen, und mir mangeln sie alle; Sie würden in der Welt verloren gehen und sichern deshalb hier Ihr Seelenheil, ich hingegen würde hier verloren gehen und hoffe, mich in der Welt zu retten; ich bin eine schlechte Nonne und werde es immer sein."" — „Und weshalb? Niemand erfüllt seine Pflichten besser als Sie." — „„Aber es geschieht mit Mühe und mit widerwilligem Herzen."" — „Um so größer ist Ihr Verdienst." — „„Niemand kann besser wissen als ich, welches Verdienst ich habe; und ich bin gezwungen, mir einzugestehen, daß ich, indem ich mich Allem unterwerfe, nicht das geringste Verdienst beanspruchen kann. Ich bin dessen müde, eine Heuchlerin zu sein; indem ich thue, was die Anderen errettet, verabscheue und verdamme ich mich. Mit einem Worte, Madame, als echte Nonnen kann ich nur diejenigen anerkennen, welche durch ihre Neigung zur Zurückgezogenheit hier festgehalten werden, und welche hier bleiben würden, auch wenn es rings um sie her weder Gitter noch Mauern gäbe, die sie zurückhalten. Es fehlt gar viel daran, daß ich zu dieser Zahl gehöre: mein Körper ist hier, aber mein Herz ist draußen, und wenn ich die Wahl zwischen dem Tode und dem immerwährenden Klosterzwange hätte, so würde ich keinen Augenblick schwanken: ich würde sterben. Da haben Sie meine Gesinnungen."" — „Was! Sie würden diesen Schleier, diese Kleidung, durch die Sie dem Heilande geweiht worden sind, ohne Gewissensbisse ablegen?" — „„Ja, Madame, weil ich sie ohne Ueberlegung und ohne Freiheit genommen habe......"" Ich antwortete ihr mit vieler Mäßigung, denn das war es keineswegs, was mein Herz mir eingab; dieses sagte mir vielmehr: „„O, warum ist nicht schon der Augenblick da, in dem ich sie zerreißen und von mir schleudern darf!""..... Meine Antwort bestürzte die Superiorin, sie erblaßte; sie wollte noch mehr sprechen, aber ihre Lippen bebten; sie schien nicht zu wissen, was sie mir noch sagen sollte. Ich ging

mit großen Schritten in meiner Zelle auf und ab, und sie rief aus: „O mein Gott! Was werden unsere Schwestern sagen? O Jesus! wirf einen Blick des Erbarmens auf sie!... Schwester Sainte-Susanne!“ — „„Madame?““ — „Es ist also Ihr fester Entschluß? Sie wollen uns entehren, uns und sich selbst dem Skandale preisgeben! Sie wollen sich zu Grunde richten!“ — „„Ich will nur fort von hier!““ — „Aber wenn es nur das Haus ist, welches Ihnen mißfällt.....“ — „„Das Haus, mein Stand, das ganze Klosterwesen; ich will weder hier noch anderwärts eingesperrt sein.““ — „Mein Kind, Sie sind vom bösen Geiste besessen; er allein ist es, der Sie treibt, der aus Ihnen redet und Sie außer sich bringt; nichts ist gewisser: sehen Sie nur selbst, in welchem Zustande Sie sich befinden!“ — Als ich mich betrachtete, sah ich in der That, daß mein Kleid vollständig in Unordnung gerathen war und der Schleier mir auf den Schultern lag. Ich fühlte mich auf eine widerliche Weise belästigt durch diese boshafte Superiorin, welche nur einen Ton erheuchelter Milde für mich hatte, und erwiderte ihr unwillig: „„Nein, Madame, nein, ich will diese Kleidung nicht mehr! Ich will sie nicht mehr!““..... Indessen suchte ich meinen Schleier wieder in Ordnung zu bringen; aber die Hände zitterten mir, und je mehr ich mich abmühte, ihn zurecht zu legen, um so mehr verwirrte ich ihn, bis mich zuletzt die Ungeduld übermannte: ich faßte ihn mit leidenschaftlicher Heftigkeit, riß ihn mir ab, warf ihn auf die Erde und stand nun vor meiner Superiorin, die Stirn von einer Binde und den Kopf von verwirrtem Haare umgeben. Ungewiß, ob sie gehen oder bleiben sollte, lief sie hin und her, indem sie ausrief: „O Heiland! sie ist besessen! Es ist ausgemacht, sie ist besessen!“..... Und dabei bekreuzte sich die Heuchlerin fortwährend mit dem Kreuze ihres Rosenkranzes. Es währte nicht lange, bis ich die ruhige Besinnung wiederfand und das Unschickliche meines Zustandes, sowie die Unklugheit meiner Aeußerungen begriff; ich sammelte mich, so gut ich konnte, raffte meinen Schleier auf und legte ihn wieder an; dann wandte ich mich zu ihr mit den Worten: „Madame, ich bin weder verrückt noch besessen; ich schäme mich vielmehr meiner Leidenschaftlichkeit und bitte Sie wegen derselben um Verzeihung; Sie mögen aber hiernach beurtheilen, wie wenig ich mich für den Stand einer Nonne

eigne, und wie sehr ich Recht habe, wenn ich suche, mich ihm zu entziehen, dafern es mir möglich ist.““..... Sie hörte mich jedoch nicht, sondern wiederholte nur: „Was wird die Welt dazu sagen? Was werden unsere Schwestern sagen?“ — „„Madame,““ entgegnete ich, „„Sie wünschen, Aufsehen zu vermeiden? Dazu gäbe es ein Mittel. Ich trachte nicht nach meiner Aussteuer; ich verlange nur die Freiheit. Nun will ich nicht sagen, Sie sollen mir die Pforten ausdrücklich öffnen; aber richten Sie es nur heute, morgen oder später so ein, daß sie schlecht bewacht sind, und bemerken Sie meine Entweichung erst möglichst spät.““ — „Unglückliche! welchen Vorschlag wagen Sie mir zu machen?“ — „„Es ist nur ein Rath, den eine gute und weise Superiorin allen denen gegenüber befolgen sollte, für die ihr Kloster ein Gefängniß ist; und für mich ist das Kloster ein Gefängniß, tausendmal schrecklicher, als die Kerker der Verbrecher; ich muß hinaus, oder in ihm untergehen. Madame,““ fügte ich hinzu, indem ich einen ernsten Ton und einen zuversichtlichen Blick annahm, „„hören Sie mich an: Wenn die Gesetze, welche ich angerufen habe, meine Erwartung täuschen sollten, und wenn ich, getrieben durch die Regungen einer Verzweiflung, die mir nur zu wohl bekannt ist, — — Sie haben hier einen Brunnen... es giebt Fenster im Hause... überall hat man Mauern vor sich... man hat Kleider, welche sich zerschneiden lassen... Hände, deren man sich bedienen kann...““ — „Halten Sie inne, Unglückliche! Das ist ja schauderhaft! Was! Sie könnten...“ — „„Ich könnte, in Ermangelung solcher Mittel, welche den Leiden dieses Lebens plötzlich ein Ende machen, die Nahrung zurückweisen; es hängt von unserem Belieben ab, ob wir essen und trinken wollen, oder nicht... Wenn es nun nach dem, was ich Ihnen eben gesagt habe, sich zutrüge, daß ich den Muth hätte — und Sie wissen, daß er mir nicht fehlt und daß es bisweilen zum Leben eines größeren Muthes bedarf als zum Sterben, — versetzen Sie sich im Geiste vor den Richterstuhl Gottes und sagen Sie mir, welche von uns Beiden ihm als die Schuldigere erscheinen müßte, die Superiorin oder ihre Nonne?..... Madame, ich fordere nichts vom Hause zurück, und werde niemals etwas fordern; ersparen Sie mir eine Frevelthat, ersparen Sie sich selber jahrelange Gewissensbisse: lassen Sie uns gemeinschaftlich einen Plan entwerfen..““ — „Wie können Sie

nur daran denken, Schwester Sainte-Susanne? Ich sollte meiner ersten Pflicht untreu werden?! Ich sollte meine Hände herleihen zu einem Verbrechen?! Ich sollte an einer Kirchenschändung Theil nehmen?!" — „„Die wahre Kirchenschändung, Madame, begehe ich Tag für Tag, indem ich die geheiligten Kleider, welche ich trage, durch meine Verachtung entweihe. Entledigen Sie mich derselben, ich bin ihrer unwürdig; lassen Sie aus dem Dorfe die Lumpen der ärmsten Bäuerin holen, ... und dann braucht die Klosterpforte nur ein wenig für mich geöffnet zu bleiben."" — „Und wohin gedenken Sie zu gehen, um es besser zu finden?" — „„Ich weiß nicht, wohin ich gehen werde; aber man ist nur da schlecht aufgehoben, wo Gott uns nicht haben will: und Gott will mich hier nicht haben."" — „Sie besitzen nichts." — „„Das ist wahr; aber die Dürftigkeit ist nicht dasjenige, was ich am meisten fürchte."" — „Fürchten Sie die Sittenlosigkeit, zu welcher man Sie verleitet!" — „„Die Vergangenheit bürgt mir für die Zukunft; hätte ich der Sünde Gehör geben wollen, so würde ich frei sein. Wenn es mir aber zusteht, dies Haus zu verlassen, so wird dies entweder mit Ihrer Zustimmung geschehen, oder kraft des Ansehens der Gesetze. Sie haben die Wahl...""

Diese Unterredung hatte ziemlich lange gewährt. Als ich mir dieselbe in das Gedächtniß zurückrief, erröthete ich über die rücksichtslosen und lächerlichen Dinge, welche ich gethan und gesagt hatte; es war indeß zu spät. Die Superiorin war immer noch nicht zu Ende mit ihren Ausrufungen: „Was wird die Welt dazu sagen? Was werden unsere Schwestern sagen?" als die Glocke, die zum Gottesdienste rief, uns trennte. Sie sagte zu mir, als sie mich verließ: „Schwester Sainte-Susanne, Sie gehen jetzt in die Kirche; bitten Sie Gott, daß er Sie rühre und daß er Ihnen den Geist Ihres Standes wiederverleihe; fragen Sie Ihr Gewissen, und glauben Sie, was es Ihnen sagen wird: es ist unmöglich, daß es Ihnen keine Vorwürfe machen sollte. Ich dispensire Sie vom Gesange."

Wir stiegen beinahe gleichzeitig hinab. Der Gottesdienst nahm seinen Verlauf; am Schlusse desselben, als sämmtliche Schwestern im Begriff waren, sich zu trennen, klopfte die Superiorin auf ihr Gebetbuch und hielt sie zurück. „Meine Schwestern," sagte sie zu ihnen; „ich fordere Sie auf, sich am Fuße des Altars niederzuwerfen

und die Barmherzigkeit Gottes für eine Nonne anzuflehen, welche er verlassen hat, welche die Neigung für das Klosterleben und den Geist desselben verloren hat und auf dem Punkte steht, eine Handlung zu begehen, die in den Augen Gottes sündlich und in den Augen der Menschen schmachvoll ist."

Es ist mir unmöglich, Ihnen das allgemeine Erstaunen treffend zu schildern. In einem Augenblicke hatte Jede, ohne sich zu regen die Gesichter aller Gefährtinnen überblickt, um die Schuldige an ihrer Verwirrung zu erkennen. Dann warfen sie sich Alle nieder, und beteten schweigend. Nach Verlauf einer geraumen Zeit stimmte die Superiorin mit leiser Simme das Veni Creator an, und Alle setzten dasselbe gleichfalls mit leiser Stimme fort; darauf trat eine abermalige Stille ein, die Superiorin klopfte auf ihr Pult, und man verließ die Kirche.

Sie mögen sich selbst eine Vorstellung von dem Gemurmel machen, das sich nun in det Klostergemeinde erhob: „Wer ist es? Wer ist es nicht? Was hat sie begangen? Was will sie thun?"... Doch währte diese Ungewißheit nicht lange. Mein Gesuch begann in der Welt Lärm zu machen, und ich empfing unzählige Besuche: die Einen kamen mit Vorwürfen, die Anderen mit Rathschlägen; die Einen billigten mein Unternehmen, die Anderen tadelten mich. Mir stand nur ein Mittel zu Gebote, mich in den Augen Aller zu rechtfertigen: ich mußte sie mit dem Verfahren meiner Eltern bekannt machen; und Sie begreifen, welche zarte Rücksicht ich in diesem Punkte zu beobachten hatte. Nur wenige Personen blieben mir aufrichtig zugethan, denen ich mich rückhaltlos eröffnen konnte, und unter ihnen namentlich Herr Manouri, der meine ganze Angelegenheit in die Hand genommen hatte. Als die Qualen, welche mir drohten, meine Seele mit Entsetzen erfüllten, trat jener Kerker, in welchen man mich schon einmal geschleppt hatte, in seiner ganzen Grauenhaftigkeit vor meine Einbildungskraft, denn ich kannte ja die zügellose Wuth der Nonnen. Ich theilte Herrn Manouri meine Besorgnisse mit, und er erklärte mir: „Es ist unmöglich, Ihnen Leiden jeder Art zu ersparen; dieselben werden über Sie kommen, und Sie haben darauf gefaßt sein müssen. Aber waffnen Sie sich mit Geduld, und lassen Sie sich durch die Hoffnung aufrecht halten, daß diese Leiden enden werden. Was jenen Kerker betrifft, so ver-

spreche ich Ihnen, daß Sie ihn niemals wieder betreten sollen; das ist meine Sache." .. Und in der That, einige Tage später brachte er einen an die Superiorin gerichteten Befehl, mich unweigerlich vorzuführen, wann und so oft sie dazu aufgefordert werden würde.

Am folgenden Tage, nach dem Gottesdienste, ward ich abermals den öffentlichen Fürbitten der Klostergemeinde empfohlen: man betete still und sprach mit leiser Stimme dieselbe Hymne, wie am Tage zuvor. Dieselbe Ceremonie wiederholte sich am dritten Tage, mit dem Unterschiede, daß man mir gebot, meinen Platz stehend in der Mitte des Chores zu nehmen, und daß man die Gebete für die Sterbenden und die Litaneien der Heiligen mit dem Refrain ora pro ea sprach. Am vierten Tage wurde eine Mummerei aufgeführt, in welcher sich der wunderliche Charakter der Superiorin deutlich widerspiegelte. Als nämlich der Gottesdienst beendet war, mußte ich mich in einen inmitten des Chores aufgestellten Sarg legen, neben mir standen Leuchter und ein Weihkessel; man bedeckte mich mit einem Leichentuche und hielt ein Todtenamt ab, nach welchen jede Nonne beim Hinausgehen mich mit Weihwasser besprengte und sagte: „Requiescat in pace." Man muß die Ausdrucksweise der Klöster kennen, um die Art von Drohung zu verstehen, welche gleichzeitig in diesen letzten Worten lag.*) Zwei Nonnen hoben das Leichentuch wieder auf, löschten die Kerzen aus, und ließen mich liegen, wie ich da war, bis auf die Haut von dem Wasser durchnäßt, mit dem sie mich boshafter Weise benetzt hatten. Die Kleider mußte ich auf meinem Leibe trocknen lassen, da ich andere, mit denen ich hätte wechseln können, nicht besaß. Dieser Kränkung folgte bald eine andere. Man betrachtete mich als eine Verworfene, behandelte meinen Schritt als einen Abfall vom Glauben: die Superiorin versammelte alle Schwestern und verbot ihnen bei Strafe des Ungehorsams mit mir zu sprechen, mir beizustehen, mir zu nahen, ja sogar die Gegenstände anzurühren, welche mir gedient hätten. Diese Befehle wurden nach ihrer ganzen Strenge ausgeführt. Unsere Klostergänge sind so enge, daß es an manchen Stellen für zwei Personen schwierig ist, neben einander zu gehen; und wenn ich nun ging, und eine

---

*) Requiescat in pace; sie ruhe in Frieden. Mit dem Ausdruck in pace wird aber auch das unterirdische Klostergefängniß bezeichnet.

Nonne mir entgegen kam, so kehrte sie entweder um oder sie preßte sich dicht an die Wand, indem sie ihren Schleier und ihr Kleid festhielt, aus Besorgniß, dieselben möchten von den meinigen gestreift werden. Mußte etwas aus meinen Händen in Empfang genommen werden, so setzte ich es auf die Erde, und man faßte es nur mit einem Tuche an; hatte man mir etwas zu geben, so warf man es mir zu; wenn man aber das Unglück gehabt hatte, mich zu berühren, so hielt man sich für besudelt, eilte zur Superiorin, beichtete ihr und ließ sich von ihr Absolution ertheilen. Man hat gesagt, die Schmeichelei sei niedrig und gemein; sie ist aber zugleich überaus grausam und scharfsinnig, sobald sie sich die Aufgabe stellt, durch Kränkungen, welche sie erfindet, Beifall zu erringen. Wie oft habe ich mich des Ausspruches meiner himmlischen Superiorin de Moni erinnert: „Unter allen diesen Geschöpfen, die Sie um mich her erblicken, und welche so unschuldig, so sanft erscheinen, giebt es fast Keine, mein Kind, führwahr! nicht Eine, aus der ich nicht eine wilde Bestie machen könnte. Die Anlage dafür ist um so größer, je jünger man eine Zelle bezogen hat und je weniger man das gesellschaftliche Leben kennt. Sie wundern sich über diese Behauptung? Gott schütze Sie davor, die Wahrheit derselben zu erproben. Schwester Susanna, eine gute Nonne ist nur diejenige, welche eine große zu sühnende Schuld mit sich in das Kloster bringt."

Ich wurde aller meiner Aemter beraubt. In der Kirche mußte ein Chorstuhl auf jeder Seite desjenigen, den ich einnahm, leer bleiben. Im Refectorium saß ich allein an einem Tische und wurde nicht bedient; ich war vielmehr gezwungen, selbst in die Küche zu gehen, um mir meine Portion auszubitten. Als dies zum ersten Male geschah, schrie mir die Schwester Küchenmeisterin entgegen: „Treten Sie nicht ein! Entfernen Sie sich!".... Ich gehorchte ihr. — „Was wollen Sie?" — „„Zu essen."" — „Zu essen! Sie sind gar nicht werth, zu leben."... Zuweilen kehrte ich wieder um und brachte den Tag zu, ohne etwas zu genießen; zu anderen Zeiten beharrte ich dagegen bei meinem Verlangen, und dann setzte man mir Speisen auf die Schwelle, die man sich geschämt haben würde, Thieren vorzuwerfen; ich nahm sie weinend auf und entfernte mich. Wenn ich bisweilen die Letzte war, welche an die Thür des Chores kam, so fand ich dieselbe verschlossen, kniete vor ihr nieder und

wartete so das Ende des Gottesdienstes ab; war es die Gartenpforte, so kehrte ich wieder in meine Zelle zurück. Meine Kräfte schwanden indeß in Folge der unzureichenden schlechten Nahrung, und mehr noch in Folge des Kummers, den ich darüber empfand, daß ich so zahlreiche, sich unablässig wiederholende Ausbrüche der Unmenschlichkeit über mich ergehen lassen mußte. Ich fühlte, daß ich niemals das Ende meines Processes sehen würde, wenn ich fortführe, ohne einen Laut der Klage zu dulden, und entschloß mich daher, mit der Superiorin zu reden. Ich war halb todt vor Angst, machte mich aber dennoch auf und klopfte leise an ihre Thür. Sie öffnete und wich bei meinem Anblicke mehrere Schritte zurück, indem sie mich anschrie: „Zurück, Abtrünnige!"... Ich zog mich zurück. — „Noch weiter!"... Ich wich weiter zurück. — „Was wollen Sie?" — „„Da weder Gott noch die Menschen mich zum Tode verurtheilt haben, so verlange ich, Madame, Ihrerseits den Befehl, daß man mir gebe, was zum Leben nothwendig ist."" — „Leben!" rief sie aus, die Aeußerung der Schwester Küchenmeisterin wiederholend: „Sind Sie denn des Lebens werth?" — „„Das kann nur Gott wissen; aber ich kündige Ihnen hiermit an, daß, wenn man mir die Nahrung verweigert, ich mich genöthigt sehen werde, bei denjenigen Beschwerde zu führen, welche mich in ihren Schutz genommen haben. Ich bin hier nur ein anvertrautes Gut bis zu dem Augenblicke, da mein Schicksal und mein Stand entschieden sein werden."" — „Gehen Sie," sagte sie hierauf, „besudeln Sie mich nicht durch Ihre Blicke; ich werde die nöthigen Anordnungen treffen."... Ich ging, und sie warf ihre Thür mit Heftigkeit zu. Wahrscheinlich gab sie ihre Befehle, allein ich wurde darum nicht besser verpflegt; man rechnete sich's zum Verdienst an, ihr ungehorsam zu sein: man warf mir die schlechtesten Speisen zu und verdarb dieselben noch überdies durch Asche und allerlei Unrath.

Dies Leben führte ich während der ganzen Dauer meines Processes. Das Sprechzimmer war mir nicht gänzlich verboten, denn man durfte mir nicht die Freiheit nehmen, mich mit meinen Richtern und mit meinem Advocaten zu besprechen, wiewohl Letzterer mehrmals genöthigt war, Drohungen anzuwenden, um mich zu sehen. Bei solchen Zusammenkünften begleitete mich eine Schwester. Dieselbe führte Beschwerde, wenn ich leise sprach; sie wurde ungeduldig, wenn

ich zu lange blieb; sie unterbrach mich, versuchte mich Lügen zu strafen, widersprach mir, wiederholte der Superiorin meine Aeußerungen, fälschte oder vergiftete sie, und schob mir sogar solche unter, die ich überhaupt nicht gethan hatte. Was weiß ich? Man ging zuletzt so weit, mich zu bestehlen, mich förmlich auszuplündern, mir meine Stühle, meine Decken und meine Matratzen zu nehmen; man gab mir keine reine Wäsche mehr; meine Kleidungsstücke zerrissen; ich ging fast ohne Strümpfe und ohne Schuhe einher. Nur mit genauer Noth konnte ich Wasser erhalten, und mehrfach war ich gezwungen gewesen, mir dasselbe aus dem Brunnen zu holen,... aus jenem Brunnen, von dem ich Ihnen schon gesprochen habe. Man zerbrach mir meine Geschirre: da mußte ich mich denn damit begnügen, das Wasser, das ich mir heraufgewunden hatte, zu trinken, ohne etwas davon mit mir hinwegtragen zu können. Ging ich unter den Fenstern hin, so war ich gezwungen, zu fliehen, oder mich der Gefahr auszusetzen, mit dem Unrathe der Zellen überschüttet zu werden. Verschiedene Schwestern spieen mir in das Gesicht. Auf solche Weise war ich endlich zu einer abscheulich unsauberen Erscheinung geworden, und da man die Klagen scheute, die ich vor unseren Beichtvätern hätte führen können: so wurde mir die Beichte geradezu untersagt. An einem hohen Festtage — ich glaube, es war Christi Himmelfahrt — hatte man das Schloß meiner Thür dergestalt in Unordnung gebracht, daß ich nicht zur Frühmesse gehen konnte; und ich würde vielleicht alle übrigen Messen ebenfalls versäumt haben, wenn nicht zufällig Herr Manouri erschienen wäre, dem man anfänglich erklärte, man wisse nicht, was aus mir geworden; sei man sähe mich nicht, und ich erfülle keine religiöse Pflicht mehr. Unter vielen Anstrengungen gelang es mir indeß, mein Schloß loszureißen, und ich begab mich sodann an die Thür des Chores, die ich verschlossen fand, wie es der Fall war, wenn ich nicht als eine der Ersten eintrat. Ich lag auf der Erde, Kopf und Rücken an die Mauer gelehnt, die Arme auf der Brust gekreuzt und mit dem Reste meines ausgestreckten Körpers den Durchgang versperrend. Als der Gottesdienst zu Ende war und die Nonnen durch die Thür schreiten wollten, blieb die Erste plötzlich stehen; nach ihr kamen auch die Anderen heran; die Superiorin aber vermuthete, um was es sich handelte, und sagte: „Treten Sie immer hin

auf sie, sie ist ja doch nur ein Leichnam."... Einige gehorchten und traten mich mit Füßen; Andere waren weniger unmenschlich, aber Keine wagte, mir die Hand zu reichen, um mich aufzurichten. Während meiner Abwesenheit hatte man aus meiner Zelle mein Betpult, das Bildniß unserer Stifterin, die übrigen frommen Bilder so wie das Crucifix weggenommen, und es blieb mir nur das Crucifix, welches ich an meinem Rosenkranze trug; doch auch dieses ließ man mir nicht lange. Ich lebte daher zwischen vier nackten Wänden, in einem Zimmer ohne Thür, ohne Stuhl, stehend, oder auf einem Strohsacke liegend, ohne irgend eines der nothwendigsten Geschirre, gezwungen, des Nachts hinauszugehen, um dann des Morgens der Ruhestörung angeschuldigt zu werden. Da meine Zelle nicht mehr verschlossen werden konnte, so drang man während der Nacht lärmend ein, schrie, zerrte mein Bett hin und her, zertrümmerte meine Fenster und suchte mich auf jede erdenkliche Art zu erschrecken. Das Getöse wiederholte sich im darüber gelegenen Stockwerk; es klang auch in's untere hinab, und die, welche nicht im Complotte waren, behaupteten, es trügen sich in meinem Zimmer seltsame Dinge zu: sie hätten klägliche Stimmen, Geschrei und Kettengerassel gehört, und ich stände im Verkehr mit Gespenstern und bösen Geistern; ich müsse ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen haben, und es sei geboten, den Klostergang, in welchem meine Zelle läge, ungesäumt zu verlassen. In den Klostergemeinden giebt es schwache Köpfe, dieselben bilden sogar die Mehrzahl; und diese glaubten, was man ihnen sagte, wagten nicht mehr, an meiner Thür vorüber zu gehen, erblickten mich in ihrer geängstigten Einbildungskraft unter einer scheußlichen Gestalt, machten das Zeichen des Kreuzes, wenn sie mir begegneten, und entflohen mit dem Ausrufe: „Satanas, weiche von mir! Mein Gott, stehe mir bei!".... So befand sich einst eine der Jüngsten im Hintergrunde des Klosterganges, während ich auf sie zuging und keine Möglichkeit vorhanden war, mir auszuweichen. Die schrecklichste Angst bemächtigte sich ihrer. Anfangs wandte sie das Gesicht gegen die Mauer und murmelte mit bebender Stimme: „Mein Gott! Mein Gott! Jesus! Maria."... Indessen kam ich immer näher. Sobald sie merkte, daß ich ihr ganz nahe sei, bedeckte sie, aus Furcht, mich zu erblicken, ihr Gesicht mit

beiden Händen, sprang auf mich zu, stürzte sich mit Heftigkeit in meine Arme und schrie: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! Barmherziger Gott! ich bin verloren! Schwester Sainte=Susanne, thun Sie mir nichts zu Leide! Schwester Sainte=Susanne, haben Sie Mitleiden mit mir!“..... Unter diesen Worten brach sie zusammen und sank halb todt auf den steinernen Fußboden nieder. Auf ihr Geschrei eilte man herbei, man trug sie hinweg; und ich kann Ihnen kaum beschreiben, wie diese Begebenheit entstellt worden ist; man machte aus ihr den vollkommensten Criminalfall, man behauptete, es hätte der Dämon der Unkeuschheit sich meiner bemächtigt; man schob mir Absichten und Handlungen unter, die ich nicht näher zu bezeichnen wage — seltsame Gelüste, denen man die sichtliche Unordnung beimaß, in welcher die junge Nonne gefunden worden war. Ich bin kein Mann, und ich weiß nicht, wessen ein Weib das andere beschuldigen kann — was sollte ich Ihnen sagen, mein Herr? Bei all' ihrer äußerlichen Zurückhaltung und trotz aller Sittsamkeit ihrer Blicke und ihrer Reden, müssen diese Nonnen dennoch ein tief verderbtes Herz besitzen, denn sie wissen wenigstens, daß man für sich allein unsittliche Handlungen begehen könne, wovon ich nichts weiß; auch habe ich ihre Anklagen niemals recht begriffen; sie drückten sich dabei in so dunkeln Worten aus, daß ich nicht vermocht habe, ihnen etwas zu erwidern. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Einzelheiten dieser Verfolgungen aufzählen wollte. Oh! mein Herr, wenn Sie Kinder haben, so lernen Sie aus meinem Schicksale dasjenige kennen, welches Sie denselben bereiten würden, wenn Sie dulden wollten, daß sie ohne die deutlichen Zeichen des stärksten und entschiedensten inneren Berufes in einen Orden treten. Wie ist man doch so gar ungerecht in der Welt! In einem Lebensalter, in welchem es dem Kinde nicht erlaubt ist, auch nur über einen Thaler zu verfügen, gestattet man eben diesem Kinde, über seine Freiheit zu entscheiden. Tödten Sie lieber Ihre Tochter, ehe Sie dieselbe wider ihren Willen in ein Kloster einkerkern! Ja, geben Sie ihr vielmehr den Tod! Wie oft habe ich gewünscht, meine Mutter möchte mich bei der Geburt erstickt haben! Sie wäre weniger grausam gewesen. Werden Sie es wohl glauben, wenn ich Ihnen sage, daß man mir sogar mein Gebetbuch wegnahm und mir verbot, zu Gott zu beten? Sie können sich natürlich denken, daß ich nicht ge=

horchte. Ach! es war ja mein einziger Trost: ich erhob meine Hände zum Himmel, ich schrie laut, und ich wagte zu hoffen, daß mein Schreien von dem einzigen Wesen vernommen werden würde, dessen Augen mein ganzes Elend sahen. Man horchte an meiner Thür; und als ich eines Tages in der tiefen Bekümmerniß meines Herzens zu ihm flehte und seinen Beistand anrief, sagte man zu mir: „Sie rufen Gott vergeblich: für Sie giebt es keinen Gott mehr; sterben Sie in Verzweiflung, und seien Sie verdammt!“.... Andere fügten hinzu: „Amen über die Abtrünnige! Amen über sie!“

Noch eines Zuges aber muß ich erwähnen, der Ihnen weit seltsamer erscheinen wird als irgend ein anderer, und von dem ich nicht weiß, ob ich ihn der Bosheit oder der Täuschung zuschreiben soll. Obgleich nichts bei mir einen gestörten, geschweige denn einen vom höllischen Feinde besessenen Geist verrieth, gingen die Nonnen dennoch mit sich zu Rathe, ob es nicht erforderlich sei, mich zu exorcisiren; und mit Stimmenmehrheit kam man zu dem Schlusse, daß ich der Taufgnade entsagt, daß der böse Geist seinen Sitz in mir aufgeschlagen hätte und daß er mich von den gottesdienstlichen Handlungen zurückhalte. Eine Andere fügte hinzu, daß ich bei gewissen Gebeten mit den Zähnen knirsche, daß ich überhaupt in der Kirche zittere, und besonders bei der Aufhebung des heiligen Sacramentes die Hände ränge. Eine Dritte, daß ich Christi Bild mit Füßen träte, meinen Rosenkranz (den man mir genommen hatte!) nicht mehr trüge, und Gotteslästerungen ausstieße, die ich Ihnen nicht zu wiederholen wage. Alle aber waren der Ansicht, daß sich etwas in mir zutrage, was nicht natürlich sei, und daß man den Großvicar davon in Kenntniß setzen müsse, was denn auch alsbald geschah.

Der Großvicar war ein Herr Hebert, ein bejahrter und erfahrener Mann von barschem Wesen, aber gerecht und aufgeklärt. Man schilderte ihm bis in's kleinste die Verwirrung, welche im Hause herrschte; und es ist ausgemacht, daß dieselbe groß war, so wie nicht minder, daß, wenn ich sie verursacht hatte, diese Ursache dennoch unschuldig war. Sie ahnen ohne Zweifel, daß man in der Denkschrift, die man ihm übersandte, weder meine nächtlichen Gänge, noch meine Versäumnisse des Gottesdienstes, noch den in meinem Zimmer tobenden Lärm unerwähnt ließ, noch vergaß, was

die Eine gesehen, die Andere gehört haben wollte: meinen Abscheu vor heiligen Dingen, meine Gotteslästerungen und die unzüchtigen Handlungen, die man mir zur Last legte. Was endlich den Vorfall mit der jungen Nonne betraf, so stellte man ihn natürlich so dar, wie man es für seine Zwecke gebrauchte. Die Beschuldigungen waren so schwer und so mannichfaltiger Natur, daß Herr Hebert trotz seines gesunden Sinnes nicht umhin konnte, wenigstens zum Theil auf dieselben einzugehen, und anzunehmen, daß viel Wahres daran wäre. Die Sache erschien ihm wichtig genug, um sich persönlich zu unterrichten; er ließ daher seinen Besuch ankündigen, und kam in der That, von zwei jungen Geistlichen begleitet, die man ihm zur Unterstützung in seinen mühevollen Amtsverrichtungen beigegeben hatte.

Einige Tage vorher vernahm ich zur Nachtzeit, wie Jemand leise in mein Zimmer trat. Ich sagte nichts, sondern wartete, bis man mich anreden würde; und man rief mich mit leiser, bebender Stimme: „Schwester Sainte-Susanne, schlafen Sie?" — „„Nein, ich schlafe nicht. Wer ist es?"" — „Ich bin es." — „„Wer?"" „Ich?" — „Ihre Freundin, die vor Furcht beinahe stirbt und sich selbst dem Verderben aussetzt, um Ihnen einen vielleicht nutzlosen Rath zu geben. Morgen oder übermorgen macht uns der Großvicar einen Besuch, Sie werden angeklagt werden; bereiten Sie sich auf Ihre Vertheidigung vor. Leben Sie wohl; haben Sie Muth, und der Herr sei mit Ihnen...." — Nach diesen Worten entfernte sie sich mit der Leichtigkeit eines Schattens. Sie sehen, es giebt überall, selbst in Klöstern, mitleidige Seelen, die durch nichts verhärtet werden.

Unterdeß wurde mein Proceß eifrig fortgeführt; eine Anzahl mir ganz unbekannter Personen jedes Geschlechtes, jedes Standes, jedes Gewerbes interessirte sich für mein Schicksal und that Schritte zu meinem Gunsten. Auch Sie gehörten zu dieser Zahl, und vielleicht ist Ihnen die Geschichte meines Processes besser bekannt als mir selbst, denn gegen den Schluß desselben durfte ich mich nicht mehr mit Herrn Manouri besprechen. Man erklärte ihm, ich sei krank; er vermuthete, daß man ihn täusche, und besorgte, man möchte mich wieder in den Kerker geworfen haben. Er wandte sich deshalb an den Erzbischof von Paris, der ihn indeß keines Gehörs würdigte,

weil man schon davon unterrichtet war, daß ich toll, wenn nicht gar etwas Schlimmeres sei. Jetzt nahm er seine Zuflucht zu den Richtern: er drang auf die Ausführung des Befehles, der an die Superiorin erlassen war, mich todt oder lebendig vorzuführen, so oft sie dazu aufgefordert werden würde. In Folge dessen wurden die geistlichen Richter von den weltlichen ernsthaft angegangen; sie begriffen, welche Folgen dieser Zwischenfall haben konnte, wenn man demselben nicht zuvorkäme, und dies war vermuthlich die Ursache, welche den Besuch des Großvicars beschleunigte; denn in der Regel beeilen sich diese Herren, der ewigen Klosterhändel überdrüssig, eben nicht, sich mit denselben zu befassen. Sie wissen aus Erfahrung, daß bei solchen Gelegenheiten ihre Autorität immer nur gemißachtet und bloßgestellt wird.

Ich benutzte die Mittheilung meiner Freundin, um den göttlichen Beistand anzurufen, meiner Seele Muth einzuflößen und meine Vertheidigung vorzubereiten. Ich erflehte vom Himmel nur das Glück, ohne Parteilichkeit gefragt und gehört zu werden;... es wurde mir zu Theil, aber Sie werden bald erfahren um welchen Preis! Wenn es in meinem Interesse lag, vor meinem Richter schuldlos und vernünftig zu erscheinen, so war meiner Superiorin nicht weniger daran gelegen, daß man in mir ein boshaftes Geschöpf, eine vom bösen Geiste Besessene, eine Schuldbeladene und Verrückte erblicken möchte. Während ich daher mit verdoppelter Inbrunst betete, verdoppelte man auf der andern Seite seine Bosheiten: man reichte mir gerade so viel Nahrung, als unerläßlich war, mich nicht Hungers sterben zu lassen; man überhäufte mich mit Kränkungen; man vervielfältigte rings um mich her die Schrecknisse; man beraubte mich der Nachtruhe vollständig, und richtete Alles in's Werk, was die Gesundheit untergraben und den Geist verwirren kann — kurz, es war eine Reihe der ausgesuchtesten Grausamkeiten, von denen Sie keine Vorstellung haben. Aus nachfolgendem Zuge mögen Sie übrigens auf alles Andere schließen. Eines Tages verließ ich meine Zelle, um mich in die Kirche zu begeben, und sah im Klostergange eine Zange auf dem Fußboden liegen; ich bückte mich, um sie aufzuheben und ihr eine Stelle anzuweisen, wo die Verliererin sie leicht wiederfinden könne; das Tageslicht verhinderte mich, zu erkennen, daß sie beinahe rothglühend war; ich ergriff sie, ließ sie aber augenblicklich wieder fallen, und im Fallen nahm sie die ganze

Haut meiner verbrannten inneren Handfläche mit sich! — An den Orten, die ich betreten mußte, stellte man des Nachts, entweder vor meinen Füßen, oder in der Höhe meines Kopfes, Hindernisse auf, so daß ich mich hundertmal verletzt habe, und nicht begreife, wie ich überhaupt noch mit dem Leben davon gekommen bin, da ich kein Licht hatte und genöthigt war, unter Furcht und Zittern mit vorgestreckten Händen zu gehen. Man streute sogar Glasscherben unter meine Füße, und ich war fest entschlossen, dies Alles zu sagen, habe mir auch so ziemlich Wort gehalten. Ich fand die Thür der heimlichen Gemächer verschlossen und war gezwungen, durch mehrere Stockwerke hinabzusteigen, um in den entlegeneren Theil des Gartens zu laufen, — vorausgesetzt, daß die Thür desselben offen stand; war dies nicht der Fall... Oh! mein Herr, wie boshafte Geschöpfe sind doch die Zellenbewohnerinnen, wenn sie die Gewißheit haben, dem Hasse ihrer Superiorin zu dienen, und überdies wähnen, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, indem sie uns zur Verzweiflung bringen! Es war Zeit, daß der Archidiakonus erschien; es war Zeit, daß mein Proceß zum Abschlusse kam!

Dies war der schrecklichste Augenblick meines Lebens; denn erwägen Sie, daß ich in völliger Unkunde darüber war, in welchen Farben man mich diesem Geistlichen geschildert hatte, und daß er mit der Neugier das Haus betrat, ein besessenes, oder sich wenigstens so stellendes Mädchen zu sehen. Man meinte nun, daß nur ein gewaltiges Entsetzen es möglich machen würde, mich in solchem Zustande zu zeigen, und Sie werden sehen, wie man es anfing, um mich mit diesem Entsetzen zu erfüllen.

Am Tage des erwarteten Besuches trat die Superiorin in früher Morgenstunde in meine Zelle; sie war von drei Schwestern begleitet: die eine trug einen Weihkessel, die andere ein Crucifix, die dritte Stricke. Die Superiorin sagte mit starker, drohender Stimme zu mir: „Stehen Sie auf... knien Sie nieder und befehlen Sie Gott Ihre Seele..." — „„Madame,"" erwiderte ich ihr, „„dürfte ich, bevor ich Ihnen gehorche, Sie fragen, was mit mir geschehen soll, was Sie über mich beschlossen haben, und um was ich Gott anflehen soll?..."" Mein ganzer Körper war von einem kalten Schweiße bedeckt; ich zitterte, und fühlte, wie meine Kniee unter mir zusammenbrechen wollten; entsetzt richtete ich meine Blicke auf ihre drei

unheildrohenden Begleiterinnen: sie standen finstern Gesichtes in einer Reihe neben einander, die Lippen zusammengepreßt und die Augen geschlossen. Die Angst hatte jedes Wort meiner Frage von dem andern getrennt. Da man schwieg, so glaubte ich, man hätte mich nicht verstanden und wiederholte die letzten Worte dieser Frage; denn es fehlte mir die Kraft, sie vollständig zu wiederholen. Ich fragte also mit schwacher, erlöschender Stimme: „„Um welche Gnade soll ich Gott bitten?...““ Man antwortete mir: „Bitten Sie um Vergebung für die Sünden ihres ganzen Lebens; reden Sie zu ihm, als ob Sie im Begriffe wären, vor ihm zu erscheinen...“ Aus diesen Worten schien mir hervorzugehen, daß sie Rath gehalten und beschlossen hätten, sich meiner zu entledigen. Ich hatte wohl gehört, daß dergleichen bisweilen in gewissen Mönchsklöstern vorkäme, indem man daselbst richtete, verurtheilte, mit dem Tode bestrafte; doch hatte ich nicht geglaubt, daß man diese unmenschliche Gerichtsbarkeit jemals in irgend einem Frauenkloster ausgeübt hätte;... allein es gab ja so viel andere Dinge, von denen ich keine Ahnung gehabt, und die sich gleichwohl in diesen Klöstern zutrugen! Bei dem Gedanken an dem mir unmittelbar bevorstehenden Tod wollte ich aufschreien; aber mein Mund öffnete sich nur, ohne daß ein Laut aus ihm hervordrang; flehend streckte ich meine Arme gegen die Superiorin aus, während mein kraftloser Körper rücklings zu Boden sank. Ich fiel, indeß war mein Fall nicht hart. In solchen Augenblicken der höchsten Angst, in denen die Kraft uns verläßt, entziehen sich die Glieder unmerklich unserem Willen, sie senken sich, so zu sagen, eines auf das andere, und weil die Natur sich nicht mehr aufrecht erhalten kann, so scheint sie wenigstens nach einem sanften Hinschwinden zu trachten. Ich verlor das Bewußtsein und die Empfindung: ich hörte nur verworrene und weit enfernte Stimmen um mich her summen; vielleicht sprachen sie, vielleicht klangen mir auch nur die Ohren; ich unterschied nichts als dieses anhaltende Klingen. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande blieb, wurde aber durch eine plötzliche Kühle aus ihm gerissen, welche mir eine leichte Zuckung verursachte und mir einen tiefen Seufzer entriß. Ich war von Wasser durchnäßt; dasselbe strömte von meinen Kleidern auf die Erde, und rührte aus einem großen Weihkessel her, den man über mich ausgegossen hatte. Ich lag auf der Seite, in dieser Fluth ausgestreckt, den Kopf gegen die

Wand gestützt, den Mund etwas geöffnet und die halberstorbenen Augen geschlossen; ich versuchte, sie zu öffnen und um mich zu blicken; allein es schien mir, als wäre ich in einen dichten Nebel gehüllt, und erblickte ich durch denselben nur flatternde Kleider, die ich zu fassen suchte, ohne daß ich es vermochte. Ich machte eine Anstrengung, um den Arm zu bewegen, auf dem ich nicht lag; ich wollte ihn erheben, fand ihn jedoch zu schwer. Allmälig verminderte sich meine übergroße Schwäche, und ich konnte mich aufrichten: ich stützte mich mit dem Rücken gegen die Wand; die beiden Hände hatte ich im Wasser und den Kopf auf die Brust geneigt, welcher sich mühselig ein dumpfer unterbrochener Klagelaut entrang. Die vor mir stehenden Weiber blickten mich mit einer Strenge und kalten Erbarmungslosigkeit an, die mir den Muth nahm, sie anzuflehen. Die Superiorin sagte: „Man stelle sie auf ihre Füße!..“ worauf man mich unter den Armen faßte und aufhob. Sie fügte hinzu: „Da sie sich nicht Gott befehlen will, desto schlimmer für sie; Ihr wisset, was ihr zu thun habt; macht ein Ende...“ Ich glaubte, die Stricke, welche man mitgebracht hatte, wären bestimmt, mich zu erdrosseln: ich blickte sie an, und meine Augen füllten sich mit Thränen. Ich verlangte das Crucifix, um es zu küssen: man verweigerte es mir; ich begehrte die Stricke zu küssen: und man reichte sie mir. Ich beugte mich nieder, ergriff das Scapulier der Superiorin, küßte es und sagte: „„Mein Gott, habe Erbarmen mit mir! Mein Gott, habe Erbarmen mit mir! Liebe Schwestern, suchet es so zu machen, daß ich nicht zu sehr leide..““ Und ich bot ihnen meinen Hals dar. Ich wüßte Ihnen nicht zu sagen, was hierauf mit mir geschah oder was man mir that; es scheint mir nur gewiß, daß diejenigen, welche man zur Hinrichtung führt — und ich glaubte mich in diesem Falle — schon todt sind, noch ehe das Urtheil an ihnen vollstreckt wird. — Ich fand mich auf dem Strohsacke wieder, der mir als Bett diente, die Arme auf den Rücken gebunden, sitzend, mit einem großen eisernen Christusbilde auf den Knieen... Herr Marquis, ich sehe von dieser Stelle aus, welches Wehe ich Ihnen verursache; aber Sie haben wissen wollen, ob ich wenigstens einigermaßen das Mitleiden verdiene, das ich von Ihnen erwarte. X B

Damals besonders empfand ich den unendlichen Vorzug der christlichen Religion vor allen Religionen der Welt; welch eine tiefe

Weisheit liegt in dem, was die blinde Philosophie die Thorheit des Kreuzes nennt! Wozu hätte mir in dem Zustande, in welchem ich mich befand, das Bild eines glücklichen und glorreichen Gesetzgebers genützt? Ich erblickte den Unschuldigen, wie er, die Seite durchstochen, die Stirn mit Dornen gekrönt, die Hände und die Füße von Nägeln durchbohrt, unter Qualen seinen Geist aufgab, und sagte zu mir selbst: „Dies ist mein Gott, und ich wage, mich zu beklagen!"... In diesen Gedanken versenkte ich mich und fühlte, wie mein Herz wieder voll Trostes ward; ich kannte die Eitelkeit des Lebens und fand ein überschwängliches Glück darin, daß ich es verlieren sollte, bevor ich Zeit gehabt, meine Sünden zu vervielfältigen. Dennoch aber zählte ich meine Lebensjahre, fand, daß ich ihrer kaum zwanzig gesehen hatte, und seufzte; ich war zu sehr geschwächt, zu tief niedergebeugt, um meinen Geist über die Schrecken des Todes erheben zu können, was ich bei voller Gesundheit vielleicht vermocht hätte.

Inzwischen kehrte die Superiorin mit ihren Trabanten zurück, fand, daß ich mehr Geistesgegenwart hatte, als sie erwartete und mir für ihre Zwecke wünschte. Sie stellten mich auf die Füße und legten mir meinen Schleier über das Gesicht; Zwei faßten mich unter den Armen, eine Dritte schob mich von hinten, und die Superiorin befahl mir, zu schreiten. So ging ich, ohne zu sehen wohin, aber doch im Glauben, ich ginge zu meiner Hinrichtung, und murmelte: „Mein Gott, erbarme dich über mich! Mein Gott, stehe mir bei! Mein Gott, verlaß mich nicht! Mein Gott, vergieb mir, wenn ich dich beleidigt habe!"

Ich langte in der Kirche an, wo der Großvicar die Messe gelesen hatte und die ganze Klostergemeinde versammelt war. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß, als ich die Kirchthür erreicht hatte, die drei mich führenden Nonnen begannen, mich gewaltsam zu drängen und zu stoßen, den Schein, als müßten sie sich mit mir abquälen, mich bei den Armen vorwärts schleppen, annehmend, während Andere mich von hinten festhielten, als ob ich Widerstand geleistet und mich geweigert hätte, in die Kirche zu treten, was Alles ein trügerisches Spiel war. Man führte mich an die Stufen des Altars. Nur mit äußerster Mühe vermochte ich, mich aufrecht zu erhalten; gleichwohl drückte man mich gewaltsam nieder, als ob ich mich weigerte,

zu knien, und hielt mich fest, als ob ich die Absicht hätte, zu entfliehen. Dann sang man das Veni Creator, stellte das heilige Sacrament aus und sprach den Segen. Im Augenblicke der Segnung, bei welcher man sich ehrfurchtsvoll neigt, beugten mich diejenigen, die mich bei den Armen gepackt hatten, mit anscheinender Gewalt nieder, während die Anderen ihre Hände auf meine Schultern drückten. Ich fühlte zwar alle diese verschiedenen Bewegungen, allein es war mir unmöglich, ihren Zweck zu errathen. Schließlich wurde mir freilich Alles klar.

Nach dem Segen entledigte sich der Großvicar des Meßgewandes, behielt nur Chorhemd und Stola an und schritt gegen die Stufen des Altars vor, wo ich auf den Knieen lag; er befand sich zwischen den beiden Geistlichen, den Rücken gegen den Altar, auf dem das heilige Sacrament ausgestellt war, und das Gesicht mir zugewandt. Mir näher tretend, sagte er zu mir: „Schwester Susanne, stehen Sie auf!“..... Die Schwestern, welche mich festhielten, rissen mich mit Ungestüm empor, während gleichzeitig Andere mich umringten und mich in der Mitte des Leibes umfaßt hielten, als ob sie gefürchtet hätten, ich möchte entrinnen. Er fügte hinzu: „Man binde sie los.“ .... Man gehorchte ihm aber nicht, sondern stellte sich, als fände man es unthunlich oder gar gefährlich, mich frei zu lassen. Ich habe Ihnen jedoch schon gesagt, daß dieser Mann barsch war, und so wiederholte er denn mit einer festen und harten Stimme: „Man binde sie los!“..... Jetzt gehorchte man. Kaum waren meine Hände befreit, als ich einen schmerzlichen und schneidenden Klagelaut ausstieß, bei dem er erbleichte, während die heuchlerischen Nonnen, welche sich um mich gedrängt hatten, gleichsam entsetzt zurückwichen. Er faßte sich rasch, und die Schwestern traten unter einem erkünstelten Zittern wieder näher; ich stand unbeweglich, bis er mich fragte: „Was ist Ihnen?“.... Meine Antwort bestand nur darin, ihm meine beiden Arme zu zeigen: der Strick, mit welchem man sie geknebelt hatte, war mir fast vollständig in das Fleisch eingedrungen, dergestalt, daß meine Arme ganz violet waren von dem Blute, das nicht mehr circulirte und aus seinen Gefäßen getreten war. Er begriff sofort, daß meine Wehklage durch den plötzlichen Schmerz hervorgerufen worden war, den mir das seinen Lauf wieder beginnende Blut verursacht hatte. Darauf sagte

er: „Man schlage ihr den Schleier zurück!“..... Ohne daß ich es bemerkt, hatte man denselben an verschiedenen Stellen festgenäht und brachte nun viel Weitläufigkeit und Gewaltsamkeit in eine Sache, die dergleichen nur erforderte, weil man selber dafür gesorgt hatte. Es schien durchaus nothwendig, daß dieser Priester eine vom Teufel Geplagte, eine Besessene oder eine Verrückte in mir erblicke. Unter vielem Hin- und Herzerren gab indeß der Faden an einigen Stellen nach, der Schleier oder mein Kleid zerriß an anderen Stellen, und man konnte mich sehen. Ich habe ein anziehendes Gesicht, welches damals der tiefe Schmerz allerdings verändert hatte, ohne ihm jedoch etwas von seinem Charakter zu nehmen; in dem Tone meiner Stimme liegt etwas Rührendes, und man fühlt, daß mein Ausdruck der Ausdruck der Wahrheit ist. Diese Eigenschaften machten in ihrer Vereinigung einen tiefen Eindruck des Mitleids auf die jungen Gehilfen des Archidiakonus. Er selbst kannte derartige Gefühle nicht; gerecht, aber wenig gefühlvoll, gehörte er zur Zahl derjenigen, welche unglücklich genug geboren sind, um die Tugend zu üben, ohne deren Wonne zu empfinden; das Vollbringen des Guten wie ihr verständiges Denken geht bei ihnen nur aus dem Geiste der Ordnung hervor. Er nahm den Aermel seiner Stola, legte ihn auf meinen Kopf und sagte zu mir: „Schwester Susanne, glauben Sie an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist?“ — Ich antwortete: „„Ich glaube.““ — „Glauben Sie an unsere Mutter, die heilige Kirche?“ — „„Ich glaube.““ — „Entsagen Sie dem Satan und seinen Werken?“ — Statt zu antworten machte ich plötzlich eine Bewegung vorwärts und stieß einen gellenden Schrei aus, wobei das Ende seiner Stola von meinem Kopfe glitt. Er schien beunruhigt, und seine Gefährten erbleichten; von den Schwestern aber flüchteten die Einen, während die Anderen, die in ihren Stühlen saßen, dieselben unter dem größten Tumulte verließen. Er machte ein Zeichen, um die Ruhe wieder herzustellen; sein Blick war indessen fest auf mich gerichtet: er erwartete offenbar etwas Ungewöhnliches. Ich beruhigte ihn, indem ich sagte: „„Mein Herr, es ist nichts; es hat mich nur eine dieser Nonnen mit einem spitzigen Gegenstande heftig gestochen;““ und Augen und Hände zum Himmel erhebend, fügte ich unter einem hervorbrechenden Thränenstrome hinzu: „„Man hat mich gerade in dem Augenblicke

verwundet, in dem Sie mich fragten, ob ich dem Satan und seinen Werken entsage,... und ich sehe recht gut ein, warum!"".... Alle betheuerten durch den Mund der Superiorin, daß man mich nicht angerührt hätte; der Archidiakonus aber legte mir das untere Ende seiner Stola wieder auf den Kopf, und als die Nonnen sich wieder nähern wollten, gab er ihnen ein Zeichen, sich zu entfernen. Dann fragte er mich abermals, ob ich dem Teufel und seinen Werken entsage, worauf ich ihm mit Festigkeit antwortete: „„Ich entsage ihnen, ich entsage ihnen."".. Nun ließ er sich ein Crucifix bringen und hielt es mir zum Küssen hin, und ich küßte es auf die Füße, auf die Hände und auf die Seitenwunde. Sodann gebot er mir, es mit lauter Stimme anzubeten. Ich setzte es auf die Erde und sagte knieend: „„Mein Gott, mein Erlöser, der Du am Kreuze für meine Sünden und für alle Sünden des Menschengeschlechtes gestorben bist, ich bete Dich an; eigne mir das Verdienst der Qualen zu, die Du erduldet hast; laß einen Tropfen des Blutes, das Du vergossen hast, auch auf mich fließen, damit er mich reinige. Vergieb mir, mein Gott, gleichwie ich allen meinen Feinden vergebe."" ... Demnächst befahl er mir: „Sprechen Sie Worte des Glaubens aus;"... und ich that es. „Sprechen Sie Worte der Liebe aus;"... und ich that es. „Sprechen Sie Worte der Hoffnung aus;"... und ich that es. „Sprechen Sie Worte der christlichen Liebe und Barmherzigkeit aus;".... und ich that es. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher Ausdrücke ich mich bediente; dieselben müssen aber, wie ich denke, sehr ergreifend gewesen sein, denn mehrere Nonnen brachte ich zum Schluchzen, während die beiden jungen Geistlichen Thränen vergossen und der erstaunte Archidiakonus mich fragte, woher ich die eben vorgetragenen Gebete genommen hätte. Ich erwiederte ihm: „„Aus dem Grunde meines Herzens, denn es sind dies meine Gedanken und meine Empfindungen; Gott ist mein Zeuge, der uns überall hört und auf diesem Altare gegenwärtig ist. Ich bin Christin, ich bin unschuldig! Wenn ich wirklich Fehler begangen habe, so sind dieselben Gott allein bekannt, und es giebt Keinen außer ihm, der ein Recht hätte, mich ihretwegen zur Rechenschaft zu ziehen, zu bestrafen."".. Bei diesen Worten warf er einen furchtbaren Blick auf die Superiorin.

Der noch übrige Theil dieser Ceremonie, durch welche die

Majestät Gottes beleidigt, das Heiligste entweiht und die Diener der Kirche mißachtet werden, ging zu Ende, und die Nonnen verließen die Kirche; nur die Superiorin, ich und die jungen Geistlichen blieben zurück. Der Archidiakonus setzte sich, zog die Denkschrift, die man ihm wider mich eingereicht hatte, hervor, las sie laut und befragte mich über die einzelnen in ihr enthaltenen Punkte. „Weshalb," forschte er, „gehen Sie nicht zur Beichte?" — „„Weil man mich daran verhindert."" — „Weshalb gehen Sie nicht zum Abendmahl?" — „„Weil man mich daran verhindert."" — „Weshalb wohnen Sie weder der Messe noch dem Gottesdienste bei?" — „„Weil man mich daran verhindert."" Die Superiorin wollte das Wort ergreifen; er aber sagte in seinem gewohnten Tone: „Madame, schweigen Sie... Warum verlassen Sie des Nachts Ihre Zelle?" — „„Weil man mich des Wassers, des Wasserkruges und aller Geschirre beraubt hat, die unumgänglich nothwendig sind."" — „Warum hört man zur Nachtzeit Getöse in Ihrer Schlafkammer und in Ihrer Zelle?" — „„Weil man sich's zur Aufgabe gemacht hat, mir die Ruhe zu rauben."" — Die Superiorin wollte abermals sprechen, und er sagte zum zweiten Male: „Madame, ich habe Ihnen schon gesagt, Sie sollen schweigen; Sie werden antworten, sobald ich Sie fragen werde... Welche Bewandniß hat es mit einer Nonne, die man Ihren Händen entrissen und im Klostergange am Boden liegen gefunden hat?" — „„Es ist die Folge des Entsetzens, das man ihr vor mir eingeflößt hat."" — „Ist sie Ihre Freundin?" — „„Nein, mein Herr."" — „Haben Sie niemals ihre Zelle betreten?" — „„Niemals."" — „Haben Sie niemals etwas Unehrbares mit ihr vorgenommen? weder mit ihr noch mit Anderen?" — „„Niemals."" — „Weshalb hat man Sie gebunden?" — „„Ich weiß es nicht."" — „Weshalb läßt sich ihre Zelle nicht verschließen?" — „„Weil ich ihr Schloß zerbrochen habe."" — „Warum haben Sie es zerbrochen?" — „„Um die Thür zu öffnen und dem Gottesdienste am Himmelfahrtstage beiwohnen zu können."" — „Sie haben sich also an jenem Tage in der Kirche gezeigt?" — „„Ja, mein Herr..."" Die Superiorin sagte: „„„Mein Herr, das ist nicht wahr; die ganze Klostergemeinde...""" Ich unterbrach sie: „„wird bestätigen müssen, daß die Thür des Chores verschlossen war; daß Sie mich vor dieser Thür liegend gefunden

haben, und daß Sie ihnen befohlen haben, auf mich zu treten, was Einige von ihnen wirklich gethan haben; aber ich vergebe es Jenen, und nicht minder Ihnen, Madame, denn ich bin nicht hierher gekommen, um irgend Jemand anzuklagen, sondern um mich selber zu vertheidigen."" — „Weshalb habe Sie weder Rosenkranz, noch Crucifix?" — „„Weil man mir beides weggenommen hat."" — „Wo ist Ihr Gebetbuch?" — „„Man hat es mir weggenommen."" — „Wie beten Sie denn?" — „„Ich nehme mein Gebet aus meinem Herzen und aus meinem Geiste, obgleich man mir verboten hat zu beten."" — „Wer hat Ihnen dieses Verbot ausgedrückt?" — „„Madame."".. — Die Superiorin wollte wiederum sprechen, „Madame," wandte er sich an sie, „ist es wahr oder unwahr, daß Sie ihr verboten haben zu beten? Sagen Sie ja oder nein." — „„„Ich glaubte, und ich hatte Grund zu glauben. . .""" — „Darum handelt es sich nicht; haben Sie ihr verboten zu beten? Ja, oder nein?" — „„„Ich habe es ihr verboten, aber...""" — Sie wollte fortfahren. „Aber," nahm der Archidiakonus wieder das Wort, „aber, Schwester Susanne, weshalb gehen Sie barfuß?" — „„Weil man mir weder Strümpfe noch Schuhe liefert."" — „Weshalb befinden sich Ihre Leibwäsche und Ihre Kleidungsstücke in diesem Zustande der Veraltung und der Unsauberkeit?" — „„Weil man mir seit mehr als drei Monaten Wäsche verweigert, und weil ich gezwungen bin, in meinen Kleidern zu schlafen."" — „Weshalb schlafen Sie in Ihren Kleidern?" — „„Weil ich weder Vorhänge noch Matratze, noch Decken, noch Bett, noch Tücher, noch Nachtkleider habe."" — „Warum haben Sie denn diese Dinge nicht?" — „„Weil man sie mir weggenommen hat."" — „Werden Sie gehörig beköstigt?" — „„Ich bitte darum, daß es geschehe."" — „Es geschieht also nicht?" — Ich schwieg; und er fügte hinzu: „Es ist unglaublich, daß man so streng mit Ihnen verfahren sein sollte, ohne daß Sie irgend einen Fehltritt begangen haben, der es verdient." — „„Mein Fehler besteht darin, daß ich nicht für das Klosterleben berufen bin, und gegen Gelübde protestire, die ich nicht freiwillig abgelegt habe."" — „Es ist Sache der Gesetze, diese Angelegenheit zu entscheiden; und wie immer ihr Ausspruch lauten möge, Sie müssen bis dahin die Pflichten des Gelübdes erfüllen.".. — „„Niemand, mein Herr, ist darin pünktlicher als ich."".. —

„Sie müssen desselben Looses theilhaftig sein, wie alle Ihre Gefährtinnen.“ — „„Das ist Alles, was ich erbitte.““ — „Haben Sie sich über Niemand zu beklagen?“ — „„Nein, mein Herr; ich habe es Ihnen schon gesagt: ich bin nicht gekommen, um anzuklagen, sondern um mich zu vertheidigen.““ — „Gehen Sie.“ — „„Mein Herr, wohin soll ich gehen?““ — „In Ihre Zelle.“ — Ich that einige Schritte, kehrte jedoch wieder um und warf mich der Superiorin und dem Archidiakonus zu Füßen. „Nun,“ fragte er, „was giebt's noch?“ — Ich zeigte ihm meinen an verschiedenen Stellen verwundeten Kopf, meine blutbedeckten Füße, meine braun- und blaugefleckten fleischlosen Arme, meine schmutzige und zerrissene Kleidung, und sagte: „„Sie sehen!““

Es ist mir, als hörte ich Sie, Herr Marquis, und die meisten unter denjenigen, welche diese Memoiren lesen werden: „So vielfache, so mannichfaltige und so ununterbrochene Greuel! Eine ganze Reihe so ausgesuchter Abscheulichkeiten in gottgeweihten Herzen! Das ist nicht wahrscheinlich.“ So werden Viele sprechen, und so sagen Sie. Ich gebe dies zu; aber dennoch ist Alles wahr, und ich rufe den Himmel zum Zeugen an. Möge mich Gott nach seiner ganzen Strenge richten und mich zum ewigen Feuer verdammen, wenn ich mir gestattet habe, auch nur eine einzige meiner Zeilen durch den leichtesten Schatten der Verleumdung zu verdunkeln. Obgleich ich es lange genug an mir selbst habe erfahren müssen, ein wie heftiger Stachel die Abneigung einer Superiorin für die natürliche Verderbtheit war, besonders wo diese sich aus ihren Frevelthaten ein Verdienst machen, sich zu denselben Glück wünschen und sich ihrer rühmen konnte: so soll mich doch das Gefühl der Erbitterung nicht abhalten, gerecht zu sein. Je mehr ich übrigens darüber nachdenke, um so mehr möchte ich überzeugt sein, daß das, was mir begegnet ist, sich noch niemals zugetragen hatte, und sich vielleicht auch nie wieder ereignen wird. Einmal (und möchte es Gott gefallen, daß es das erste und das letzte Mal sei!) gefiel es der Vorsehung, deren Wege uns unbekannt sind, auf das Haupt einer einzelnen Unglückseligen die ganze Masse der Grausamkeiten zu häufen, welche nach seinem unerforschlichen Rathschlusse auf die unendliche Menge der Unglücklichen vertheilt sind, die ihr vorangegangen sind und ihr nachfolgen sollen. Ich habe gelitten, viel gelitten; aber das Loos meiner Ver-

folgerinnen erscheint mir beklagenswerther als das meinige, und ist mir stets so erschienen. Ich würde es vorgezogen haben, und würde es heute noch vorziehen, zu sterben, anstatt meine Rolle aufzugeben, wenn ich dagegen die ihrige hätte übernehmen sollen. Meine Leiden werden ja doch ein Ende nehmen, so hoffe ich von Ihrer Güte, während Jenen das Andenken, die Schmach und die Gewissensbisse des Verbrechens bis zu ihrer letzten Stunde bleiben werden. Sie klagen sich schon an, zweifeln Sie nicht daran; sie werden sich ihr ganzes Leben hindurch anklagen, und der Schrecken wird mit ihnen hinuntersteigen in das Grab. Indessen, Herr Marquis, meine gegenwärtige Lage ist erbarmenswürdig; das Leben ist mir eine Last; ich bin ein Weib, und habe einen schwachen Geist, wie Alle meines Geschlechtes: Gott kann mich verlassen; ich fühle weder die Kraft, noch den Muth in mir, noch lange zu ertragen, was ich bisher ertragen habe. Herr Marquis, fürchten Sie für mich die Wiederkehr eines verhängnißvollen Augenblickes;... und wenn Sie sich alsdann über mein Geschick auch die Augen blind weinten; wenn Sie Ihre Seele auch von Gewissensbissen zerrissen fühlten: ich würde darum doch nicht wieder aus dem Abgrunde hervorgehen, in welchen ich einmal gestürzt wäre; er würde sich auf ewig über einer Verzweifelten schließen...

„Gehen Sie," sagte der Archidiakonus zu mir. Einer der Geistlichen reichte mir die Hand, um mich aufzurichten, und der Archidiakonus fügte hinzu: „Ich habe Sie gefragt; ich will nunmehr Ihre Superiorin fragen, und ich werde dieses Haus nicht verlassen, bevor die Ordnung in demselben wieder hergestellt ist."... Ich zog mich zurück und fand das ganze Haus in Bestürzung: sämmtliche Nonnen standen auf der Schwelle ihrer Zellen; sie sprachen von einer Seite des Ganges zur andern hinüber, zogen sich aber zurück, sobald ich erschien, und es erfolgte ein lautes Getöse von Thüren, die eine nach der andern mit Heftigkeit geschlossen wurden. In meine Zelle eingetreten, sank ich, mich an die Wand stützend, auf die Kniee und bat Gott, die Mäßigung, mit der ich zu dem Archidiakonus geredet, zu segnen und ihn meine Unschuld und die Wahrheit erkennen zu lassen.

Während ich noch betete, erschienen der Archidiakonus, seine beiden Begleiter und die Superiorin in meiner Zelle. Ich habe Ihnen ge=

sagt, daß ich ohne jeden Zimmerschmuck, ohne Stuhl, ohne Betpult, ohne Vorhänge, ohne Matratze, ohne Decken, ohne Betttücher, ohne alles Geschirr, ohne eine des Verschlusses fähige Thür und fast ohne eine einzige ganze Scheibe in meinen Fenstern war. Ich erhob mich, und der Archidiakonus, welcher plötzlich stehen blieb und Blicke des Unwillens auf die Superiorin richtete, sagte zu ihr: „Nun! Madame?" — Sie erwiderte: „„Ich wußte es nicht."" — „Sie wußten es nicht? Sie lügen! Haben Sie auch nur einen einzigen Tag verstreichen lassen, ohne hier einzutreten? und stiegen Sie nicht gerade von hier herunter, als Sie vor mir erschienen?... Schwester Susanne, reden Sie: ist Madame am heutigen Tage hier nicht eingetreten?" — Ich gab keine Antwort, und er bestand nicht weiter darauf; aber die jungen Geistlichen, die ihre Arme sinken ließen, den Kopf senkten und ihre Blicke gleichsam in die Erde bohrten, verriethen die peinlichste Ueberraschung. Sie gingen Alle hinaus; und ich hörte, wie im Klostergange der Archidiakonus zu der Superiorin sagte: „Sie sind Ihres Amtes unwürdig; Sie verdienten eigentlich, entsetzt zu werden. Ich werde deshalb meine Beschwerden dem Herrn Erzbischof vortragen. Alle diese Unordnung muß beseitigt sein, ehe ich das Haus verlasse."... Und im Weitergehen fügte er kopfschüttelnd hinzu: „Das ist ja entsetzlich! Das sind Christinnen! Nonnen! menschliche Geschöpfe! Das ist entsetzlich!"

Seit diesem Augenblicke vernahm ich nichts weiter; aber ich hatte wieder Wäsche, andere Kleidungsstücke, Vorhänge, Betttücher, Decken, Geschirr, mein Gebetbuch, meine Andachtsbücher, meinen Rosenkranz, mein Crucifix, Scheiben, mit einem Worte Alles, was mich in den gemeinsamen Zustand der Nonnen zurückversetzte; auch die Freiheit des Sprechzimmers wurde mir wiedergegeben, jedoch nur für meine Angelegenheiten.

Dieselben nahmen keinen günstigen Fortgang. Herr Manouri veröffentlichte eine erste Denkschrift, welche nur geringen Eindruck machte, da sie zu viel Geist, nicht genug Leidenschaft und fast gar keine Gründe in den Kampf führte. Es war indeß nicht ausschließlich die Schuld dieses geschickten Advocaten; denn ich wollte durchaus nicht, daß er den guten Ruf meiner Eltern angriffe; ich verlangte, daß er das Klosterwesen überhaupt und besonders das Haus, in welchem ich lebte, mit Schonung behandelte; ich wünschte end=

lich nicht, daß er meine Schwäger und meine Schwestern in zu gehässigen Farben schildere. So sprach denn zu meinem Gunsten nur meine erste Protestation, die allerdings förmlich und feierlich, aber in einem andern Kloster erhoben und seitdem keineswegs erneuert war. Wenn man seiner Vertheidigung so enge Grenzen steckt und dabei mit Gegnern zu thun hat, die in ihren Angriffen keine Schranken kennen, den Gerechten und den Ungerechten unter die Füße treten, mit gleicher Schamlosigkeit behaupten und leugnen, die weder vor Anschuldigungen, noch vor Verdächtigungen, weder vor Lästerungen, noch vor Verleumdungen erröthen: so ist es schwierig, den Sieg davonzutragen, zumal vor Gerichtshöfen, in denen die Gewohnheit und der Ueberdruß an den Geschäften es kaum zulassen, die wichtigsten mit einiger Gewissenhaftigkeit zu prüfen, und in denen man Streitsachen von der Natur der meinigen stets mit ungünstigem Auge betrachtet, in der Furcht, daß durch den Erfolg einer gegen ihre Gelübde protestirenden Nonne eine zahllose Menge anderer sich zu demselben Schritte aufgefordert fühlen möchten. Man sagt sich insgeheim, daß, wenn man die Oeffnung dieser Gefängnißpforten zu Gunsten einer Unglücklichen dulden wollte, die Menge sich nachdrängen und dieselben aufzusprengen suchen würde. Daher läßt man sich's vielmehr angelegen sein, uns zu entmuthigen und uns dahin zu bringen, daß wir, an jeder Aenderung verzweifelnd, uns geduldig in unser Schicksal ergeben. Gleichwohl will es mir scheinen, als müßte in einem gut regierten Staate gerade das Gegentheil stattfinden: der Eintritt in das Kloster müßte schwierig, der Austritt leicht sein. Und warum wird denn dieser Fall nicht ebenso behandelt, wie so viele andere Fälle, in denen der geringste Formfehler im Stande ist, ein Rechtsverfahren, selbst wenn es im Uebrigen vollkommen in Ordnung ist, ungiltig zu machen? Sind denn die Klöster ein so wesentliches Stück in der Einrichtung eines Staates? Hat Jesus Christus etwa Mönche und Nonnen eingesetzt? und kann die Kirche ihrer durchaus nicht entbehren? Wozu bedarf der Bräutigam vieler thörichter Jungfrauen und das Menschengeschlecht so vieler Schlachtopfer? Wird man niemals begreifen, daß es nothwendig sei, den Zugang zu diesen Abgründen, in denen die künftigen Geschlechter verloren gehen, zu verengen? Wiegt die ganze Masse der gewohnheitsmäßigen Gebete, welche daselbst ge-

sprochen werden, auch nur das kleinste Almosen auf, welches das Mitleid dem Armen reicht? Gott hat den Menschen gesellig geschaffen, und billigte es, daß derselbe sich einsperrt? Kann Gott, der ihn so unbeständig, so schwach geschaffen hat, kann er die Verwegenheit seiner Gelübde gutheißen? Können diese Gelübde, welche gegen den Drang der Natur verstoßen, jemals vollkommen beobachtet werden, außer von einigen wenigen schlecht organisirten Geschöpfen, in denen die Keime der Leidenschaften verdorrt sind, und welche man mit vollem Rechte den Mißgeburten beizählen würde, wenn unsere Einsicht uns gestattete, den inneren Bau des Menschen eben so leicht und eben so vollständig zu erkennen, wie seine äußere Form? Sind alle jene traurigen Ceremonien, welche bei der Einkleidung und bei Ablegung der Gelübde beobachtet werden, wenn man einen Mann oder ein Weib dem Klosterleben und dem Unglücke weiht, im Stande, die natürlichen Triebe aufzuheben? Erwachen dieselben nicht vielmehr in der Stille, unter dem Zwange und im Müssiggange mit einer Heftigkeit, welche den vielzerstreuten Weltleuten unbekannt ist? Wo findet man denn Köpfe, welche von unsauberen Gespenstern geplagt werden, die ihnen folgen und sie beunruhigen? Wo findet man den tiefsten Ueberdruß, Blässe, Magerkeit, alle Symptome einer hinschmachtenden und sich selbst verzehrenden Natur? Wo werden die Nächte durch Seufzer gestört und die Tage in Thränen verbracht, die ohne Veranlassung vergossen werden, und denen eine Schwermuth vorausgeht, für welche man keine Ursache kennt? Wo ereignet es sich, daß die Natur, empört über einen Zwang, für welchen sie nicht geschaffen ist, alle Hindernisse, welche man ihr entgegenstellt, zertrümmert, in Raserei ausbricht und alle Organe des Lebens in eine Verwirrung bringt, für die es kein Heilmittel mehr giebt? An welcher Stätte haben Gram und Mißmuth alle geselligen Eigenschaften vernichtet? Wo giebt es weder Vater, noch Bruder, noch Schwester, noch Verwandte, noch Freund? Wo betrachtet sich der Mensch nur als das vergängliche Wesen eines Augenblickes und behandelt demzufolge die süßesten Bande dieses Daseins wie ein Wanderer die ihm aufstoßenden Gegenstände ohne alle Anhänglichkeit? Wo ist der Aufenthaltsort des Hasses, des Ekels und der Nervenzufälle? Wo ist der Ort der Knechtschaft und des Despotismus? Wo findet man die Gefühle des Hasses, welche niemals

erlöschen? Wo wohnen die Leidenschaften, die in der Stille gehegt wurden? Wo ist der Sitz der Grausamkeit und der Neugier? „Man kennt die Geschichte dieser Asyle nicht," sagte Herr Manouri weiter in seiner Rede vor dem Gerichtshofe; „man kennt sie nicht." Und an einer andern Stelle fügte er hinzu: „Das Gelübde der Armuth ablegen, heißt, sich durch einen Eid verpflichten, Faullenzer und Dieb zu sein; das Gelübde der Keuschheit ablegen, heißt, Gott die unabläſſige Uebertretung des weiſeſten und wichtigsten seiner Gesetze zu geloben; das Gelübde des Gehorsams ablegen, heißt, dem unveräußerlichen Vorrechte des Menschen, der Freiheit, entsagen. Beobachtet man diese Gelübde, so ist man ein Verbrecher, und beobachtet man sie nicht, so ist man meineidig. Das Klosterleben verlangt daher einen Schwärmer oder einen Heuchler."

Ein Mädchen bat seine Eltern um Erlaubniß, in unsere Klostergemeinde einzutreten. Der Vater erklärte ihr, daß er seine Einwilligung gebe, bestimmte ihr aber zugleich eine dreijährige Frist, um den Entschluß zu überlegen. Diese Anordnung erschien dem jungen, von Inbrunst erfüllten Mädchen hart; gleichwohl mußte sie sich derselben unterwerfen. Da nun im Laufe der drei Jahre ihr innerer Beruf sich nicht verleugnet hatte, so trat sie abermals vor ihren Vater und zeigte ihm an, daß die von ihm festgesetzte Frist verstrichen wäre. „Das ist schön, mein Kind," erwiderte er ihr, „ich habe Dir drei Jahre bewilligt, um Dich zu prüfen; ich hoffe, Du werdest mir gefälligst eben so viel bewilligen, um mich zu entschließen."... Das erschien noch viel härter, und es floß manche Thräne; aber der Vater war ein charakterfester Mann, welcher Stand hielt. Am Schlusse dieser sechs Jahre trat sie ein und that Profeß. Sie war eine gute Nonne, einfach, fromm, pünktlich in der Erfüllung ihrer Pflichten; allein es begab sich, daß die Beichtväter ihre Offenherzigkeit mißbrauchten, um im Beichtstuhle zu erfahren, was im Hause vorging. Unsere Oberinnen schöpften Verdacht: sie ward eingesperrt, der religiösen Uebungen beraubt, und wurde darüber wahnsinnig. Wie sollte auch der Kopf auf die Länge den Verfolgungen von fünfzig Personen widerstehen können, die vom Anbruch bis zum Schlusse des Tages unabläſſig bemüht sind, uns zu quälen? Schon vorher hatte man der Mutter dieser Nonne eine Schlinge gelegt, welche die Habsucht der Klöster trefflich charak-

terisirt. Man hatte ihr nämlich das Verlangen einzuflößen gewußt, das Haus zu betreten und die Zelle ihrer Tochter zu besuchen. Sie wandte sich zu dem Ende an die Großvicare, und diese bewilligten ihr die Erlaubniß, um die sie ansuchte. Sie kam; sie eilte in die Zelle ihres Kindes; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie dort nichts weiter erblickte, als vier völlig nackte Wände! Man hatte Alles hinweggeschafft. Man setzte nämlich voraus, die zärtliche und weichherzige Mutter würde ihre Tochter nicht in diesem Zustande lassen; und in der That, sie versorgte sie auf's Neue mit allen nöthigen Möbeln und Geräthen, stattete sie wieder mit Kleidern und Wäsche aus, gab aber den Nonnen die nachdrückliche Versicherung, daß ihr diese Neugier zu theuer zu stehen käme, um ihre Tochter ein zweites Mal zu besuchen. Dort ist die Stätte, wo der Ehrgeiz und die Ueppigkeit einen Theil der Familie opfern, um dem übrigen Theile ein vortheilhafteres Loos zu bereiten, gleich als sei das Kloster ein Sammelplatz für die überflüssig erachteten Theile der Gesellschaft! Und wie viele Mütter giebt es, die gleich der meinigen ein geheimes Verbrechen durch ein anderes sühnen!

Herr Manouri veröffentlichte eine zweite Denkschrift, die etwas mehr Wirkung hervorbrachte. Man nahm sich meiner eifrig an, und ich erbot mich abermals, meinen Schwestern den vollständigen und ruhigen Besitz des Nachlasses meiner Eltern zu lassen. Auch kam wirklich ein Augenblick, in dem mein Proceß die günstigste Wendung nahm, und in welchem ich auf meine Freiheit hoffen durfte. Um so grausamer sah ich mich enttäuscht, als meine Angelegenheit in öffentlicher Gerichtssitzung verhandelt wurde und verloren ging. Die ganze Klostergemeinde war davon unterrichtet; nur ich wußte es nicht. Das war eine Bewegung, ein Getümmel, eine Freude, kurze, heimliche Gespräche, ein unaufhörliches Gehen und Kommen bei der Superiorin und bei den einzelnen Nonnen. Ich zitterte an allen Gliedern; ich konnte weder in meiner Zelle bleiben, noch dieselbe verlassen; keine einzige Freundin, in deren Arme ich mich hätte werfen können! Wie sind die Stunden unerträglich, in denen ein großer Proceß entschieden wird! Ich wollte beten und konnte es nicht; ich warf mich auf die Kniee, ich sammelte mich, ich begann ein Gebet: aber bald fühlte ich mich wider meinen Willen im Geiste mitten unter meine Richter versetzt; ich

sah sie, ich hörte die Advocaten, ich redete zu ihnen, ich unterbrach den meinigen, ich fand meine Sache schlecht vertheidigt. Ich kannte keinen der Richter; gleichwohl entwarf ich mir von ihnen Bilder jeder Art: die Einen stellte ich mir günstig vor, die Anderen ungünstig, noch Andere gleichgiltig; ich befand mich in einer Unruhe, in einem Gedankenaufruhr, die nicht zu schildern sind. Endlich machte das Getöse einem tiefen Schweigen Platz: die Nonnen sprachen nicht mehr unter einander; im Chore kam es mir vor, als hätten sie eine lebhaftere Stimme als gewöhnlich, wenigstens diejenigen, welche sangen. Als der Gottesdienst beendet war, zogen sie sich schweigend zurück, und ich überredete mich, daß die Erwartung sie mit eben so großer Unruhe erfülle wie mich selbst. Aber Nachmittags erhoben sich plötzlich Lärm und Bewegung von allen Seiten auf's Neue: ich vernahm das Oeffnen und Schließen der Thüren, das Hin- und Herlaufen der Nonnen, das Gemurmel derer, die leise Gespräche führten. Ich legte das Ohr an das Schloß meiner Thür; allein es schien mir, als ob man schwieg, so oft man vorüberging, und als gehe man auf den Fußspitzen. Mich überkam eine Ahnung, daß ich meinen Proceß verloren hätte, ich zweifelte keinen Augenblick mehr daran. Ich begann stumm in meiner Zelle umherzugehen; ich erstickte fast, konnte keine Klage hervorbringen, kreuzte die Arme über dem Kopfe und lehnte die Stirn bald an die eine, bald an die andere Wand; ich wollte auf meinem Bette Ruhe suchen, wurde aber durch ein Herzklopfen daran verhindert, welches, ohne Uebertreibung, so stark war, daß ich das Schlagen meines Herzens hören konnte und daß es mein Kleid auf und nieder bewegte. In diesem Zustande befand ich mich, als man mir anzeigte, daß Jemand mit mir zu reden wünschte. Ich stieg hinunter, wagte aber kaum, weiter zu gehen, denn diejenige, welche mir diese Meldung gebracht hatte, war so heiter, daß ich mir sagte, die Nachricht, welche man mir brächte, könnte nur überaus traurig sein. Dennoch ging ich. Vor der Thür des Sprechzimmers angelangt, stand ich plötzlich still und preßte mich in den von den beiden Mauern gebildeten Winkel; ich hielt mich nur mit Mühe aufrecht; endlich trat ich ein. Es war Niemand da, und ich mußte warten, weil man denjenigen, der mich hatte rufen lassen, verhindert hatte, vor mir zu erscheinen. Man vermuthete nämlich, daß es ein Bote meines

Advocaten wäre, und wollte wissen, was sich zwischen uns ereignen würde; man hatte sich deshalb versammelt, um zu hören. Als er sich zeigte, saß ich, den Kopf auf meinen Arm geneigt und an die Stäbe des Gitters gelehnt. „Ich komme im Auftrage des Herrn Manouri,“ sagte er zu mir. — „„Und zwar,““ erwiderte ich ihm, „„um mir zu melden, daß ich meinen Proceß verloren habe.““ — „Madame, davon ist mir nichts bekannt; aber er hat mir diesen Brief eingehändigt; er sah bekümmert aus, als er mir diesen Auftrag gab, und ich bin mit verhängtem Zügel hergeeilt, wie er es mir anempfohlen hat.“ — „„Geben Sie her.““.... — Er reichte mir den Brief, und ich nahm denselben, ohne meine Stellung zu verändern und ohne ihn anzusehen; dann legte ich ihn auf meine Kniee und verharrte in der vorigen Unbeweglichkeit. Der Mann richtete indeß die Frage an mich: „Bekomme ich keine Antwort?“ — „„Nein,““ antwortete ich ihm, „„gehen Sie.““... Er ging, und ich blieb auf derselben Stelle, denn ich vermochte weder mich zu regen noch mich zum Fortgehen zu entschließen.

Im Kloster ist es ohne die Erlaubniß der Superiorin weder gestattet, Briefe zu schreiben noch zu empfangen; man überliefert ihr sowohl diejenigen, welche man empfängt, als diejenigen, welche man selber schreibt, und ich mußte ihr mithin den meinigen bringen. Ich machte mich zu diesem Zwecke auf den Weg, meinte aber, ich würde niemals das Ziel erreichen: ein armer Sünder, welcher den Kerker verläßt, um sein Todesurtheil zu vernehmen, kann nicht langsamer und niedergeschlagener einherschreiten. Endlich stand ich indeß vor ihrer Thür. Die Nonnen beobachteten mich aus der Ferne: sie wollten von dem Schauspiele meines Schmerzes und meiner Demüthigung nichts verlieren. Ich klopfte; man öffnete. Die Superiorin hatte mehrere Nonnen bei sich, wie ich an dem Saume ihres Kleides bemerken konnte, denn ich wagte nicht, die Augen aufzuschlagen; mit zitternder Hand reichte ich ihr meinen Brief: sie nahm ihn, las ihn und gab ihn mir wieder. Darauf kehrte ich in meine Zelle zurück und warf mich auf das Bett, meinen Brief neben mich, und blieb so liegen, ohne ihn zu lesen, ohne mich zu erheben, um zum Mittagsessen zu gehen, ohne die geringste Bewegung zu machen bis zur Stunde des Nachmittagsgottesdienstes. Um halb vier Uhr mahnte mich die Glocke, hinunter zu gehen.

Einige Nonnen waren schon angelangt; die Superiorin, welche sich am Eingange des Chores befand, hielt mich an und gebot mir, außerhalb desselben niederzuknien; die übrigen Mitglieder der Gemeinde traten ein, und die Thür ward verschlossen. Nach dem Gottesdienste traten Alle heraus; ich ließ sie vorübergehen und erhob mich dann, um ihnen als die Letzte zu folgen. Seit diesem Augenblicke begann ich, mich selber zu Allem zu verurtheilen, was man immer verlangen möchte; man hatte mir die Kirche versagt, und ich versagte mir aus freien Stücken das Refectorium und die Erholung. Ich faßte meine Lage von allen Seiten in's Auge, konnte aber nur in dem Umstande, daß man meiner Talente bedurfte, und in meiner Unterwerfung ein Rettungsmittel entdecken. Mit der Art von Zurücksetzung, in der man mich mehrere Tage hindurch ließ, würde ich vollkommen zufrieden gewesen sein. Ich bekam mehrere Besuche, doch erlaubte man mir nur, den des Herrn Manouri anzunehmen. Als ich in das Sprechzimmer trat, fand ich ihn gerade in derselben Haltung, die ich bei dem Empfange seines Boten angenommen hatte, den Kopf auf die Arme gelegt und die Arme gegen das Gitter gestützt. Ich erkannte ihn, redete ihn aber nicht an. Er wagte weder mich anzublicken, noch zu mir zu sprechen. „Madame," sagte er endlich, „ich habe Ihnen geschrieben; Sie haben meinen Brief gelesen?" — „„Ich habe ihn erhalten, aber ich habe ihn nicht gelesen."" — „Sie wissen also nicht . . . ." — „„Nein, mein Herr, ich weiß Alles, ich habe mein Schicksal errathen und mich in dasselbe ergeben."" — „Wie werden Sie gegenwärtig behandelt?" — „„Man denkt noch nicht an mich; aber die Vergangenheit belehrt mich über das, was mir in Zukunft bevorsteht. Ich habe nur einen Trost: der Hoffnung beraubt, die mich aufrecht erhielt, kann ich unmöglich noch einmal so viel leiden, als ich schon gelitten habe, ich werde sterben. Das Verbrechen, das ich begangen habe, gehört nicht zu denen, die im Kloster verziehen werden. Da es Gott gefällt, mich der Willkür der Nonnen Preis zu geben, so bitte ich ihn, nicht ihr Herz zu erweichen, sondern nur mir Kraft im Dulden zu verleihen, mich vor Verzweiflung zu bewahren und mich bald zu sich zu rufen."" — „Madame," sagte er weinend zu mir, „und wenn Sie meine eigene Schwester gewesen wären, hätte ich's nicht besser machen können." . . . . Dieser Mann besitzt ein weiches

Herz. „Madame,“ fügte er hinzu, „wenn ich Ihnen irgendwie nützlich zu sein vermag, verfügen Sie über mich; ich will den ersten Präsidenten aufsuchen, er schätzt mich; ich will die Großvicare und den Erzbischof aufsuchen....“ — „„Mein Herr, suchen Sie Niemand auf, es ist Alles vorbei.““ — „Aber wenn man Sie das Haus wechseln lassen könnte?“ — „„Dem stehen zu viel Hindernisse entgegen.““ — „Aber welches sind denn diese Hindernisse?“ — „„Eine schwer zu erlangende Erlaubniß, eine neu zu beschaffende Ausstattung oder die Zurückziehung der alten aus diesem Hause; und dann, was würde ich in einem andern Kloster finden? Mein unbeugsames Herz, erbarmungslose Superiorinnen, Nonnen, die nicht besser sind als hier, dieselben Pflichten, dieselben Qualen. Es ist besser, daß ich meine Tage hier beschließe; sie werden hier kürzer sein.““ — „Aber Madame, Sie haben die Theilnahme vieler ehrenwerthen Personen erregt, und der größte Theil derselben ist sehr wohlhabend; man wird Sie hier nicht zurückhalten, wenn Sie scheiden wollen, ohne etwas mit sich hinwegzunehmen.“ — „„Das glaube ich wohl.““ — „Eine Nonne, die scheidet oder stirbt, erhöht den Wohlstand derjenigen, welche zurückbleiben.“ — „„Aber jene ehrenwerthen Personen, jene wohlhabenden Leute denken nicht mehr an mich, und Sie werden dieselben sehr kalt finden, sobald es sich darum handeln wird, mich auf ihre Kosten auszustatten. Warum sollte es den Weltleuten leichter sein, eine Nonne ohne inneren Beruf aus dem Kloster zu ziehen, als es den frommen Personen wird, einer innerlich vollkommen Berufenen den Eintritt zu erwirken? Stattet man diese letzteren so bereitwillig aus? Ei! mein Herr, seit dem Verluste meines Processes haben sich Alle zurückgezogen; ich sehe Keinen mehr.““ — „Madame, beauftragen Sie mich nur mit dieser Angelegenheit; ich werde in derselben mehr Glück haben.“ — „„Ich verlange nichts, ich hoffe nichts, ich widerstrebe in keinem Stücke; die einzige Feder, welche mir noch Schwungkraft verlieh, ist gebrochen. Dürfte ich mir Hoffnung machen, daß Gott mich umwandeln werde! Träte mindestens Ergebung an die Stelle der Hoffnung, das Kloster zu verlassen, der Hoffnung, die ich nun gänzlich verloren habe.... Aber das ist unmöglich: dieses Kleid hat sich an meine Haut, an meine Knochen festgeheftet und ist mir gerade deswegen nur um so lästiger. Ha! welches Loos! für immer

Nonne sein zu müssen und dabei zu fühlen, daß man in alle Ewigkeit nur eine schlechte Nonne sein werde! Sein ganzes Leben damit hinbringen zu müssen, daß man mit dem Kopfe wider die Gitterstangen seines Gefängnisses anrennt!“ “.... Bei diesen Worten begann ich, ein lautes Klagegeschrei auszustoßen; ich wollte dasselbe unterdrücken, allein ich konnte es nicht, und Herr Manouri, welchen dieser plötzliche Ausbruch überraschte, fragte mich: „Madame, darf ich wagen, eine Frage an Sie zu richten?“ — „„Fragen Sie, mein Herr.“ “ — „Sollte ein so heftiger Schmerz nicht irgend eine geheime Ursache haben?“ — „„Nein, mein Herr. Ich hasse das einsame Leben, ich fühle, daß ich es hasse, ich fühle, daß ich es immer hassen werde. Ich kann mich nimmermehr all' den Erbärmlichkeiten unterwerfen, die den Tag einer Zellenbewohnerin ausfüllen: es ist nichts, als ein Gewebe von Kindereien, die ich verachte, an die ich mich aber dennoch gewöhnt haben würde, wenn mir das möglich gewesen wäre. Unzählige Male habe ich den Versuch gemacht, mich selbst zu täuschen, meinen Widerwillen einzuschläfern: es wollte nie gelingen. Ich habe meine Gefährtinnen um ihre glückliche Beschränktheit beneidet und Gott um dieselbe gebeten: ich habe sie nicht erhalten, er will sie mir nicht gewähren. Ich thue Alles schlecht, ich sage Alles verkehrt, der Mangel des innerlichen Berufs macht sich in allen meinen Handlungen bemerklich, in jedem Augenblicke spreche ich dem Klosterleben Hohn; man nennt meine Untauglichkeit Stolz, und geht darauf aus, mich zu demüthigen; die Vergehen und die Bestrafungen vervielfältigen sich in's Endlose, und die Tage werden damit hingebracht, daß die Augen die Höhe der Mauern messen.“ “ — „Madame, ich vermag nicht, diese Mauern niederzureißen, aber ich vermag etwas Anderes.“ — „„Mein Herr, unternehmen Sie keinen Versuch.“ “ — „Sie müssen das Haus wechseln; ich werde dafür sorgen. Ich werde Sie wieder besuchen, und ich hoffe, man wird Sie nicht vor mir verbergen; Sie sollen unverzüglich Nachricht von mir erhalten. Seien Sie überzeugt, es wird mir gelingen, Sie aus diesem Kloster fortzuschaffen, dafern nur Sie selber einwilligen. Sollte man zu streng mit Ihnen verfahren, so lassen Sie mich darüber nicht in Unkenntniß.“

Es war schon spät, als Herr Manouri mich verließ. Ich kehrte in meine Zelle zurück. Bald darauf wurde zum Abendgottesdienste

geläutet; ich war eine der Ersten, welche anlangten, ließ jedoch die Nonnen vorüber, indem ich als ausgemacht annahm, daß ich an der Thür stehen bleiben müßte; und in der That wurde mir dieselbe von der Superiorin verschlossen. Als ich zum Abendessen erschien, deutete sie mir durch ein Zeichen an, daß ich mich mitten im Speisesaale auf die Erde niedersetzen sollte; ich gehorchte, und man reichte mir nur Brod und Wasser. Von ersterem aß ich ein kleines Stück, welches ich mit einigen Thränen benetzte. Am folgenden Tage hielt man Rath; die ganze Klostergemeinde ward berufen, über mich zu Gericht zu sitzen, und das Urtheil lautete folgendermaßen: ich sollte der Erholung beraubt werden, während eines Monats dem Gottesdienste an der Thür des Chores beiwohnen, in der Mitte des Refectoriums auf der Erde essen, drei Tage hinter einander Kirchenbuße thun, meine Einkleidung und meine Gelübde erneuern, das Bußkleid anlegen, jeden andern Tag fasten und mich an jedem Freitage nach dem Gottesdienste geißeln. Während mir dieser Richterspruch mitgetheilt wurde, mußte ich mit niedergelassenem Schleier auf den Knieen liegen.

Schon am folgenden Tage trat die Superiorin in meine Zelle, und mit ihr eine Nonne, welche auf ihrem Arme ein Bußkleid und jenes aus einem groben Stoffe verfertigte Gewand trug, mit welchem man mich bekleidet hatte, als ich in den Kerker geschleppt wurde. Ich begriff, was dies zu bedeuten hatte; ich entkleidete mich, oder vielmehr, man riß mir meinen Schleier ab, man entblößte mich vollständig, und ich legte jenes Gewand an. Mein Kopf war unbebedeckt, meine Füße nackt, mein langes Haar fiel über meine Schultern nieder, und meine ganze Bekleidung bestand allein aus dem Bußkleide, welches man mir reichte: aus einem sehr harten Hemd und aus dem langen Gewande, welches unter meinem Halse begann und mir bis auf die Füße reichte. So blieb ich während des ganzen Tages gekleidet, und ebenso nahm ich auch an sämmtlichen Uebungen Theil.

Am Abend, als ich mich in meine Zelle zurückgezogen hatte, hört ich, wie man sich unter dem Absingen der Litaneien derselben näherte: es war das ganze Haus, welches sich in zwei lange Reihen geordnet hatte. Man trat ein, und ich erhob mich; man legte mir einen Strick um den Hals und gab mir eine angezündete Fackel in

die eine und eine Geißel in die andere Hand. Eine Nonne ergriff das eine Ende des Strickes, zog mich zwischen die beiden Reihen, und die Procession schlug den Weg nach einer kleinen Capelle im Innern des Hauses ein, welche der heiligen Maria geweiht war; mit leiser Stimme singend war man gekommen, schweigend kehrte man zurück. Als ich den kleinen von zwei Kerzen erleuchteten Betsaal erreicht hatte, befahl man mir, Gott und die Gemeinde wegen des Aergernisses, das ich gegeben hätte, um Vergebung zu bitten; die mich führenden Nonnen sagten mir ganz leise vor, was ich wiederholen sollte, und ich wiederholte es Wort für Wort. Hierauf nahm man mir den Strick ab, entkleidete mich bis zum Gürtel, faßte mein Haar, welches sich über meine Schultern ausgebreitet hatte, warf es auf die eine Seite meines Halses, drückte mir die Geißel, welche ich bis dahin in der linken Hand hielt, in die rechte, und begann das Miserere. Ich begriff, was man von mir erwartete, und führte es aus. Als das Miserere beendet war, hielt mir die Superiorin eine kurze Ermahnungsrede, man löschte die Kerzen aus, die Nonnen zogen sich zurück, und ich legte meine Kleidung wieder an.

In meine Zelle zurückgekehrt, empfand ich heftige Schmerzen an den Füßen; ich untersuchte die Ursache: sie waren über und über mit Blut bedeckt, und zwar in Folge zahlreicher Einschnitte, hervorgebracht durch Glasscherben, die man boshafter Weise auf meinen Weg gestreut hatte.

In derselben Art that ich an den beiden folgenden Tagen Kirchenbuße, nur daß man am letzten dem Miserere einen Psalm hinzufügte. Am vierten Tage gab man mir die Nonnenkleidung ungefähr unter denselben Ceremonien wieder, welche man bei dieser Feierlichkeit beobachtet, wenn sie öffentlich stattfindet.

Am fünften Tage erneuerte ich mein Gelübde. Dann vollzog ich während eines Monates den noch übrigen Theil der mir auferlegten Buße und trat hierauf so ziemlich wieder in die allgemeine Ordnung der Klostergemeinde ein; ich erhielt meinen Platz im Chore und im Refectorium zurück, und lag wieder, so oft die Reihe an mich kam, den verschiedenen Verrichtungen des Hauses ob. Aber wie groß war meine Ueberraschung, als ich die Augen auf jene junge Freundin richtete, welche so großen Antheil an meinem Schicksale nahm! Sie

erschien mir fast ebenso verwandelt, wie ich selber: sie war von einer erschreckenden Magerkeit, auf dem Gesichte trug sie die Blässe des Todes, ihre Lippen waren weiß und ihre Augen fast erloschen. „Schwester Ursula," fragte ich sie ganz leise, „was fehlt Ihnen?" — „„Was mir fehlt!"" erwiderte sie, „„ich liebe Sie, und Sie können so fragen! Es war Zeit, daß Ihre Marter ein Ende nahm; ich wäre sonst gestorben.""

Wenn ich mir an den letzten beiden Tagen meiner Kirchenbuße die Füße nicht auf's Neue verwundete, so geschah dies nur, weil *sie* die Aufmerksamkeit gehabt hatte, die Klostergänge verstohlen zu fegen und die Glasscherben nach beiden Seiten zurückzuwerfen. An den Tagen, an welchen ich zum Fasten bei Wasser und Brod verurtheilt war, beraubte sie sich eines Theils ihrer Portion, wickelte denselben in ein Stück reinen Leinenzeuges, und warf ihn in meine Zelle. Man hatte gelost, welche Nonne mich am Stricke führen sollte, und das Loos war auf *sie* gefallen; sie hatte aber so viel Charakterfestigkeit, daß sie die Superiorin aufsuchte und derselben erklärte, sie würde eher in den Tod gehen, als sich zu dieser schändlichen und grausamen Verrichtung hergeben. Glücklicher Weise gehörte dieses junge Mädchen einer angesehenen Familie an; sie bezog eine bedeutende Pension, welche sie ganz nach dem Wunsche der Superiorin verwendete, und für einige Pfund Zucker und Kaffee fand sie mit Leichtigkeit eine Nonne, welche an ihre Stelle trat. Ich möchte nicht glauben, daß die Hand Gottes sich auf diese Unwürdige gelegt habe: sie ist nämlich wahnsinnig geworden, und man hat sie eingesperrt; aber die Superiorin lebt, regiert, quält und befindet sich vortrefflich.

Es war unmöglich, daß meine Gesundheit so langen und harten Prüfungen widerstand: ich wurde krank. Und unter diesen Umständen zeigte die Schwester Ursula erst recht vollständig die ganze Freundschaft, die sie für mich empfand; ja ich verdanke ihr eigentlich das Leben. Es war allerdings kein Gut, welches sie mir damit erhielt, und sie sagte mir dies bisweilen selbst; es gab indeß keine Art von Dienstleistungen, die sie mir nicht an den Tagen erwiesen hätte, an denen sie das Amt der Krankenwärterin hatte; und an den übrigen Tagen wurde ich eben so wenig vernachlässigt, Dank ihrer Theilnahme für mich und Dank den kleinen Belohnungen,

welche sie unter meine Wärterinnen vertheilte, je nachdem ich mehr oder weniger mit ihnen zufrieden gewesen war. Sie hatte um die Erlaubniß gebeten, über Nacht bei mir wachen zu dürfen, und die Superiorin hatte es ihr abgeschlagen unter dem Vorwande, sie wäre zu schwächlich, um sich solcher Anstrengung zu unterziehen, was ihr aufrichtigen Kummer bereitete. Alle ihre Sorgfalt aber war nicht im Stande, dem Fortschreiten meines Uebels Einhalt zu thun; dasselbe führte mich an den Rand des Grabes, und ich empfing die Sterbesacramente. Wenige Augenblicke vorher verlangte ich, die versammelte Klostergemeinde zu sehen, was mir auch bewilligt wurde. Die Nonnen umringten mein Bett, die Superiorin in ihrer Mitte; meine junge Freundin saß am Kopfende meines Bettes und hielt eine meiner Hände, die sie mit ihren Thränen benetzte. In der Voraussetzung, daß ich etwas zu sagen hätte, richtete man mich auf und erhielt mich durch zwei Kopfkissen in sitzender Stellung. Demnächst wandte ich mich an die Superiorin und bat sie, mir ihren Segen und Verzeihung aller Vergehen, deren ich mich schuldig gemacht, zu gewähren; ebenso bat ich alle meine Gefährtinnen um Vergebung für das Aergerniß, das ich ihnen gegeben. Ich hatte an mein Lager eine unendliche Menge von Kleinigkeiten bringen lassen, welche theils meine Zelle schmückten, theils zu meinem persönlichen Gebrauche dienten, und bat nun die Superiorin um die Erlaubniß, über dieselben verfügen zu dürfen. Sie gab ihre Einwilligung, und ich schenkte diese Gegenstände denjenigen, die ihr damals, als man mich in den Kerker warf, als Trabanten gedient hatten. Dann ließ ich die Nonne herantreten, welche mich an dem Tage meiner Kirchenbuße am Stricke geführt hatte, und sagte ihr, während ich sie umarmte und ihr meinen Rosenkranz und mein Christusbild reichte: „Liebe Schwester, gedenken Sie meiner in Ihren Gebeten, und seien Sie dessen gewiß, daß ich Sie nicht vergessen werde am Throne Gottes.“.... Und warum hat mich Gott nicht in diesem Augenblicke hinweggenommen? Ich wäre ohne Unruhe zu ihm gegangen. Es ist dies ein so unbeschreiblich hohes Glück! und wer darf sich dasselbe zweimal versprechen? Wer weiß denn, wie es in meinem letzten Augenblicke um mich stehen wird? und doch muß ich zu ihm gelangen. Möge Gott die erduldeten Leiden noch einmal über mich kommen lassen, um mir dann diesen Augenblick eben so

ruhig, wie damals, zu verleihen! Ich sah den Himmel offen, und er war es unzweifelhaft; denn in solchen Momenten täuscht uns das Gewissen nicht, und es verhieß mir die Seligkeit.

Nachdem ich die letzte Oelung empfangen, versank ich in eine Art Schlafsucht, und während dieser ganzen Nacht erwartete man jeden Augenblick mein Hinscheiden. Von Zeit zu Zeit trat man heran, um meinen Puls zu prüfen; ich fühlte, wie Hände über mein Gesicht hinfuhren, und ich vernahm verschiedene Stimmen, welche, gleichsam in weiter Ferne, sagten: „Es steigt höher.... Ihre Nase ist schon kalt..... Sie wird den morgenden Tag nicht erleben..... Den Rosenkranz und das Christusbild werden Sie behalten.“.... Und eine andere Stimme, welche erzürnt sagte: „„Geht weg, geht weg! Lasset sie im Frieden sterben! Habt Ihr sie nicht genug gequält?““..... Es war ein süßer Augenblick für mich, als ich aus dieser Krisis hervorging und, die Augen zum ersten Male wieder öffnend, mich in den Armen meiner Freundin wiederfand. Sie hatte mich nicht verlassen; sie hatte mir die ganze Nacht hindurch beigestanden, die Gebete für die Sterbenden wiederholt, mich das Christusbild küssen lassen und dasselbe an ihre eigenen Lippen gedrückt, so oft sie es von den meinigen zurückgezogen hatte. Sie wähnte, als sie mich die Augen weit öffnen sah, während ich zugleich einen tiefen Seufzer ausstieß, es wäre der letzte, stieß ein Jammergeschrei aus und nannte mich ihre Freundin; sie sagte: „Mein Gott, habe Erbarmen mit ihr und mit mir! Mein Gott, nimm Du ihre Seele auf! Geliebte Freundin! wenn Du vor dem Throne Gottes stehen wirst, dann gedenke auch der Schwester Ursula.“... Mit einem traurigen Lächeln blickte ich sie an, indem ich eine Thräne vergoß und ihre Hand drückte. In demselben Augenblicke erschien Herr Bouvard, der Arzt des Hauses. Dieser Mann ist geschickt, wie man sagt, aber ein Despot, hochfahrend und hart. Er schob meine Freundin mit Heftigkeit zur Seite und untersuchte meinen Puls und meine Haut; die Superiorin und deren Favoriten begleiteten ihn. Er that in einsilbigen Ausdrücken einige Fragen über die Vorfälle der letzten Nacht und sagte: „Sie wird sich herausbeißen.“... Und mit einem Blicke auf die Superiorin, welcher dieses Wort nicht gefiel, wiederholte er: „Ja, Madame, sie wird sich herausbeißen; die Haut ist gut, das Fieber ist gesunken, und in den Augen fängt das

Leben wieder an hervorzubrechen.“... Bei jedem seiner Worte entfaltete sich die Freude auf dem Gesichte meiner Freundin, während sich in den Mienen der Superiorin und ihrer Begleiterinnen etwas wie Verdruß zeigte, was durch den Zwang, den sie sich anthaten, nur schlecht verhehlt wurde. „„Mein Herr,““ sagte ich zu ihm, „„ich begehre nicht zu leben.““... — „Um so schlimmer,“ erwiderte er mir, verordnete etwas und ging. Man erzählte mir, ich hätte während meiner Lethargie mehrmals ausgerufen: „Liebe Mutter, ich werde also bald mit Dir vereinigt sein! dann will ich Dir sagen...“ Es war zweifellos meine alte Superiorin, an die ich diese Worte richtete; auch hatte ich ihr Bild Niemand gegeben, vielmehr den Wunsch ausgesprochen, es mit mir in das Grab zu nehmen.

Die Vorhersagung des Herrn Bouvard bestätigte sich: das Fieber verminderte sich, reichlicher Schweiß beseitigte es zuletzt gänzlich, und man zweifelte nicht mehr an meiner Herstellung. Ich genas in der That, aber meine Gesundheit kehrte nur sehr langsam zurück. Es stand im Schicksalsbuche geschrieben, daß ich in diesem Hause alle Leiden erdulden sollte, die den Menschen nur immer treffen können. Meine Krankheit hatte einen bösartigen Charakter gehabt, und Schwester Ursula war fast niemals von meinem Bette gewichen. Als daher meine Kräfte wiederzukehren begannen, schwanden die ihrigen, ihre Verdauung gerieth in Unordnung, und sie bekam Nachmittags Anfälle von Ohnmachten, die zuweilen eine Viertelstunde anhielten. In diesem Zustande saß sie einer Todten gleich da, ihr Blick erlosch, und ihre Stirn' bedeckte sich mit einem kalten Schweiße, der in großen Tropfen über ihre Wangen rieselte, während ihre Arme bewegungslos hingen. Man konnte ihr nur dadurch einige Erleichterung verschaffen, daß man sie aufschnürte und ihre Kleider lockerte. Wenn sie aus diesen Ohnmachten wieder zu sich kam, war ihr erster Gedanke, mich an ihrer Seite zu sehen, und sie fand mich immer daselbst; bisweilen verließen sie Empfindung und Bewußtsein nicht gänzlich, und sie bewegte dann, ohne die Augen zu öffnen, ihre Hand um sich her. Diese Bewegung war so wenig mißzuverstehen, daß mehrere Nonnen, (welche diese tastende Hand berührt hatte, ohne dieselben zu erkennen, weil sie alsbald in Bewegungslosigkeit zurücksank), zu mir sagten: „Schwester Susanne, Sie sind es, nach der

sie verlangt, kommen Sie doch näher!"... Ich warf mich vor ihr nieder und legte ihre Hand auf meine Stirn, wo sie bis zum Ende ihrer Ohnmacht ruhen blieb. Als ihre Besinnung wiederkehrte, sagte sie zu mir: „„Sehen Sie, Schwester Susanne, nun bin ich es, welche heimgehen wird, und Sie sind es, die zurückbleibt; ich werde unsere Mutter zuerst wiedersehen, ich werde mit ihr von Ihnen reden und sie wird mich nicht ohne Thränen anhören. Wenn es bittere Thränen giebt, so giebt es auch solche, die überaus süß sind, und wenn man dort oben liebt, warum sollte man dort nicht auch weinen?""... Darauf neigte sie ihr Haupt auf meine Schulter, vergoß einen Strom von Thränen und fügte hinzu: „„Leben Sie wohl, Schwester Susanne; leben Sie wohl, meine Freundin. Wer wird Ihre Leiden mit Ihnen theilen, wenn ich nicht mehr sein werde? Wer wird Sie...? Ach! geliebte Freundin, wie tief beklage ich Sie! Ich werde scheiden, ich fühle es, ich werde scheiden. Wenn Sie glücklich wären, o! wie leid würde es mir dann thun, sterben zu müssen!""

Ihr Zustand erschreckte mich. Ich sprach deshalb mit der Superiorin und drückte den Wunsch aus, man möchte sie in das Krankenzimmer schaffen, sie von der Theilnahme am Gottesdienste und den übrigen beschwerlichen Uebungen des Hauses dispensiren und einen Arzt rufen lassen. Man entgegnete mir indeß beständig, es hätte nichts zu bedeuten; diese Ohnmachten würden ganz von selbst vorübergehen;... und der theuren Schwester Ursula war nichts erwünschter, als ihren Pflichten genügen und den Regeln des gemeinsamen Lebens folgen zu dürfen. Eines Tages, nach der Frühmette, welcher sie noch beigewohnt hatte, kam sie nicht wieder zum Vorschein. Ich sagte mir sofort, sie müßte sich sehr unwohl fühlen, und sobald der Morgengottesdienst beendet war, flog ich zu ihr. Ich fand sie, vollständig gekleidet, auf dem Bette liegend, und sie sagte zu mir: „Sind Sie da, liebe Freundin? Ich vermuthete wohl, daß Sie nicht säumen würden zu kommen, und habe Sie erwartet. Hören Sie mich an. Mit welcher Ungeduld ich Ihrer Ankunft entgegengesehen habe! Meine Ohnmacht ist so tief gewesen und hat so lange gedauert, daß ich schon glaubte, ich würde nicht mehr zu mir kommen und Sie nicht wiedersehen. Hier ist der Schlüssel meines Betzimmers; nehmen Sie ihn und öffnen Sie den in demselben be-

findlichen Schrank; heben Sie ein schmales Brett heraus, welches das unterste Schubfach in zwei Abtheilungen zerlegt, und hinter diesem Brette werden Sie ein Bündel Papiere finden. Ich habe mich niemals entschließen können, mich von diesen Papieren zu trennen, wie groß auch die mit ihrer Aufbewahrung verbundene Gefahr für mich war, und wie tief immer der Schmerz, mit welchem ich sie durchlas; ach! ihre Schrift ist durch meine Thränen fast ausgelöscht: wenn ich nicht mehr sein werde, verbrennen Sie Alles."... Sie war so schwach und ihre Brust so beklommen, daß sie nicht zwei Worte dieser Rede hintereinander aussprechen konnte; fast bei jeder Silbe hielt sie inne, und außerdem sprach sie so leise, daß ich Mühe hatte sie zu verstehen, obgleich mein Ohr beinahe dicht auf ihrem Munde lag. Ich nahm den Schlüssel, deutete mit dem Finger auf das Betzimmer, und sie machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen; hierauf aber von der Ahnung erfaßt, daß ich im Begriff war sie zu verlieren, und überzeugt, daß ihre Krankheit nur eine Folge der meinigen war, oder wenigstens eine Folge der Anstrengungen, denen sie sich unterzogen, und der Sorgfalt, welche sie mir gewidmet hatte, fing ich an zu weinen und mich rückhaltlos meinem Schmerze hinzugeben. Ich küßte ihr die Stirn, die Augen, das Gesicht, die Hände, und bat sie um Vergebung; sie war indessen gleichsam zerstreut, sie hörte mich nicht, und eine ihrer Hände ruhte auf meinem Gesichte und liebkoste mich; ja, ich glaube sogar, daß sie mich nicht mehr sah. Vielleicht bildete sie sich auch ein, ich wäre hinausgegangen, denn sie rief mich: „Schwester Susanne!" — Ich antwortete: „„Ich bin hier."" — „Wie viel Uhr ist es?" — „„Es ist halb Zwölf."" „Halb Zwölf! Gehen Sie zum Mittagessen; gehen Sie und kommen Sie gleich wieder."... — Es wurde zum Essen geläutet; ich mußte sie verlassen. Als ich an der Thür war, rief sie mich zurück, und ich kehrte wieder um. Sie bemühte sich, mir ihre Wangen zu reichen: ich küßte sie; sie faßte meine Hand und hielt sie lange von der ihrigen umschlossen; es schien, als wollte, als könnte sie mich nicht verlassen. „Es muß indeß sein," sagte sie, meine Hand loslassend: „Gott will es; leben Sie wohl, Schwester Susanne. Geben Sie mir mein Crucifix."... Ich legte es in ihre Hände und entfernte mich.

Man wollte sich eben vom Tische erheben. Ich wandte mich

an die Superiorin, stellte ihr in Gegenwart sämmtlicher Nonnen die Gefahr der Schwester Ursula vor, und drängte sie, sich persönlich von derselben zu überzeugen. „Nun wohl!" sagte sie, „man muß sie in Augenschein nehmen." Von einigen Anderen begleitet, stieg sie hinauf; ich folgte ihnen; sie traten in die Zelle: die arme Schwester Ursula war nicht mehr; sie lag ausgestreckt auf ihrem Bette, vollständig gekleidet, den Kopf auf dem Kopfkissen ruhend, den Mund halb geöffnet, die Augen geschlossen und das Crucifix in den Händen. Die Superiorin blickte sie gleichgiltig an und sagte: „Sie ist todt. Wer hätte geglaubt, daß sie ihrem Ende so nahe war? Sie war ein vortreffliches Mädchen. Man gehe, um für sie zu läuten, und begrabe sie."

Ich blieb allein an ihrem Sterbelager. Ich bin unfähig, Ihnen meinen Schmerz zu schildern, und dennoch beneidete ich ihr Loos. Ich trat zu ihr hin, von heißen Thränen überströmt, küßte sie zu wiederholten Malen und bedeckte ihr Gesicht, dessen Züge schon anfingen sich zu verändern, mit dem Leintuche. Dann gedachte ich des Auftrags, den sie mir ertheilt hatte. Um in dieser Beschäftigung nicht gestört zu werden, wartete ich, bis Alle bei dem Gottesdienste waren; dann öffnete ich das Betzimmer, beseitigte das bezeichnete Brett und fand eine ziemlich ansehnliche Rolle von Papieren, die ich noch an demselben Abende verbrannte. Dieses junge Mädchen war stets schwermüthig gewesen, und ich erinnere mich nicht, daß sie jemals gelächelt hätte, ausgenommen ein einziges Mal während ihrer Krankheit.

So stand ich denn ganz allein in diesem Hause, in der Welt; denn ich kannte kein einziges Wesen, das Theilnahme für mich empfunden hätte. Von dem Advocaten Manouri hatte ich nichts weiter gehört, und ich nahm an, derselbe habe sich entweder durch die Schwierigkeiten zurückschrecken lassen, oder die Dienstanerbietungen, die er mir gemacht, wären durch Vergnügen und Geschäfte seinem Gedächtnisse entrückt worden. Im Grunde verargte ich ihm dies nicht besonders, denn mein Charakter ist zur Nachsicht geneigt, und ich kann den Menschen Alles verzeihen, nur nicht Ungerechtigkeit, Undankbarkeit und Unmenschlichkeit. Ich entschuldigte daher Herrn Manouri, so viel mir immer möglich war, und nicht minder alle jene Weltleute (auch Sie, Herr Marquis, gehörten zu diesen!), die im

Verlaufe meines Processes so großen Eifer an den Tag gelegt hatten, und für die ich schon nicht mehr vorhanden war, als unsere geistlichen Oberen dem Kloster ihren nächsten Besuch machten.

Sie erscheinen in solchem Falle, durchwandern die Zellen, richten Fragen an die Nonnen, lassen sich über die weltliche und die geistliche Verwaltung Rechenschaft ablegen und beseitigen entweder vorhandene Mißstände, oder — vermehren dieselben noch, je nach dem Geiste, welchen sie zur Ausübung ihres Berufes mitbringen. Ich sah also den ehrlichen und rauhen Herrn Hebert nebst seinen beiden jungen und mitleidigen Gehilfen wieder. Sie erinnerten sich offenbar des bejammernswürdigen Zustandes, in dem ich einst vor ihnen erschienen war, denn ihre Augen wurden feucht und auf ihrem Gesichte konnte ich Rührung und Freude bemerken. Herr Hebert setzte sich und gebot mir, ihm gegenüber gleichfalls Platz zu nehmen; seine beiden Gefährten standen hinter seinem Stuhle; ihre Blicke waren unverwandt auf mich gerichtet. Herr Hebert fragte mich: „Nun, Schwester Susanne, wie verfährt man gegenwärtig mit Ihnen?“ — Ich antwortete ihm: „„Mein Herr, man vergißt mich.““ — „Um so besser.“ — „„Dies ist auch Alles, was ich wünsche. Allein ich möchte Sie um die hohe Gunst bitten, meine Mutter Superiorin hierher rufen zu lassen.““ — „Und warum das?“ — „„Weil sie nicht ermangeln würde, mich im Verdachte zu haben, wenn Ihnen zufällig Jemand eine Klage über sie vorbrächte.““ — „Ich verstehe; aber sagen Sie mir immerhin, was Sie von ihr wissen.“ — „„Mein Herr, ich bitte Sie inständigst, sie rufen zu lassen, damit sie selber Ihre Fragen und meine Antworten höre.““ — „Reden Sie immerhin.“ — „„Mein Herr, Sie werden mich in's Verderben stürzen.““ — „Nein, fürchten Sie nichts: von heute an stehen Sie nicht mehr unter ihrer Autorität, und ehe die Woche vergeht, werden Sie nach Sainte-Eutrope bei Arpajon versetzt werden. Sie haben einen guten Freund.“ — „„Einen guten Freund, mein Herr! Ich wüßte keinen.““ — „Es ist Ihr Advocat.“ — „„Herr Manouri?““ — „Er selbst.“ — „„Ich glaubte nicht, daß er sich meiner noch erinnerte.““ — „Er hat Ihre Schwestern aufgesucht, er hat dem Herrn Erzbischof, dem ersten Präsidenten, allen durch ihre Frömmigkeit bekannten Personen seinen Besuch gemacht und Ihnen auf diese Weise in dem Hause, das ich nannte, eine Ausstattung verschafft: Sie werden nur noch we-

nige kurze Augenblicke hier zubringen. Wenn Sie also von irgend einem Mißstande Kenntniß haben, so dürfen Sie mich von demselben unterrichten, ohne sich bloßzustellen; ja, ich befehle es Ihnen bei dem heiligen Gehorsam." — „„Ich kenne keinen."" — „Wie! Man hätte seit dem Verluste Ihres Processes sich Ihnen gegenüber einigermaßen in Schranken zu halten gewußt?" — „„Man hat geglaubt, und glauben müssen, daß ich durch den Protest gegen meine Gelübde mich eines Vergehens schuldig gemacht habe, und man hat mich in Folge dessen Gott um Vergebung bitten lassen."" — „Ganz wohl; aber gerade die besonderen Umstände, unter denen dies geschehen ist, möchte ich wissen.:.." Bei diesen Worten schüttelte er stirnrunzelnd den Kopf, und ich begriff, daß es jetzt in meiner Hand lag, der Superiorin einen Theil der Geißelhiebe zurückzuerstatten, die sie mir hatte geben lassen; dies war indeß nicht meine Absicht. Der Archidiakonus sah wohl, daß er von mir nichts weiter erfahren würde, und verließ mich, indem er mir nur noch das Geheimniß hinsichtlich dessen empfahl, was er mir über meine Versetzung nach Sainte-Eutrope bei Arpajon anvertraut hatte. Während der wackere Hebert im Klostergange allein voraus schritt, wandten sich seine beiden Gefährten nach mir um, und grüßten mich mit einer äußerst freundlichen und liebreichen Miene. Ich weiß nicht, wer sie sind; aber Gott möge ihnen diesen sanften und erbarmungsvollen Charakter erhalten, welcher in ihrem Stande so selten ist, und doch den Vertrauten der menschlichen Schwäche und den Vermittlern der göttlichen Barmherzigkeit so wohl ansteht. Ich glaubte, Herr Hebert wäre damit beschäftigt, irgend eine andere Nonne damit zu trösten, zu befragen, oder zu tadeln, als er abermals in meine Zelle trat. Er richtete die Frage an mich: „Woher kennen Sie Herrn Manouri?" — „„Durch meinen Proceß."" — „Wer hat Sie an ihn gewiesen?" — „Sie müssen im Verlaufe Ihrer Angelegenheit häufige Unterredungen mit ihm gehabt haben?" — „„Nein, mein Herr, ich habe ihn nur selten gesehen."" — „Wie haben Sie ihm denn die nöthigen Mittheilungen gemacht?" — „„Durch einige von meiner Hand abgefaßte Denkschriften."" — „Sie haben Copien dieser Denkschriften?" — „„Nein, mein Herr."" — „Wer stellte ihm diese Denkschriften zu?" — „„Die Frau Präsidentin."" — „Und woher kennen Sie diese?" — „„Ich kannte sie durch die Schwester Ursula, meine

Freundin und ihre Verwandte."" — „Haben Sie Herrn Manouri seit dem Verluste Ihres Processes gesehen?" — „„Einmal."" — „Das ist sehr wenig. Er hat Ihnen auch nicht geschrieben?" — „„Nein, mein Herr."" — „Sie haben ebenfalls nicht an ihn geschrieben?" — „„Nein, mein Herr."" — „Ohne Zweifel wird er Ihnen mittheilen, was er für Sie gethan hat. Ich befehle Ihnen, sich ihm im Sprechzimmer nicht zu zeigen; und wenn er an Sie schreibt, sei es direct, sei es indirect, mir seinen Brief unerbrochen zuzusenden; verstehen Sie? unerbrochen." — „„Ja, mein Herr, und und ich werde Ihnen gehorchen....'''' Mochte nun das Mißtrauen des Herrn Hebert sich auf mich beziehen, oder auf meinen Wohlthäter: ich fühlte mich durch dasselbe verletzt.

Noch im Laufe desselben Abends kam Herr Manouri nach Longchamp; ich hielt dem Archidiakonus Wort, und weigerte mich ihn zu empfangen. Am folgenden Tage schrieb er mir durch seinen Boten; ich nahm seinen Brief an, und schickte denselben, ohne ihn zu erbrechen, an Herrn Hebert. Es war Dienstag, so viel mir erinnerlich ist. Ich wartete fortwährend mit Ungeduld auf die Wirkung des Versprechens, welches der Archidiakonus mir gegeben, und den Bemühungen des Herrn Manouri. Aber Mittwoch, Donnerstag und Freitag verstrich, ohne daß ich das Mindeste vernahm. Wie lang mir diese Tage erschienen! Ich zitterte bei dem Gedanken, es könnte irgend ein Hinderniß eingetreten sein, das Alles vereitelt hätte. Allerdings sollte ich meine Freiheit nicht wiedererlangen, aber ich sollte das Gefängniß wechseln, und das ist immerhin etwas. Ein erstes glückliches Ereigniß läßt stets die Hoffnung auf ein zweites in uns aufkeimen; und vielleicht verdankt eben diesem Umstande das Sprichwort: „Ein Glück kommt niemals allein," seinen Ursprung.

Ich kannte die Gefährtinnen, die ich verließ, und es wurde mir nicht schwer vorauszusetzen, daß es schon ein Gewinn für mich sein würde, mit anderen Gefangenen zusammen zu leben: wie sie immer sein mochten, sie konnten weder schlechter noch boshafter sein. Am Sonnabend, gegen neun Uhr Morgens, entstand eine große Bewegung im Hause; es bedarf freilich nur einer geringfügigen Veranlassung, um Nonnenköpfe in Aufregung zu versetzen. Man lief hin und her, man flüsterte mit einander, die Thüren der Schlafgemächer wurden geöffnet, und schlossen sich wieder, — lauter Zeichen

einer Klosterrevolution, wie Sie aus dem Bisherigen entnehmen konnten. Ich war allein in meiner Zelle; das Herz pochte mir heftig. Ich lauschte an der Thür, ich blickte durch das Fenster, ich ging in höchster Aufregung umher, ohne zu wissen, was ich that; vor Freude zitternd, sagte ich zu mir selbst: „Man ist gekommen, um mich abzuholen; noch wenige Augenblicke, und ich werde nicht mehr hier sein;“... und ich täuschte mich nicht.

Vor mir standen zwei unbekannte Gestalten: es waren eine Nonne und die Pförtnerin von Arpajon, welche mich in wenigen Worten mit dem Zwecke ihres Besuches bekannt machten. Hastig raffte ich meine geringen Habseligkeiten zusammen, warf sie bunt durcheinander in die Schürze der Pförtnerin, und diese ordnete sie in mehrere Bündel. Die Superiorin begehrte ich nicht zu sehen; Schwester Ursula war nicht mehr: ich verließ also Niemand. Ich steige hinab; man öffnet mir die Pforten, nachdem mein Gepäck untersucht worden; ich setze mich in eine Kutsche, und habe endlich meinem bisherigen Kerker den Rücken gekehrt!

Der Archidiakonus und seine beiden jungen Geistlichen, die Frau Präsidentin von *** und Herr Manouri hatten sich bei der Superiorin versammelt, wo man sie von meiner Abfahrt benachrichtigte. Auf dem Wege gab mir die Nonne mancherlei Auskunft über das Haus, und bei jeder Phrase des Lobes, die sie aussprach, fügte die Pförtnerin als Refrain hinzu: „Das ist die reine Wahrheit.“... Sie pries sich glücklich, daß man gerade sie erkoren hatte, mich abzuholen, und wollte meine Freundin sein; in Folge dessen vertraute sie mir mehrere Geheimnisse an, und gab mir verschiedene Rathschläge für mein Verhalten. Die letzteren mochten indeß ganz wohl für sie brauchbar sein, für mich taugten sie nicht. Ich weiß nicht, ob Sie das Kloster von Arpajon gesehen haben: es ist ein viereckiges Gebäude, welches mit einer Seite nach der Landstraße, mit der andern Seite nach dem Feld und Garten gekehrt ist. An jedem Fenster der Vorderseite standen eine, zwei oder drei Nonnen, und dieser Umstand allein sagte mir hinsichtlich der Ordnung, welche in dem Hause herrschte, mehr, als Alles, was die Nonne und ihre Gefährtin mir davon erzählt hatten. Man kannte offenbar den Wagen, in welchem wir saßen; denn in einem Augenblicke waren alle diese verschleierten Köpfe verschwunden, und gleich darauf befand

ich mich an der Pforte meines neuen Gefängnisses. Die Superiorin kam mir mit offenen Armen entgegen, umarmte mich, nahm mich bei der Hand, und führte mich in den Saal der Gemeinde, wohin mehrere Nonnen mir schon vorausgeeilt waren, während andere erst später eintrafen.

Diese Superiorin heißt Madame ***. Ich kann der Neigung nicht widerstehen, sie Ihnen zu schildern, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre. Sie ist eine kleine kugelrunde Frau, aber rasch und lebhaft in ihren Bewegungen: ihr Kopf sitzt niemals ruhig auf ihren Schultern, und in ihrer Kleidung ist stets irgend etwas mangelhaft: ihr Gesicht eher schön als häßlich, und ihre Augen, von denen das rechte höher liegt und größer ist als das andere, sind voll Feuer und zerstreut; im Gehen wirft sie die Arme umher. Wenn sie sprechen will, so öffnet sie den Mund, noch ehe sie ihre Gedanken geordnet hat; auch stottert sie ein wenig. Wenn sie sitzt, so bewegt sie sich auf ihrem Stuhle unruhig hin und her, als ob irgend etwas sie belästigte, und dabei vergißt sie jeden Anstand: sie hebt ihren Brustschleier auf, um sich die Haut zu reiben; sie schlägt die Beine über einander, und richtet eine Frage an Sie; Sie antworten ihr, und sie hört Ihnen nicht zu; sie redet mit Ihnen, verliert den Faden, hält plötzlich inne, weiß nicht mehr, wo sie stehen geblieben ist, wird ärgerlich, und schilt Sie ein dummes Thier, einen Dummkopf, einen Schwachkopf, wenn Sie ihr nicht wieder auf den richtigen Weg helfen; bald ist sie vertraulich bis zum Duzen, bald gebieterisch und stolz bis zur Geringschätzung; die Augenblicke der Würde sind bei ihr selten und kurz; sie ist abwechselnd voll Mitgefühl und dann wieder hart; ihr Gesicht verräth schon die ganze Zerfahrenheit ihres Geistes und die Ungleichheit ihres Charakters. Auch wechselten Ordnung und Unordnung im Hause mit einander ab: es gab Tage, an denen Alles durch einander gemischt war, die Kostgängerinnen mit den Novizen, die Novizen mit den Nonnen; Tage, an denen die Einen in die Zimmer der Anderen liefen, an denen man Thee, Kaffee, Chocolade, Liqueure mit einander trank, an denen der Gottesdienst mit der unschicklichsten Eilfertigkeit abgethan wurde. Aber mitten in diesem Getümmel verwandelt sich plötzlich das Gesicht der Superiorin: die Glocke ertönt, man zieht sich zurück, man schließt sich wieder ein; auf all' das Lärmen, Schreien und Toben folgt die

tiefste Stille, und man könnte glauben, es sei plötzlich Alles gestorben. Wenn dann eine Nonne auch nur den geringsten Fehler begeht, so läßt sie dieselbe in ihre Zelle kommen, behandelt sie rauh, befiehlt ihr, sich zu entkleiden, und sich zwanzig Geißelhiebe zu geben. Die Nonne gehorcht, entkleidet sich, ergreift ihre Geißel, und beginnt sich zu kasteien. Doch kaum hat sie sich einige Streiche versetzt, so entreißt ihr die mitleidig gewordene Superiorin das Bußinstrument wieder, fängt an zu weinen, sagt, sie fühle sich selber ganz unglücklich, wenn sie strafen müsse, und küßt ihr die Stirn, die Augen, den Mund, die Schultern; liebkost sie, ertheilt ihr Lobsprüche: „Was sie für eine weiße und weiche Haut hat! welch' schöne Körperfülle! der prächtige Hals! der prachtvolle Nacken!... Aber Schwester Sainte-Augustine, Du bist eine Närrin mit Deiner Verschämtheit;... laß dieses Linnen fallen: ich bin ja ein Weib und Deine Superiorin... Oh, der prächtige Busen! wie fest er ist! Und ich sollte dulden, daß dies Alles von Stacheln zerrissen werde? Nein, nein, es soll nichts der Art geschehen."... Sie küßt sie abermals, richtete sie auf, kleidet sie eigenhändig wieder an, sagt ihr die zärtlichsten Dinge, dispensirt sie vom Gottesdienste, und sendet sie in ihre Zelle zurück. — Solchen Frauen gegenüber befindet man sich in einer sehr üblen Lage; man weiß niemals, was ihnen gefallen oder mißfallen wird, was man zu thun oder zu lassen hat; nichts ist gehörig geordnet: entweder wird man bei Tische mit verschwenderischer Freigebigkeit bedient, oder man stirbt vor Hunger; die Haushaltung geräth in Verwirrung, und geeignete Vorstellungen werden entweder gemißachtet oder selbst übel aufgenommen; man steht den Superiorinnen dieses Charakters immer zu nahe, oder zu fern, denn es giebt da weder eine richtige Entfernung, noch ein richtiges Maß; aus der Ungnade kommt man in Gunst, und aus der Gunst fällt man wieder in Ungnade, ohne zu wissen weswegen. Wollen Sie an einer Kleinigkeit ein Beispiel haben, das ihre Verwaltung durchaus charakterisirt? Zweimal im Jahre lief sie von Zelle zu Zelle, und ließ sämmtliche Liqueurflaschen, die sie vorfand, zum Fenster hinauswerfen, und vier Tage später schickte sie den meisten ihrer Nonnen andere wieder. — Das war diejenige, der ich das feierliche Gelöbniß des Gehorsams geleistet hatte; denn wir nehmen ja unsere Gelübde aus einem Hause in das andere mit uns.

Ich trat mit ihr ein; sie führte mich, indem sie ihren Arm um die Mitte meines Leibes geschlungen hielt. Man trug einen Imbiß von Früchten, Marzipan und Zuckergebäck auf, und der ernste Archidiakonus begann mein Lob, welches sie indessen bald mit den Worten unterbrach: „Man hat Unrecht gehabt, man hat Unrecht gehabt; ich weiß es.“... Der ernste Archidiakonus wollte fortfahren, und wurde von der Superiorin abermals durch den Ausruf unterbrochen: „Wie haben sie sich nur von ihr losreißen können? Sie ist ja die Bescheidenheit und Sanftmuth selbst; es heißt auch, sie sei talentvoll.“... Der ernste Archidiakonus wollte seine letzten Worte wieder aufnehmen; allein die Superiorin unterbrach ihn zum dritten Male, indem sie mir in's Ohr flüsterte: „Ich liebe Sie zum Närrischwerden; und sobald die Pedanten da weggegangen sein werden, lasse ich unsere Schwestern kommen, und dann singen Sie uns ein kleines Lied, nicht wahr?“... Ich hatte große Lust zu lachen; der ernste Herr Hebert aber gerieth etwas aus der Fassung, und seine beiden jungen Begleiter lächelten über seine und meine Verlegenheit. Es währte jedoch nicht lange, so kehrte Herr Hebert zu seinem Charakter und zu seiner gewohnten Art und Weise zurück, gebot ihr plötzlich, sich niederzusetzen, und legte ihr Schweigen auf. Sie setzte sich, aber sie fühlte sich unbehaglich: sie rückte auf ihrem Stuhle hin und her, sie kratzte sich den Kopf, sie ordnete an ihrer Kleidung, wo nichts zu ordnen war, sie gähnte; und doch ließ sich der Archidiakonus sehr verständig über das Haus vernehmen, das ich verlassen, über die Widerwärtigkeiten, die ich daselbst erfahren hatte, über das Haus, in welches ich eintrat, und über die Verpflichtungen, welche ich den Personen schuldete, die mir gedient hatten. Hier richtete ich meinen Blick auf Herrn Manouri; er schlug die Augen nieder. Nun wurde die Unterhaltung allgemeiner, und das der Superiorin auferlegte lästige Schweigen hatte ein Ende. Ich näherte mich Herrn Manouri, und dankte ihm für die Dienste, die er mir erwiesen hatte; ich zitterte, ich stammelte, ich wußte nicht, welche Dankbarkeit ich ihm geloben sollte. Aber meine Verwirrung, meine Verlegenheit, meine Rührung, — denn ich war wirklich gerührt, — eine Mischung von Thränen und Freude, mit einem Worte der ganze Ausdruck meines Wesens, sprach beredter zu ihm, als ich in Worten vermocht hätte. Seine Antwort war nicht besser geordnet als meine Anrede; er

war eben so verwirrt wie ich. Ich weiß nicht, was er mir sagte; nur so viel verstand ich, daß er sich überreich belohnt fühlen würde, wenn er die Härte meines Looses gemildert hätte; daß er sich dessen, was er gethan, mit noch größerem Vergnügen erinnern würde als ich selber; daß es ihm sehr leid thäte, daß seine Beschäftigungen, die ihn an den Pariser Gerichtshof fesselten, ihm nicht gestatteten, das Kloster von Arpajon oft zu besuchen; daß er aber hoffte, der Herr Archidiakonus und die Frau Superiorin würden ihm erlauben, sich nach meinem Befinden und nach meinen Verhältnissen zu erkundigen. Der Archidiakonus hörte dies nicht; aber die Superiorin erwiderte: „Mein Herr, so oft Sie wollen; sie wird Alles thun, was ihr beliebt; wir wollen versuchen, hier den Kummer wieder gut zu machen, welchen man ihr bereitet hat.“... Dann flüsterte sie ganz leise mit mir: „Du hast also viel ausgestanden, mein Kind? Aber woher haben diese Geschöpfe in Longchamp nur den Muth genommen, Dich zu mißhandeln? Ich habe Deine Superiorin gekannt; wir sind zusammen Pensionärinnen in Port-Royal gewesen, und sie war Allen in den Tod zuwider. Doch wir werden ja Zeit genug haben, uns zu sehen; dann sollst Du mir Alles erzählen.“... Und indem sie dies sagte, nahm sie meine Hand und schmeichelte mir durch kleine Schläge mit der ihrigen. Die jungen Geistlichen sagten mir ebenfalls ein verbindliches Wort und wünschten mir Glück. Es war schon spät; Herr Manouri nahm Abschied von uns; der Archidiakonus und seine Begleiter begaben sich zu Herrn ***, dem Grundherrn von Arpajon, der sie eingeladen hatte, und ich blieb mit der Superiorin allein. Doch währte es nicht lange, so strömten alle Nonnen, alle Novizen, alle Kostgängerinnen im buntesten Gewühl herein; und in einem Augenblicke sah ich mich von wohl hundert Personen umringt. Ich wußte weder, wem ich zuhören noch wem ich antworten sollte; es waren Gestalten von jeder Art und Aeußerungen von allen Färbungen; ich konnte indeß erkennen, daß man weder mit meinen Antworten, noch mit meiner Person unzufrieden war.

Als diese lästige Conferenz einige Zeit gedauert hatte und die erste Neugier befriedigt war, begann die Menge sich zu vermindern; die Superiorin trieb die Uebrigen hinaus und führte mich dann selbst in meine Zelle ein. Dabei spielte sie ganz in ihrer

Weise die aufmerksame Wirthin; sie zeigte mir das Betzimmer und sagte: „Dort wird meine kleine Freundin zu Gott beten; ich will, daß man ihr auf diesen Fußschemel ein Kissen lege, damit ihre lieben Kniee nicht verletzt werden. Hier ist ja kein Weihwasser im Kessel; diese Schwester Dorothee muß doch immer etwas vergessen! Versuchen Sie diesen Lehnstuhl; sehen Sie zu, ob Sie bequem in ihm sitzen.“... Unter diesen Worten setzte sie mich nieder, drückte meinen Kopf an die Rücklehne und küßte meine Stirn. Hierauf trat sie an das Fenster, um sich zu überzeugen, ob die Rahmen sich auch leicht hoben und senkten; dann an mein Bett, dessen Vorhänge sie auf- und zuzog, um zu sehen, ob sie gut schlössen. Sie prüfte die Decken: „Sie sind gut.“ Sie nahm das Kopfkissen, ließ es sich aufbauschen und sagte: „Das liebe Köpfchen wird sich sehr wohl auf ihm befinden; die Tücher sind nicht fein, aber sie sind so gut, wie die Klostergemeinde sie eben hat; die Matratzen sind gut.“... Als Alles abgethan war, näherte sie sich mir wieder, umarmte mich und verließ mich. Während dieser ganzen Scene sagte ich bei mir selbst: „„O, über das närrische Geschöpf!““ und ich war gefaßt auf gute und böse Tage.

Ich richtete mich in meiner Zelle ein; dann wohnte ich dem Abendgottesdienste, dem Abendessen und der nachfolgenden Erholung bei. Einige Nonnen suchten sich mir zu nähern, andere hielten sich entfernt: erstere rechneten auf meine Gönnerschaft bei der Superiorin; letztere fühlten sich schon beunruhigt durch die Vorliebe, die sie für mich gezeigt hatte. Die ersten Augenblicke verstrichen unter gegenseitigen Lobeserhebungen, unter Fragen über das Haus, das ich verlassen hatte, unter prüfenden Versuchen hinsichtlich meines Charakters, meiner Neigungen, meines Geschmackes, meines Geistes: man betastet uns überall; es ist eine ganze Reihe kleiner Fallen, die man uns stellt und aus denen man die wichtigsten Folgerungen zieht. Man wirft zum Beispiel ein Wort der Verlästerung hin, und blickt uns dabei an; man beginnt eine Geschichte, und wartet ab, ob wir ihren weiteren Verlauf zu hören verlangen, oder ob wir sie auf sich beruhen lassen; sprechen wir ein ganz gewöhnliches Wort aus, so findet man es reizend, obgleich man recht gut weiß, daß nichts Wahres daran ist; man lobt oder man tadelt mit Berechnung; man sucht unsere geheimsten Gedanken zu erspähen; man

erkundigt sich nach unserer Lectüre; man bietet uns heilige und weltliche Bücher an und achtet scharf auf unsere Wahl; man fordert uns zu leichten Uebertretungen der Ordensregel auf; man macht uns vertrauliche Mittheilungen und wirft einzelne Worte über Wunderlichkeiten der Superiorin hin: Alles wird sorgfältig gesammelt und hinterbracht. Man verläßt uns und sucht uns wieder auf, um unsere Ansichten über Sitte, Frömmigkeit, Welt, Religion, Klosterleben, mit einem Worte, über Alles zu erforschen. Das schließliche Resultat dieser wiederholten Versuche ist ein Beiname, der uns charakterisirt und den man unserem eigenen Namen anhängt, wie denn ich z. B. Sainte-Susanne, die Zurückhaltende, genannt wurde.

Am ersten Abend machte mir die Superiorin einen Besuch. Sie kam, als ich mich eben entkleiden wollte, und übernahm eigenhändig das Geschäft. mir den Schleier nebst dem Brustschleier abzunehmen und mir das Haar für die Nacht zurechtzumachen, mit einem Worte: sie selber entkleidete mich. Dabei sagte sie mir hundert zärtliche Dinge, und überhäufte mich mit unzähligen Liebkosungen, die mich etwas verlegen machten, obgleich ich nicht weiß, weshalb; denn ich dachte mir nichts dabei, und sie eben so wenig; auch jetzt noch, wenn ich darüber nachdenke, frage ich mich, was wir uns doch dabei hätten denken können. Ich redete indeß mit meinem Beichtvater davon, welcher diese Vertraulichkeit, die mir unschuldig erschien und mir noch gegenwärtig so erscheint, in einem äußerst ernsten Tone behandelte, und mir streng verbot, mich öfter dazu herzuleihen. Sie küßte mir den Hals, die Schultern und die Arme, lobte meine Körperfülle und meine Taille, und legte mich in's Bett; sie hob meine Decken von der einen und der anderen Seite auf, küßte mir die Augen, zog meine Vorhänge zu und entfernte sich. Noch habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß sie, in der Voraussetzung, ich wäre ermüdet, mir erlaubt hatte, im Bette zu bleiben, so lange ich wollte.

Ich machte mir ihre Erlaubniß zu Nutze, und es ist dies, glaube ich, die einzige gute Nacht, die ich im Kloster zugebracht habe, trotzdem ich dasselbe fast niemals verlassen habe. Am folgenden Morgen, gegen neun Uhr, hörte ich leise an meine Thür klopfen; ich lag noch im Bett, und auf meine Antwort trat man ein. Es

war eine Nonne, welche mir ziemlich übelgelaunt sagte, es wäre schon spät, und die Mutter Superiorin verlangte nach mir. Ich stand auf, kleidete mich eilfertig und ging. „Guten Morgen, mein Kind," sagte sie zu mir: „haben Sie die Nacht gut zugebracht? Da ist Kaffee, welcher seit einer Stunde auf Sie wartet; ich glaube, er wird gut sein; trinken Sie ihn geschwind, und dann wollen wir plaudern."... Unter diesen Worten breitete sie ein Tuch über den, Tisch, entfaltete ein anderes über meine Kniee, goß den Kaffee ein und zuckerte ihn. Die anderen Nonnen thaten einander in ihren Zellen ein Gleiches. Während ich frühstückte, unterhielt sie mich von meinen Gefährtinnen, schilderte mir die Abneigungen oder Neigungen derselben, erwies mir unzählige Freundlichkeiten, und that zahllose Fragen über das Haus, welches ich verlassen hatte, über meine Eltern, über die Unannehmlichkeiten, die ich gehabt; sie lobte und tadelte, wie es ihr eben einfiel, und hörte meine Antwort niemals bis zum Schlusse an. Ich widersprach ihr nicht, und sie war zufrieden mit meinem Geiste, meinem Urtheile und meiner Zurückhaltung. Inzwischen erschien eine Nonne, dann eine zweite, eine dritte, eine vierte, eine fünfte; man sprach von den Vögeln der Superiorin, von den lächerlichen Gewohnheiten einer gewissen Schwester, von den kleinen Lächerlichkeiten der Abwesenden überhaupt, und so versetzte man sich in die fröhlichste Stimmung. In einer Ecke der Zelle stand ein Spinet; aus Zerstreuung legte ich die Finger auf dasselbe, denn da ich Neuling im Hause war und diejenigen nicht kannte, über welche man scherzte, so unterhielt mich das Ganze nicht besonders, und würde es auch nicht gethan haben, selbst wenn ich schon tiefer eingeweiht gewesen wäre. Um gut zu scherzen, bedarf es mehr als eines gewöhnlichen Maßes von Geist. Und wer hat nicht irgend etwas Lächerliches an sich? Während daher die Anderen lachten, schlug ich leise Accorde an. Dies lenkte allmälig die Aufmerksamkeit auf mich. Die Superiorin näherte sich, gab mir einen leichten Schlag auf die Schulter, und sagte: „Wohlan, Sainte-Susanne, vertreibe uns die Zeit; spiele zuerst etwas, und dann kannst Du singen." Ich that was sie verlangte: ich spielte mehrere Stücke, welche ich in den Fingern hatte, präludirte aus eigener Phantasie und sang schließlich einige Verse aus den Psalmen von Mondonville. „Das ist sehr schön," sagte die Superiorin zu mir, „aber Heiligkeit

haben wir in der Kirche, soviel uns immer beliebt; hier sind wir allein; diese sind meine Freundinnen, und sie werden auch die Deinigen sein: singe uns etwas Lustigeres." — Einige von den Nonnen wandten ein: „„Aber sie kann vielleicht nur das; sie ist noch von der Reise ermüdet; man muß sie schonen, und es ist ja auch wohl genug für einmal."" — „Nein, nein," sagte die Superiorin, „sie begleitet sich vortrefflich, und sie hat die schönste Stimme von der Welt (meine Stimme ist in der That nicht häßlich, besitzt indeß mehr Reinheit, Weichheit und Biegsamkeit als Kraft und Umfang); ich lasse sie nicht eher los, als bis sie uns etwas Anderes zu hören gegeben hat." — Ich fühlte mich durch die Aeußerung der Nonnen etwas gekränkt und erwiderte der Superiorin, daß es die Nonnen nicht mehr zu unterhalten scheine. — „Aber mich unterhält es noch." — Diese Antwort hatte ich erwartet. Ich sang also ein ziemlich zartes Liedchen, und Alle klatschten in die Hände, lobten, umarmten und liebkosten mich, und baten mich um ein zweites, — kleine heuchlerische, durch die Antwort der Superiorin eingegebene Demonstrationen! Denn es gab vielleicht nicht Eine unter ihnen, die mir nicht von Herzen gern die Stimme genommen und die Finger zerbrochen haben würde, wenn sie nur gekonnt hätte. Diejenigen, welche vielleicht in ihrem ganzen Leben keine Musik gehört hatten, ließen sich's beikommen, über meinen Gesang eben so lächerliche wie mißfällige Aeußerungen zu thun, fanden jedoch damit keinen Anklang bei der Superiorin. „Schweiget," sagte sie zu ihnen: „sie spielt und singt wie ein Engel, und sie soll alle Tage herkommen; ich habe früher ein wenig Clavier gekonnt, und sie soll mich wieder damit bekannt machen." — „„„Ach! Madame,""" sagte ich zu ihr, „„„was man früher gekonnt hat, das hat man nicht ganz vergessen...""" — „Sehr gern; überlaß mir Deinen Platz."... Sie präludirte und spielte närrisches, seltsames Zeug, ohne Zusammenhang wie ihre Ideen; aber trotz aller Mängel in der Ausführung, erkannte ich sehr bald, daß sie eine unendlich leichtere Hand hatte, als ich. Ich sagte es ihr, denn ich lobe gern, und ich habe selten eine Gelegenheit versäumt, wo ich es wahrheitsgemäß thun konnte; es ist ja etwas so Wohlthuendes! Allmälig verschwand eine Nonne nach der andern, und in ein Gespräch über Musik vertieft, blieb ich fast allein mit der Superiorin. Sie saß; ich stand neben ihr.

Plötzlich ergriff sie meine Hände, und sagte, indem sie dieselben drückte: „Aber, außerdem daß sie gut spielt, hat sie auch die niedlichsten Finger von der Welt; sehen Sie doch, Schwester Therese.“... Schwester Therese schlug die Augen nieder, erröthete und stotterte etwas Unverständliches; indeß, ob ich niedliche Finger hatte oder nicht, und ob die Superiorin mit ihrer Bemerkung Recht oder Unrecht hatte, was kümmerte das diese Schwester? Die Superiorin schlang ihre Arme um die Mitte meines Leibes, und fand, daß ich die niedlichste Taille besäße. Sie hatte mich dicht an sich gezogen, ließ mich auf ihren Knieen sitzen, richtete mir mit ihren Händen den Kopf in die Höhe, und forderte mich auf, sie anzusehen; dann lobte sie meine Augen, meinen Mund, meine Wangen, meinen Teint; ich erwiderte nichts, hielt die Augen gesenkt und gab mich unempfindlich allen diesen Liebkosungen hin. Schwester Therese hingegen war zerstreut und unruhig, ging auf und nieder, bald rechts bald links, betastete Alles, ohne eines einzigen Gegenstandes zu bedürfen, wußte nicht, was sie mit ihrer eigenen Person anfangen sollte, blickte durch das Fenster und glaubte an die Thür klopfen gehört zu haben, bis die Superiorin endlich zu ihr sagte: „Sainte-Therese, Du kannst gehen, wenn Du Dich langweilst.“ — „„Madame, ich langweile mich nicht.““ — „Ich habe indeß dieses Kind über tausend verschiedene Dinge zu befragen.“ — „„Ich glaube es.““ — „Ich will ihre vollständige Geschichte wissen; denn wie soll ich die Leiden, die man ihr bereitet hat, wieder gut machen, wenn ich sie nicht kenne? Sie soll mir dieselben erzählen, ohne das Geringste zu übergehen; ich bin überzeugt, es wird mir das Herz dabei bluten, und ich werde darüber weinen müssen; aber das schadet nicht: Sainte-Susanne, wann werde ich Alles erfahren?“ — „„„Sobald Sie befehlen, Madame.“““ — „Ich würde Dich sogleich darum bitten, wenn wir Zeit dazu hätten. Wie viel Uhr ist es?“... Schwester Therese antwortete: „„Madame, es ist fünf Uhr, und man wird bald zur Vesper läuten.““ — „Sie mag ihre Erzählung immer beginnen.“ — „„Aber, Madame, Sie hatten mir noch vor der Vesper einen Augenblick der Tröstung zugesagt. Ich bin von beunruhigenden Gedanken erfüllt und möchte Mama gern mein Herz eröffnen. Wenn ich zum Gottesdienste gehe, ohne dies gethan zu haben, werde ich nicht beten können, ich werde zerstreut sein.““ — „Nein, nein,“ sagte die Su-

periorin, „Du bist eine Närrin mit Deinen Ideen. Ich will darauf wetten, daß ich weiß, was es ist; wir werden morgen davon reden.“ — „„Ach! liebe Mutter,““ rief Schwester Therese, indem sie sich der Superiorin zu Füßen warf und in Thränen zerfloß, „„lassen Sie es gleich jetzt geschehen!““ — „„„Madame,“““ sagte ich zu der Superiorin, indem ich mich von ihren Knieen, auf denen ich noch immer saß, erhob, „„„bewilligen Sie meiner Schwester, was sie von Ihnen erbittet, und lassen Sie ihren Kummer nicht länger dauern; ich will mich entfernen; ich werde ja immer Zeit haben, der Theilnahme zu genügen, welche Sie mir so freundlich zuwenden; und wenn Sie meine Schwester Therese angehört haben werden, so wird dieselbe nicht ferner leiden.“““..... Ich machte eine Bewegung nach der Thür, um hinauszugehen; die Superiorin hielt mich mit einer Hand zurück, während Schwester Therese sich knieend der andern bemächtigt hatte, welche sie unter Thränen mit Küssen bedeckte, bis jene zu ihr sagte: „Aber in der That, Sainte-Therese, Du bist überaus unbequem mit Deinen Beunruhigungen; ich habe Dir's schon gesagt, das mißfällt mir, das belästigt mich, und ich will nicht belästigt sein.“ — „„Ich weiß es; allein ich bin nicht Herrin meiner Gefühle, ich möchte wohl, und doch kann ich nicht.““... Unterdessen hatte ich mich zurückgezogen und die junge Schwester mit der Superiorin allein gelassen. In der Kirche konnte ich es mir nicht versagen, sie anzusehen: immer noch waren Niedergeschlagenheit und Traurigkeit an ihr bemerklich, und da unsere Augen sich mehrmals begegneten, wollte es mir scheinen, als ob es ihr Mühe koste, meinen Blick auszuhalten. Die Superiorin aber war in ihrem Kirchenstuhle eingeschlafen. —

Der Gottesdienst war im Umsehen abgethan, und allem Anscheine nach war die Kirche gerade nicht diejenige Stätte des Hauses, an der es den Bewohnerinnen immer am besten gefiel. Man verließ sie mit der Eilfertigkeit und dem Geschwätz einer Schaar von Vögeln, die ihrem Gefängnisse entschlüpfen. Laufend, lachend und plaudernd vertheilten sich die Schwestern in die Gemächer ihrer Freundinnen. Die Superiorin verschloß sich in ihre Zelle, während Schwester Therese in der Thür der ihrigen stehen blieb und mich belauerte, als ob sie neugierig gewesen wäre, zu erfahren, was ich beginnen würde. Ich trat in meine Zelle, und Schwester Therese schloß ihre

Thür erst nach einer kleinen Weile, und zwar ganz leise. Mir kam der Gedanke, dieses junge Mädchen möchte wohl eifersüchtig auf mich sein, und fürchten, daß ich ihr den Platz rauben könnte, den sie in der Gunst der Superiorin und im vertrauten Verkehr mit derselben einnahm. Ich beobachtete sie mehrere Tage ununterbrochen, und als ich mich durch ihre kleinen Zornesausbrüche, ihre kindische Unruhe, ihre Beharrlichkeit, mir auf jedem Schritte zu folgen, mich zu beobachten, sich überall zwischen die Superiorin und mich zu drängen, unsere Unterhaltungen zu unterbrechen, meine Eigenschaften herabzusetzen und meine Fehler hervorzuheben, mehr aber noch durch ihre Bläſſe, ihren Schmerz, ihre Thränen, die Zerrüttung ihrer Gesundheit und selbst ihres Geistes in meinem Verdachte hinreichend bestärkt glaubte, suchte ich sie auf und sagte zu ihr: „Liebe Freundin, was ist Ihnen?" — Sie antwortete mir nicht; mein Besuch überraschte sie und setzte sie in Verwirrung; sie wußte weder, was sie sagen, noch was sie thun sollte. — „Sie lassen mir zu wenig Gerechtigkeit widerfahren; sagen Sie mir die Wahrheit: Sie fürchten, daß ich die Zuneigung mißbrauche, die unsere Mutter zu mir gefaßt hat, und daß ich Sie aus dem Herzen derselben verdränge. Beruhigen Sie sich, das liegt nicht in meinem Charakter. Wenn ich jemals so glücklich wäre, einige Herrschaft über ihren Geist zu erlangen..." — „„Sie werden jede haben, die Ihnen beliebt, denn sie liebt Sie und thut heute genau dasselbe für **Sie**, was sie im Anfange für **mich** gethan hat."" — „Nun wohl, so seien Sie überzeugt, daß ich mich des Vertrauens, das sie mir schenken wird, nur bedienen werde, um Sie noch beliebter zu machen." — „„Und wird denn das von Ihnen abhängen?"" — „Und warum sollte es nicht?" — Statt mir zu antworten, warf sie sich an meinen Hals und sagte seufzend: „„Es ist nicht Ihre Schuld, ich weiß es wohl, und ich sage es mir in jedem Augenblicke; aber versprechen Sie mir..."" — „Was soll ich Ihnen versprechen?" — „„Daß..."" — „Vollenden Sie doch! Ich will Alles thun, was von mir abhängen wird." — Sie zögerte, bedeckte ihre Augen mit den Händen und sagte dann mit so leiser Stimme, daß ich es kaum vernahm: „„Daß Sie die Superiorin so selten sehen wollen, wie es Ihnen irgend möglich ist..."" Dieses Ansinnen erschien mir so sonderbar, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr zu erwidern: „Und was liegt Ihnen daran, ob ich unsere

Superiorin häufig sehe, oder selten? Ich bin ja nicht ungehalten, wenn Sie dieselbe unaufhörlich sehen, und Sie haben kein Recht, ungehalten zu sein, wenn ich ein Gleiches thue. Genügt es denn nicht, daß ich Ihnen verspreche, weder Ihnen noch sonst Jemand bei ihr schaden zu wollen?" — Sie antwortete mir nur durch die Worte: „„Ich bin verloren!"" welche sie in schmerzlichem Tone aussprach, während sie mich gleichzeitig losließ und sich auf ihr Bett warf — „Verloren! Und weshalb? Aber Sie müssen mich ja für das boshafteste Geschöpf halten, das in der Welt zu finden ist!"

So weit waren wir gekommen, als die Superiorin eintrat. Sie hatte sich in meine Zelle begeben, mich daselbst nicht gefunden und fast das ganze Haus vergeblich durchlaufen, da es ihr nicht in den Sinn kam, daß ich bei Schwester Sainte-Therese sein könnte. Sobald sie dies durch die Nonnen erfahren hatte, die sie zu meiner Entdeckung ausgesandt, eilte sie herbei. In ihrem Blicke und auf ihrem Gesichte lag etwas Unruhe. Doch war ja ihre ganze Person so selten im Einklange! Sainte-Therese saß schweigend auf ihrem Bette, während ich stand. Ich sagte: „Liebe Mutter, ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich ohne Ihre Erlaubniß hierher gegangen bin." — „„Es ist wahr,"" erwiderte sie mir, „„besser wäre es gewesen, dieselbe vorher nachzusuchen."" — „Aber diese liebe Schwester hat mein Mitgefühl erregt; ich habe bemerkt, daß sie bekümmert ist." — „„Und worüber?"" — „Darf ich es Ihnen sagen? Und doch, warum sollte ich es Ihnen nicht sagen? Es ist ja nur ein Zartgefühl, welches ihrem Herzen so viel Ehre macht und in welchem sich ein so lebendiges Zeichen ihrer Anhänglichkeit für Sie ausdrückt. Ihre Zärtlichkeit ist durch die Beweise von Güte, die Sie mir gegeben haben, beunruhigt; sie fürchtet, ich könne in Ihrem Herzen den Vorzug vor ihr erhalten. Dieses Gefühl der Eifersucht, so ehrenwerth im Uebrigen, so natürlich und so schmeichelhaft für Sie, liebe Mutter, war, wie es mir scheinen wollte, quälend für meine Schwester geworden, und ich suchte sie eben zu beruhigen." — Nachdem sie mich angehört, nahm die Superiorin eine strenge und Achtung gebietende Miene an und sagte zu ihr: „„Schwester Therese, ich habe Sie geliebt und ich liebe Sie noch; ich habe mich nicht über Sie zu beklagen, und Sie sollen sich nicht über mich zu beklagen haben; aber ich kann diese ausschließlichen Ansprüche nicht dulden.

Machen Sie sich von denselben los, wenn Sie nicht wagen wollen, den ganzen Rest meiner Zuneigung zu Ihnen auszulöschen, und des Schicksales der Schwester Agathe eingedenk sind!"" ... Und gegen mich gewandt, erläuterte sie: „„Das ist jene große Brünette, die Sie im Chore mir gegenüber sehen."" (Denn ich hatte so wenig Bekanntschaften gemacht, ich war erst seit so kurzer Zeit im Hause und so sehr Neuling, daß ich noch nicht einmal sämmtliche Namen meiner Gefährtinnen wußte.) Sie fuhr fort: „„Ich liebte sie, als Schwester Therese hier eintrat und ich anfing, auch diese lieb zu haben. Sie wurde von derselben Unruhe geplagt, sie beging dieselben Thorheiten. Ich warnte sie, sie besserte sich nicht, und ich war genöthigt, mich zu strengen Maßnahmen zu entschließen, welche zu lange gedauert haben, und welche meinem Charakter zu sehr widerstreiten; denn Alle werden Ihnen sagen, daß ich gut bin, und daß ich immer nur mit widerwilligem Herzen strafe."" ... Darauf kehrte sie sich wieder zu Schwester Therese und fügte hinzu: „„Mein Kind, ich will nicht belästigt sein, ich habe es Ihnen schon gesagt; Sie kennen mich; zwingen Sie mich nicht, aus meinem eigenen Charakter herauszutreten."" ... Dann sagte sie zu mir, indem sie sich mit einer Hand auf meine Schulter stützte: „„Kommen Sie, Sainte-Susanne, begleiten Sie mich zurück."" Wir gingen. Schwester Therese wollte uns folgen, allein die Superiorin drehte den Kopf nachlässig über meine Schulter und herrschte sie an: „„Gehen Sie zurück in Ihre Zelle und verlassen Sie dieselbe nicht, bis ich es Ihnen erlaube."" ... Sie gehorchte, schloß mit Heftigkeit ihre Thür und ließ sich zu einigen Aeußerungen hinreißen, bei welchen die Superiorin vor Unwillen zitterte; ich weiß freilich nicht, weshalb, denn sie hatten keinen Sinn. Doch sah ich ihren Zorn und sagte zu ihr: „Wenn Sie einige Güte für mich haben, so verzeihen Sie meiner Schwester Therese; der Kopf ist ihr verwirrt, sie weiß nicht, was sie sagt, sie weiß nicht, was sie thut." — „„Ich soll ihr verzeihen? Das will ich wohl, aber was werden Sie mir geben?"" — „Ah, liebe Mutter, wäre ich so glücklich, etwas zu besitzen, was Ihnen gefiele und Sie besänftigen könnte?" — Sie schlug die Augen nieder, erröthete und seufzte; es war in der That, wie ein Liebhaber sich geberdet. Dann sagte sie, indem sie matt auf mich zurücksank, als ob sie ohnmächtig würde: „„Reichen Sie mir Ihre Stirn, damit ich sie küsse."" ... Ich beugte

mich nieder, und sie küßte mich auf die Stirn. Sobald seit dieser Zeit eine Nonne irgend einen Fehler begangen hatte, verwendete ich mich für sie, und war stets sicher, ihr durch irgend eine unschuldige Gunstbezeigung Verzeihung auszuwirken; es war immer ein Kuß auf die Stirn, auf den Hals, auf die Augen, auf die Wangen, auf den Mund, auf die Hände, auf die Brust oder auf die Arme, zumeist aber auf den Mund; denn sie fand, daß ich einen reinen Athem, weiße Zähne und frische, rosige Lippen hätte. Ich müßte in der That sehr schön sein, wenn ich nur den kleinsten Theil der Lobsprüche verdiente, die sie mir ertheilte. Sprach sie von meiner Stirn, so war sie weiß, glatt und von reizender Form, meine Augen waren glänzend, meine Wangen rosig und zart, meine Hände klein und fleischig, meine Brust wie Marmor und von bewundernswerther Form. Man konnte unmöglich schöner geformte und rundere Arme haben, keine Schwester hatte einen Nacken von so vollkommener und seltener Schönheit.... Doch ich weiß nicht mehr, was sie mir Alles sagte. Allerdings lag etwas Wahres in ihren Lobeserhebungen, und wenn ich auch Vieles von denselben strich, so that ich dies doch nicht mit Allem. Wenn sie mich bisweilen vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete, und zwar mit einem Ausdrucke des Wohlgefallens in ihren Mienen, wie ich ihn niemals bei einer andern Frau wahrgenommen hatte, dann sagte sie wohl: „Nein, es ist das größte Glück, daß Gott sie in die Einsamkeit gerufen hat, denn mit dieser Gestalt würde sie in der Welt so viel Männer rasend gemacht haben, wie ihr zu Gesicht gekommen wären, und sie würde sich sammt ihnen der Verdammniß Preis gegeben haben. Alles, was Gott thut, ist wohlgethan."

Inzwischen näherten wir uns ihrer Zelle, und ich schickte mich an, sie zu verlassen; doch sie faßte mich bei der Hand und sagte zu mir: „Es ist schon zu spät, um Ihre Geschichte von Sainte-Marie und von Longchamp zu beginnen, aber treten Sie ein, Sie sollen mir eine kleine Lection auf dem Claviere geben." Ich folgte ihr. In einem Augenblicke hatte sie das Clavier geöffnet, ein Notenbuch aufgeschlagen und einen Stuhl herangerückt; denn sie war lebhaft. Ich setzte mich. Sie meinte, es könnte mich frieren, löste deshalb von den Stühlen ein Kissen, welches sie vor mich auf den Fußboden legte, bückte sich und faßte meine beiden Füße, um sie darauf zu setzen, dann stellte sie sich hinter meinen Stuhl und stützte sich auf

die Rücklehne. Anfangs schlug ich bloße Accorde an, dann spielte ich mehrere Stücke von Couperin, von Rameau und Scarlatti. Währenddeß hatte sie einen Zipfel meines Halstuches aufgehoben: ihre Hand lag auf meiner nackten Schulter, und ihre Fingerspitzen ruhten auf meiner Brust. Sie seufzte, sie schien beklommen, ihr Athem wurde schwer, die Hand, die sie auf meiner Schulter hielt, drückte dieselbe anfänglich stark, später gar nicht mehr, als ob sie ohne Kraft und ohne Leben sei, und ihr Kopf sank auf den meinigen. — Fürwahr, dieses närrische Wesen war von einer unglaublichen Empfindsamkeit und besaß die lebhafteste Neigung für die Musik; ich habe niemals Jemand gekannt, auf den dieselbe so sonderbare Wirkungen hervorgebracht hätte.

So unterhielten wir uns auf eine eben so einfache wie angenehme Weise, als plötzlich die Thür mit Heftigkeit aufgerissen wurde. Ich empfand einen heftigen Schreck, und die Superiorin desgleichen. Es war die närrische Sainte-Therese: ihre Kleidung befand sich in Unordnung, ihre Augen waren getrübt, ihr Blick überlief uns Beide mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und ihre Lippen bebten dergestalt, daß sie nicht sprechen konnte. Bald kam sie jedoch wieder zu sich und warf sich der Superiorin zu Füßen; ich vereinigte meine Bitte mit der ihrigen und bewirkte ihr nochmals Verzeihung; aber die Superiorin erklärte ihr auf das bestimmteste, daß es das letzte Mal wäre, wenigstens für Vergehen dieser Art, und damit zogen wir uns Beide zugleich zurück.

Während wir unsere Zellen aufsuchten, sagte ich zu ihr: „Liebe Schwester, nehmen Sie sich in Acht, Sie werden unsere Mutter ernstlich erzürnen. Zwar werde ich Sie nicht im Stiche lassen; allein Sie werden auf solche Weise meinen Einfluß bei ihr zuletzt abnutzen, und ich würde in Verzweiflung sein, wenn ich weder für Sie noch für eine Andere ferner etwas ausrichten könnte. Aber sagen Sie mir, was geht eigentlich in Ihrem Kopfe vor?" — Keine Antwort. — „Was fürchten Sie von mir?" — Keine Antwort. — „Kann uns denn unsere Mutter nicht Beide gleichmäßig lieben?" — „„Nein, nein!"" erwiderte sie mit Heftigkeit: „„Das ist nicht möglich; bald werde ich ihr zuwider sein und aus Schmerz darüber sterben. Oh! warum sind Sie hierher gekommen? Ich bin überzeugt, Sie werden hier nicht lange glücklich sein, und ich werde auf

immer elend sein.‟‟ — „Es ist ein großes Unglück,‟ sagte ich zu ihr, „das Wohlwollen seiner Superiorin verloren zu haben, ich weiß es; aber ich kenne ein noch größeres, und dieses besteht darin, einen solchen Verlust verdient zu haben; doch Sie haben sich ja nichts vorzuwerfen.‟ — „„Oh! wollte Gott!‟‟ — „Wenn Sie sich in Ihrem eigenen Innern eines Vergehens anklagen, so müssen Sie dasselbe wieder gut machen, und das sicherste Mittel zu diesem Zwecke ist, die Strafe dafür geduldig zu ertragen.‟ — „„Ich kann nicht, ich kann nicht! und sodann steht es ihr zu, mich dafür zu bestrafen?‟‟ — „Ihr, Schwester Therese, gerade ihr! Redet man so von seiner Superiorin? Das ist nicht gut; Sie vergessen sich. Ich bin überzeugt, daß dieses Vergehen viel schwerer ist als irgend eines, das Sie sich vorwerfen.‟ — „„Oh! wollte Gott!...‟‟ Und wir trennten uns, — sie, um sich in ihrer Zelle dem Schmerz zu überlassen, ich, um in der meinigen über die Wunderlichkeit der Weiberköpfe zu träumen. Aber das ist die Wirkung der Einsamkeit. Der Mensch ist für die Gesellschaft geboren: trennet ihn von derselben, vereinsamet ihn, und seine Ideen werden unter sich selbst in Zwiespalt gerathen, tausend lächerliche Regungen werden in seinem Herzen erwachen, und in seinem Geiste werden thörichte Gedanken aufkeimen, gleich den Brombeersträuchern auf unbebautem Boden. Versetzt einen Menschen in den Wald, und er wird daselbst wild und grausam werden; versetzt ihn in ein Kloster, wo der Begriff der Nothwendigkeit sich mit dem der Knechtschaft verbindet, und es wird noch schlimmer um ihn stehen. Einen Wald kann man wieder verlassen, das Kloster verläßt man nicht wieder; man ist frei im Walde, aber Sclave im Kloster. Es bedarf vielleicht einer noch größeren Seelenkraft, um der Einsamkeit zu widerstehen, als dem Elende: das Elend erniedrigt den Menschen, die Einsamkeit verderbt ihn. Was ist vorzuziehen: ein Leben in Verworfenheit oder ein Leben in Narrheit? Ich möchte die Entscheidung dieser Frage nicht übernehmen; aber man muß beide fliehen.

Von Tage zu Tage konnte ich bemerken, wie die Zärtlichkeit der Superiorin für mich wuchs. Beständig war ich in ihrer Zelle, oder sie in der meinigen; bei der geringsten Unpäßlichkeit verordnete sie mir die Krankenstube, dispensirte sie mich vom Gottesdienste, schickte mich frühzeitig zu Bette oder untersagte mir das Morgengebet. Im Chore, im Refectorium, bei der Erholung, überall fand sie die

Möglichkeit, mir Freundschaftszeichen zu geben. Kam zum Beispiel im Chore ein Vers vor, der eine liebevolle und zärtliche Empfindung ausdrückte, so richtete sie ihn in ihrem Gesange an mich, oder sie blickte mich an, wenn er von einer Andern gesungen wurde; im Refectorium sandte sie mir immer etwas von den auserlesenen Speisen, die man ihr vorsetzte; während der Erholung legte sie ihren Arm um meinen Leib und sagte mir die angenehmsten und verbindlichsten Dinge. Kein Geschenk ward ihr gemacht, das sie nicht mit mir getheilt hätte: Chocolade, Zucker, Kaffee, Liqueure, Wäsche, Tücher und was es immer sein mochte; sie hatte ihre Zelle von Kupferstichen, Geräthen, Möbeln und unzähligen angenehmen und der Bequemlichkeit dienenden Gegenständen entblößt, um die meinige mit denselben zu schmücken, ja, ich konnte mich kaum auf einen Augenblick aus meiner Zelle entfernen, ohne mich bei meiner Rückkehr durch einige Geschenke bereichert zu finden. Ich begab mich bei einer ähnlichen Veranlassung zu ihr, um ihr dafür zu danken, und sie empfand eine unaussprechliche Freude darüber, umarmte, liebkoste mich, nahm mich auf ihren Schooß, unterhielt mich von den geheimsten Angelegenheiten des Hauses, und versprach sich, dafern ich sie nur liebte, ein tausendmal glücklicheres Leben, als sie in der Welt geführt haben würde. Dann hielt sie inne, blickte mich mit Augen voll Rührung an, und fragte mich: „Schwester Susanne, lieben Sie mich?" — „„Und wie sollte ich es anfangen, Sie nicht zu lieben? Ich müßte ja ein höchst undankbares Herz haben."" — „Das ist allerdings wahr." — „„Sie besitzen so viel Güte."" — „Sagen Sie vielmehr Zuneigung zu Ihnen..." Und indem sie diese Worte aussprach, schlug sie die Augen nieder; die Hand, mit der sie mich umschlungen hielt, drückte mich stärker; die andere, welche sie auf mein Knie gestützt hatte, preßte heftiger; sie zog mich auf sich, und mein Gesicht lag nunmehr auf dem ihrigen; sie seufzte, sank in ihren Lehnstuhl zurück und zitterte. Man hätte glauben sollen, daß sie mir etwas anzuvertrauen hatte, daß sie es aber nicht wagte. Sie vergoß Thränen, und sagte dann zu mir: „Ach, Schwester Susanne, Sie lieben mich nicht!" — „„Ich liebe Sie nicht, liebe Mutter?!"" — „Nein." — „„So sagen Sie mir, was ich thun muß, um es Ihnen zu beweisen."" — „Sie müßten es errathen." — „„Ich suche vergeblich, ich kann es nicht errathen."" — Unterdessen hatte sie ihr

Halstuch aufgehoben und eine meiner Hände auf ihre Brust gelegt; sie schwieg und ich schwieg ebenfalls, während sie das größte Vergnügen zu empfinden schien. Dann forderte sie mich auf, ihr die Stirn, die Wangen, die Augen und den Mund zu küssen; und ich gehorchte ihr, denn ich glaube nicht, daß etwas Böses darin lag. Ihr Vergnügen nahm indeß zu, und da mir nichts erwünschter war, als auf eine unschuldige Weise ihr Glück erhöhen zu können, so küßte ich ihr von Neuem die Stirn, die Wangen und den Mund. Die Hand, welche sie auf mein Knie gelegt hatte, fuhr über alle meine Kleider hin, von meinen Fußspitzen bis zu meinem Gürtel, wobei sie mich bald an der einen, bald an der andern Stelle drückte; mit veränderter und dumpfer Stimme ermunterte sie mich stammelnd, meine Liebkosungen zu verdoppeln, und ich verdoppelte dieselben. Endlich kam ein Augenblick, in welchem sie — ich weiß nicht, ob vor Vergnügen, ob vor Qual — bleich wurde wie der Tod: ihre Augen schlossen sich, ihr ganzer Körper streckte sich unter einer heftigen Bewegung aus; ihre Lippen waren zuerst zusammengepreßt und wie von einem leichten Schaume befeuchtet, dann öffnete sich ihr Mund etwas, sie stieß einen tiefen Seufzer aus, und es schien mir, als wäre sie im Begriff zu sterben. Ich sprang plötzlich auf, und in der Meinung, sie befände sich ernstlich unwohl, wollte ich hinauseilen, um Hilfe herbeizurufen. Doch sie öffnete matt die Augen zur Hälfte und sagte mit erloschener Stimme zu mir: „Närrchen! es ist ja nichts; was wollen Sie thun! Bleiben Sie...." Ich starrte sie mit verdutzten Augen an, und wußte nicht, ob ich gehen oder bleiben sollte. Sie öffnete abermals die Augen, konnte aber kein Wort mehr hervorbringen und gab mir nur durch ein Zeichen zu verstehen, ich möchte näher kommen und mich wieder auf ihren Schooß setzen. Ich weiß nicht, was in mir vorging: ich scheute mich, ich zitterte, das Herz klopfte mir, ich athmete nur mit Anstrengung, ich zitterte, verwirrt, beklommen und voll Unruhe, ich hatte Furcht; es schien mir, als wollten die Kräfte mich verlassen und als müßte ich ohnmächtig niedersinken, ohne daß ich jedoch behaupten könnte, dasjenige, was ich damals empfand, sei etwas wirklich Qualvolles gewesen. Ich trat wieder zu ihr; sie machte mir wiederholt ein Zeichen mit der Hand, ich möchte mich auf ihren Schooß setzen, und ich that es. Sie war anzusehen wie eine Todte, und ich, als

ob ich sterben wollte. In diesem seltsamen Zustande blieben wir ziemlich lange. Wäre zufällig irgend eine Nonne hinzugekommen, sie wäre sicherlich gewaltig erschrocken, sie hätte sich einbilden müssen, daß wir entweder plötzlich erkrankt oder daß wir eingeschlafen wären. Die gute Superiorin — denn es ist unmöglich, so gefühlvoll und nicht zugleich gut zu sein — schien mir indeß wieder zu sich zu kommen. Zwar lag sie immer noch zurückgesunken in ihrem Lehnstuhle, und ihre Augen waren immer noch geschlossen, allein ihr Gesicht hatte sich durch die schönsten Farben belebt: sie faßte eine meiner Hände, welche sie an ihre Lippen zog, und ich sagte zu ihr: „„Ach! liebe Mutter, Sie haben mich recht geängstigt““.... Sie lächelte sanft, ohne die Augen zu öffnen. „„Aber haben Sie denn nicht gelitten?““ — „Nein.“ — „„Ich habe es geglaubt.““ — „Das gute Närrchen! Ach, die liebe Unschuld! wie sie mir gefällt!“.... Bei diesen Worten richtete sie sich auf, setzte sich in ihrem Stuhle wieder zurecht, umfaßte mich mit beiden Armen; und küßte mich mit großer Kraft auf die Wangen dann fragte sie mich: „Wie alt sind Sie?“ — „„Ich zähle noch nicht zwanzig Jahre.““ — „Das ist unbegreiflich.“ — „„Liebe Mutter, es ist vollkommen wahr.““ — „Ich will Ihr ganzes Leben kennen lernen; Sie werden es mir erzählen?“ — „„Ja, liebe Mutter.““ — „Ganz?“ — „„Ganz.““ — „Aber es könnte Jemand kommen; wir wollen uns an das Clavier setzen: Sie sollen mir Unterricht geben.“... Wir setzen uns an das Instrument; aber ich weiß nicht, wie es kam, mir zitterten die Hände, auf dem Blatte zeigte sich mir nur ein verworrener Haufe von Noten, und ich konnte durchaus nicht spielen. Als ich es ihr sagte, begann sie zu lachen und nahm meinen Platz ein; allein mit ihr stand es noch schlimmer: sie vermochte kaum, ihre Arme aufzuheben. „Mein Kind,“ sagte sie zu mir, „ich sehe, daß Du eben so wenig im Stande bist, mich zu unterweisen, wie ich, zu lernen; ich bin etwas ermüdet und muß ausruhen; lebe wohl. Morgen will ohne ferneren Aufschub Alles wissen, was sich in dieser lieben kleinen Seele zugetragen hat; lebe wohl.“... Wenn ich sonst von ihr ging, begleitete sie mich bis vor ihre Thür und folgte mir mit den Augen durch die ganze Länge des Corridors bis an die meinige; dann warf sie mir noch mit der Hand einen Kuß zu, und zog sich nicht eher zurück, als bis ich in

mein Gemach eingetreten war. Diesmal erhob sie sich nur mit genauer Noth, und Alles, was sie thun konnte, war, daß sie sich zu dem Lehnstuhle schleppte, welcher neben ihrem Bette stand; sie ließ sich nieder, neigte den Kopf auf ihr Kopfkissen und warf mir mit der Hand den Kuß zu: ihre Augen schlossen sich, und ich ging.

Meine Zelle lag der Zelle Sainte-Theresens beinahe gegenüber. Die ihrige stand offen; sie erwartete mich, hielt mich an und sagte zu mir: „Ah! Sainte-Susanne, Sie kommen von unserer Mutter?" — „„Ja,"" erwiderte ich. — „Sie sind lange bei ihr geblieben?" — „„So lange, wie sie es verlangt hat."" — „Das verträgt sich nicht mit dem, was Sie mir versprochen hatten." — „„Ich habe Ihnen nichts versprochen."" — „Würden Sie den Muth haben, mir zu sagen, was Sie dort gethan haben?" — Obgleich mein Gewissen mir durchaus keinen Vorwurf machte, so muß ich Ihnen doch gestehen, Herr Marquis, daß ihre Frage mich in Verwirrung setzte; sie bemerkte es, wurde dringender, und ich antwortete ihr: „„Liebe Schwester, Sie würden meinen Worten vielleicht keinen Glauben schenken; aber Sie werden vielleicht unserer lieben Mutter glauben, und ich will dieselbe bitten, Sie davon zu unterrichten."" — „Meine liebe Sainte-Susanne," fiel sie mit Lebhaftigkeit ein, „hüten Sie sich ja davor! Sie wollen mich doch nicht unglücklich machen, und sie würde es mir niemals verzeihen; Sie kennen sie noch nicht: sie ist im Stande, von der weichsten Empfindung zur wildesten Grausamkeit überzugehen, und ich weiß nicht, was dann aus mir werden würde. Versprechen Sie mir, ihr nichts wiederzusagen." — „„Sie wünschen es?"" — „Ich bitte Sie auf meinen Knieen darum. Ich bin voller Verzweiflung, aber ich sehe wohl ein, daß ich einen Entschluß fassen muß; und ich werde ihn fassen. Versprechen Sie mir nur, ihr nichts zu sagen..." — Ich hob sie auf und gab ihr mein Wort; sie verließ sich auf dasselbe, und hatte recht, mir zu trauen. Darauf verschlossen wir uns wieder in unsere Zellen.

In mein Zimmer zurückgekehrt, versank ich in Träumereien; ich wollte beten und konnte nicht; ich versuchte mich zu beschäftigen, nahm eine Arbeit vor, warf dieselbe wieder auf die Seite, und begann eine andere, um auch diese bald wieder mit einer dritten zu vertauschen; meine Hände hielten mitten in der Beschäftigung wie

von selbst inne, und ich war wie geistesschwach; niemals hatte ich etwas Aehnliches an mir erfahren. Die Augen fielen mir zu, und ich sank in einen kurzen Schlummer, obgleich ich sonst niemals am Tage schlafe. Als ich wieder erwacht war, fragte ich mich, was denn eigentlich zwischen der Superiorin und mir vorgegangen wäre; ich prüfte mich, und ich glaubte bei wiederholter Prüfung dunkel zu erkennen,... aber das waren so unbestimmte, so närrische, so lächerliche Vorstellungen, daß ich sie weit von mir wies. Das Resultat meiner Betrachtungen war der Gedanke, es möchte vielleicht eine Krankheit sein, welcher sie unterworfen wäre; und daran schloß sich der andere Gedanke, diese Krankheit könnte wohl gar ansteckend sein, Sainte-Therese wäre schon von ihr ergriffen, und mich würde sie gleichfalls ergreifen.

Am folgenden Tage sagte unsere Superiorin nach dem Frühgottesdienste zu mir: „Sainte-Susanne, heute endlich hoffe ich, Alles zu erfahren, was Ihnen begegnet ist; kommen Sie..." Ich ging mit ihr. Sie wies mir meinen Platz in dem Lehnstuhle neben ihrem Bette an und setzte sich selbst auf einen etwas niedrigeren Stuhl; ich ragte um ein Weniges über sie hinweg, weil ich größer bin, und weil mein Sitz höher war. Sie saß mir so nahe, daß meine beiden Kniee zwischen die ihrigen geklemmt waren, während sie sich mit dem Ellbogen auf ihr Bett stützte. Nach einem kurzen Schweigen sagte ich: „„Obgleich ich noch sehr jung bin, habe ich doch schon viel erduldet; es werden bald zwanzig Jahre sein, daß ich auf der Welt bin, und zwanzig Jahre, daß ich leide. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen Alles erzählen kann, ob Sie die Geduld haben werden, Alles anzuhören: Leiden im Hause meiner Eltern, Leiden im Kloster Sainte-Marie, Leiden im Kloster Longchamp, überall Leiden. Womit soll ich den Anfang machen, liebe Mutter?"" — „Mit den ersten." — „„Aber, liebe Mutter,"" sagte ich zu ihr, „„das wird sehr lang und sehr traurig sein, und ich möchte Sie nicht gern so lange betrüben."" — „Fürchte nichts; ich weine gern: es ist ein köstlicher Zustand für eine zartfühlende Seele, Thränen zu vergießen, und Du mußt ja auch gern weinen. Du wirst meine Thränen trocknen, ich werde die Deinigen trocknen, und vielleicht werden wir mitten in der Erzählung von Deinen Leiden glücklich sein; wer weiß, wie weit uns die Rührung führen kann?..." Und während sie diese

letzten Worte sprach, betrachtete sie mich mit schon feuchten Augen von oben bis unten; sie faßte meine beiden Hände und rückte mir noch näher, dergestalt, daß wir uns gegenseitig berührten. „Erzähle, mein Kind," sagte sie, „ich warte darauf; ich fühle die lebhafteste Neigung, mich der Rührung hinzugeben, und ich glaube nicht, daß ich einen Tag in meinem ganzen Leben hatte, an welchem ich mitleidsvoller und liebreicher gestimmt war..." Ich begann also meine Erzählung ungefähr so, wie ich sie Ihnen hier niedergeschrieben habe; aber ich bin unfähig, Ihnen die Wirkung zu schildern, welche dieselbe auf sie hervorbrachte: die Seufzer, die sie ausstieß, die Thränen, die sie vergoß, die Zeichen des Unwillens, die sie gegen meine grausamen Eltern, gegen die abscheulichen Nonnen von Sainte-Marie und gegen die von Longchamp an den Tag legte! Es sollte mir tief leid thun, wenn ihnen auch nur der kleinste Theil der Uebel widerführe, die sie ihnen anwünschte, denn ich möchte auch meinem grausamsten Feinde kein Haar krümmen. Von Zeit zu Zeit unterbrach sie mich, stand auf, ging auf und nieder und setzte sich dann wieder an ihren Platz; ein anderes Mal erhob sie die Augen und die Hände zum Himmel, und verbarg dann ihren Kopf zwischen meinen Knieen. Als ich ihr die Scenen meiner Einkerkerung, des an mir vollzogenen Exorcismus und meiner Kirchenbuße schilderte, stieß sie fast ein lautes Geschrei aus. Als ich zu Ende war, schwieg ich, und sie verharrte einige Zeit, den Körper über ihr Bett gebeugt, das Gesicht in ihre Decke verborgen und die Arme über ihrem Kopfe ausgestreckt. Endlich sagte ich zu ihr: „„Liebe Mutter, ich bitte Sie um Verzeihung für all' das Leid, das ich Ihnen verursacht habe; ich hatte es Ihnen wohl vorhergesagt, aber Sie selber haben es so gewollt,..""" worauf sie nur erwiderte: „Die boshaften Geschöpfe! die abscheulichen Geschöpfe! Nur in den Klöstern ist es möglich, daß jedes menschliche Gefühl bis auf diesen Punkt erlösche. Sobald einmal der Haß beginnt, sich mit der gewöhnlichen übeln Laune zu verbinden, läßt sich gar nicht mehr ermessen, wie weit er treiben kann. Glücklicher Weise bin ich sanft; ich liebe alle meine Nonnen, und da sie sämmtlich, die einen mehr, die anderen weniger, etwas von meinem Chara.ter angenommen haben, so lieben sie sich auch alle untereinander. Aber wie hat nur diese schwächliche Gesundheit so vielen Qualen widerstehen können? Wie sind nur alle diese kleinen Gliedmaßen nicht

zerbrochen worden? Wie ist nur diese ganze zarte Maschine nicht zerstört worden? Wie ist nur der Glanz dieser Augen nicht in den Thränen erloschen? Die Grausamen! diese Arme mit Stricken zu knebeln!“.... und sie nahm meine Arme und küßte sie;.... „diese Augen in Thränen zu ertränken!“.... und sie küßte sie;.... „diesem Munde Klagen und Seufzer zu entreißen!“.... und sie küßte ihn;.... „dieses reizende und heitere Gesicht zu unaufhörlicher Trübsal zu verurtheilen!“.... und sie küßte es;.... „die Rosen dieser Wangen zum Welken zu bringen!“.... und sie streichelte sie mit der Hand und küßte sie;.... „diesen Kopf zu verunzieren! dieses Haar auszuraufen! diese Stirn mit Sorgen zu belasten!“.... und sie küßte meinen Kopf, meine Stirn und mein Haar;.... „den Muth zu haben, um diesen Hals einen Strick zu legen, und diese Schultern mit scharfen Spitzen zu zerreißen!“.... und sie entfernte mein Halstuch und mein Kopfzeug; sie öffnete zur Hälfte den oberen Theil meines Kleides; mein Haar fiel zerstreut auf meine unbedeckten Schultern; meine Brust war halb entblößt, und ihre Küsse verbreiteten sich über meinen Hals, über meine unbedeckten Schultern und über meine halb entblößte Brust. Ich merkte an dem Zittern, welches sie ergriff, an der Verworrenheit ihrer Rede, an dem Umherirren ihrer Augen und ihrer Hände, an ihrem Knie, an dem Feuer, mit dem sie sich an mich drängte, und an der Heftigkeit, mit der ihre Arme mich umschlangen, daß ihre Krankheit nicht säumen würde, sie wieder zu überfallen. Ich weiß nicht, was in mir vorging; aber ich fühlte mich von einem Entsetzen, einem Zittern und einer Schwäche ergriffen, welche mich in dem Verdachte, der mir gekommen war, bestärkten, daß ihr Uebel ansteckend sei, und ich sagte zu ihr: „„Liebe Mutter, sehen Sie, in welche Unordnung Sie mich versetzt haben! Wenn Jemand käme...““ — „Bleibe, bleibe,“ sagte sie mit gepreßter Stimme, „man wird nicht kommen....“ Gleichwohl machte ich eine Anstrengung, um mich zu erheben, und mich von ihr loszureißen, und sagte: „„Liebe Mutter, sehen Sie sich vor, das ist Ihr Uebel, welches Sie gleich ergreifen wird. Gestatten Sie, daß ich mich entferne....““ Ich wollte mich entfernen; ich wollte es, das ist gewiß; allein ich konnte es nicht. Ich fühlte nicht die geringste Kraft in mir, und meine Kniee versagten mir den Dienst. Sie saß; ich stand; sie zog mich an sich, und da ich auf sie zu fallen und sie zu

verletzen fürchtete, so setzte ich mich auf den Rand ihres Bettes und sagte zu ihr: „„Liebe Mutter, ich weiß nicht, was mir fehlt, aber ich fühle mich unwohl."" — „Und ich auch," sagte sie, „aber ruhe einen Augenblick aus, es wird vorübergehen, es wird nichts zu bedeuten haben...." In der That, meine Superiorin wurde wieder ruhiger, und ich auch. Wir waren Beide niedergeschlagen; ich hatte den Kopf auf ihr Kopfkissen geneigt, während ihr Kopf auf einem meiner Knie und die Stirn auf der einen meiner Hände ruhte. In diesem Zustande blieben wir einige Zeit. Ich weiß nicht, was sie dachte; was mich betrifft, so dachte ich an gar nichts; ich konnte nicht denken, denn ich war von einer mein ganzes Wesen einnehmenden Schwäche befallen. Das Schweigen, welches wir beobachteten, wurde zuerst von der Superiorin unterbrochen, indem dieselbe zu mir sagte: „Susanne, aus dem, was Sie mir von ihrer ersten Superiorin gesagt haben, scheint es mir, daß sie Ihnen sehr theuer gewesen ist." — „„Ueberaus."" — „Sie liebte Sie nicht mehr als ich, aber sie wurde von Ihnen mehr geliebt.... Sie antworten mir nicht?" — „„Ich war unglücklich, und sie linderte meine Leiden."" — „Woher rührt aber eigentlich ihr Widerwille gegen das Klosterleben? Susanne, Sie haben mir nicht Alles gesagt." — „„Bitte um Vergebung, Madame."" — „Was! Liebenswürdig wie Sie sind,... denn, mein Kind, Sie sind es in hohem Grade, Sie wissen selber nicht, wie sehr,... es ist unmöglich, daß Niemand es Ihnen gesagt habe." — „„Man hat es mir gesagt!" — „Und derjenige, welcher es Ihnen sagte, mißfiel Ihnen nicht?" — „„Nein."" — „Und Sie haben eine Neigung für ihn gefaßt?" — „„Durchaus nicht."" — „Was! Ihr Herz hätte niemals etwas gefühlt?" — „„Niemals."" — „Wie! es wäre also keine heimliche oder von Ihren Eltern mißbilligte Leidenschaft, die Sie mit Abneigung gegen das Kloster erfüllt hat? Vertrauen Sie mir das; ich bin nachsichtig." — „„Ich habe Ihnen in dieser Hinsicht nichts anzuvertrauen, liebe Mutter."" — „Aber, noch einmal, woher rührt Ihr Widerwille gegen das Klosterleben?" — „„Von diesem Leben selbst. Ich hasse seine Pflichten, seine Beschäftigungen, seine Einsamkeit, seinen Zwang; es scheint mir, daß ich zu etwas Anderem berufen bin."" — „Aber woran erkennen Sie das?" — „„An der Langeweile, welche mich übermannt; ich langweile mich."" — „Auch hier?" — „„Ja, liebe

Mutter, auch hier, trotz aller Güte, die Sie für mich haben."" — „Fühlen Sie denn in sich selbst gewisse Regungen, gewisse Begierden?" — „„Keine."" — „Ich glaube es, denn Sie scheinen mir einen ziemlich ruhigen Charakter zu besitzen." — „„Ziemlich."" — „Einen kalten sogar." — „„Ich weiß nicht."" — „Sie kennen die Welt nicht?" — „„Ich kenne sie wenig."" — „Welchen Reiz kann sie denn für Sie haben?" — „„Das ist mir nicht völlig klar; sie muß indeß einen solchen haben."" — „Ist es die Freiheit, welche Sie bedauern?" — „„Das ist es, und vielleicht noch vieles Andere."" — „Und dieses Andere, was ist es? Liebe Freundin, reden Sie offenherzig zu mir: möchten Sie verheirathet sein?" — „„Es wäre mir lieber, als zu sein, was ich bin; das ist gewiß."" — „Weshalb dieser Vorzug?" — „„Ich weiß es nicht."" — „Sie wissen es nicht? Nun, sagen Sie mir, welchen Eindruck macht die Gegenwart eines Mannes auf Sie?" — „„Keinen. Wenn er geistvoll ist und gut spricht, so höre ich ihm mit Vergnügen zu; wenn er ein schönes Gesicht hat, so fällt er mir auf."" — „Und Ihr Herz bleibt ruhig?" — „„Bis jetzt ist es ohne Erregung geblieben."" — „Wie! wenn sie ihre feurigen Blicke in Ihre Augen senkten, auch dann haben Sie nichts empfunden?" — „„Bisweilen eine gewisse Verlegenheit; sie nöthigten mich die Augen niederzuschlagen."" — „Und ohne alle Unruhe?" — „„Ohne Unruhe."" — „Und Ihre Sinne sagten Ihnen gar nichts?" — „„Ich weiß nicht, was das heißt: die Sprache der Sinne."" — „Und doch haben sie eine." — „„Es ist möglich."" — „Und sie kennen sie nicht?" — „„Durchaus nicht!"" — „Was! Sie... Es ist eine gar süße Sprache. Möchten Sie dieselbe kennen lernen?" — „„Nein, liebe Mutter; wozu sollte mir das dienen?"" — „Ihre Langeweile zu zerstreuen." — „„Vielleicht auch, sie zu vermehren. Und dann, was bedeutet diese Sprache der Sinne ohne Gegenstand?"" — „Wenn man spricht, spricht man immer zu Jemandem; das ist ohne Zweifel besser, als sich ganz allein zu unterhalten, obgleich auch dies nicht gänzlich des Vergnügens entbehrt." — „„Das ist mir vollkommen unverständlich."" — „Wenn Du nur wolltest, liebes Kind, dann würde ich mich Dir verständlicher machen." — „„Nein, liebe Mutter, nein. Ich weiß nichts, und ich will auch lieber nichts wissen, als Kenntnisse erwerben, die mich vielleicht noch beklagenswerther machen würden, als ich

gegenwärtig bin; ich habe keine Wünsche, und will auch keine suchen, da ich sie ja doch nicht befriedigen könnte."" — „Und weshalb könntest Du es nicht?" — „„Und wie sollte ich es können?"" — „Wie ich." — „„Wie Sie! Aber es ist ja Niemand in diesem Hause."" — „Ich bin hier, liebe Freundin, und Du bist hier." — „„Nun gut! Aber was bin ich Ihnen? Was sind Sie mir?"" — „Wie unschuldig sie ist!" — „„Oh! es ist wahr, liebe Mutter, ich bin sehr unschuldig, und ich wollte lieber sterben, als aufhören, es zu sein..."" Ich weiß nicht, was in diesen letzten Worten Verletzendes für sie liegen konnte, aber sie bewirkten eine plötzliche Veränderung in ihrem Gesichte; sie wurde ernsthaft, ja verlegen, und ihre Hand, die sie auf mein Knie gelegt hatte, hörte zunächst auf, dasselbe zu drücken, und zog sich dann ganz zurück. Sie hielt ihre Augen niedergeschlagen. Ich sagte zu ihr: „„Meine liebe Mutter, was ist mir denn begegnet? Sollte mir etwas entschlüpft sein, was Sie beleidigt hätte? Verzeihen Sie mir. Ich bediene mich der Freiheit, die Sie mir gestattet haben; ich bedenke nichts von Allem, was ich Ihnen zu sagen habe, und wenn ich es wirklich studiren wollte, so würde ich es doch nicht anders sagen, vielleicht nur schlechter. Die Dinge, von denen wir uns unterhalten, sind mir ja so fremd! Verzeihen Sie mir...."" Und indem ich diese letzten Worte sprach, schlang ich meine beiden Arme um ihren Hals und legte meinen Kopf auf ihre Schulter. Sie umschlang mich gleichfalls mit beiden Armen und drückte mich zärtlich. So verharrten wir einige Augenblicke; dann gewann sie ihre frühere Zärtlichkeit und Heiterkeit wieder und fragte mich: „Susanne, schlafen Sie gut?" — „„Sehr gut,"" antwortete ich ihr, „„besonders seit einiger Zeit."" — „Schlafen Sie gleich ein?" — „„So ziemlich immer."" — „Aber wenn Sie nicht gleich einschlafen, woran denken Sie dann?" — „„An mein vergangenes Leben, oder an das, welches ich vor mir habe, oder ich bete zu Gott, oder ich weine;... was weiß ich?"" — „Und des Morgens, wenn Sie frühzeitig erwachen?" — „„Dann stehe ich auf."" — „Sogleich?" — „„Sogleich."" — „Sie lieben es also nicht, zu träumen? — „„Nein."" — „Oder noch etwas auf Ihrem Kopfkissen auszuruhen?" — „„Nein."" — „Und die angenehme Wärme des Bettes noch länger zu genießen?" — „„Nein."" — „Niemals...?" Sie hielt bei diesem Worte inne,

und sie that wohl daran; denn was sie fragen wollte, war nicht hübsch, und vielleicht thue ich noch weit übler daran, es auszusprechen, allein ich habe mir vorgenommen, nichts zu verheimlichen:... „Niemals haben Sie sich versucht gefühlt, mit Wohlgefallen zu betrachten, wie schön Sie sind?" — „„Nein, liebe Mutter. Ich weiß nicht, ob ich so schön bin, wie Sie sagen, und sodann, selbst wenn ich es wäre: man ist ja nur für die Anderen schön, und nicht für sich."" — Ich weiß kaum, was wir noch sprachen, als man ihr die Meldung brachte, daß Jemand sie in das Sprechzimmer bitten lasse. Es schien mir, als ob der Besuch ihr ungelegen käme, als ob sie es vorgezogen haben würde, die Plauderei mit mir fortzusetzen, obschon unser Gespräch eben nicht des Bedauerns werth war; wir trennten uns indeß.

Niemals war die Klostergemeinde glücklicher gewesen, als seitdem ich in dieselbe eingetreten war. Die Superiorin schien die Ungleichheit ihres Charakters verloren zu haben, und man pflegte zu sagen, ich hätte sie gebannt. Sie gab sogar zu meinen Gunsten mehrere Erholungstage und was man Feste nennt. An solchen Tagen ist der Tisch etwas besser bestellt als gewöhnlich, der Gottesdienst ist kürzer, und die ganze übrige Zeit ist der Erholung freigegeben. Doch diese glückliche Zeit sollte weder für die Anderen noch für mich von Dauer sein.

Der Scene, die ich eben geschildert habe, folgte eine große Anzahl anderer Scenen von ähnlicher Beschaffenheit, welche ich indeß übergehe, um im Nachfolgenden die Fortsetzung einer solchen zu berichten.

Eine gewisse Unruhe hatte begonnen sich der Superiorin zu bemächtigen; sie verlor ihre Heiterkeit, ihre Körperfülle, ihren Schlaf. In der Nacht, welche auf eine Scene wie die vorhergehende folgte, als Alles schlief und das ganze Haus im tiefsten Schweigen lag, erhob sie sich von ihrem Lager, irrte einige Zeit in den Klostergängen umher und kam zuletzt an meine Zelle. Ich habe einen leisen Schlaf, und glaubte sie zu erkennen. Sie stand still. Anscheinend lehnte sie ihre Stirn an meine Thür, und dabei machte sie so viel Geräusch, daß es hingereicht haben würde, mich aufzuwecken, wenn ich geschlafen hätte. Ich verhielt mich schweigend; es war mir, als vernähme ich eine klagende Stimme und als hörte ich Jemanden

seufzen. Anfangs überlief mich ein leichter Schauer, dann aber entschloß ich mich, Ave zu rufen. Anstatt mir zu antworten, entfernte man sich mit leichten Schritten. Einige Zeit nachher kam man wieder, das Wehklagen und Seufzen begann von Neuem; ich rief abermals Ave, und man entfernte sich zum zweiten Male. Nun beruhigte ich mich und schlief ein. Während meines Schlafes trat man ein und setzte sich neben mein Bett, dessen Vorhänge halb geöffnet waren. Man trug eine kleine Wachskerze, deren Schein mein Gesicht beleuchtete, und eine Person — ich erkannte die Superiorin — belauschte meinen Schlummer; so schloß ich wenigstens aus ihrer Haltung, als ich die Augen öffnete. Ich richtete mich plötzlich auf, und meinen Schrecken bemerkend, sagte sie: „Susanne, beruhigen Sie sich, ich bin es.“... Ich legte meinen Kopf wieder auf das Kopfkissen und sagte zu ihr: „„Liebe Mutter, was machen Sie hier zu dieser Stunde? Was kann Sie hergeführt haben? Warum schlafen Sie nicht?““ — „Ich kann nicht schlafen,“ erwiderte sie mir, „und ich werde lange Zeit nicht mehr schlafen. Häßliche Träume sind es, die mich quälen. Kaum habe ich die Augen geschlossen, so stellen sich meiner Einbildungskraft die Leiden wieder dar, die Sie erduldet haben; ich sehe Sie unter den Händen jener Unmenschlichen, ich sehe Ihr Haar über Ihr Gesicht zerstreut, ich sehe Sie mit blutbedeckten Füßen, die Fackel in der Hand, den Strick um den Hals; ich wähne, Sie wollen Hand an Ihr Leben legen, ein Schauer überläuft mich, ich zittere, ein kalter Schweiß verbreitet sich über meinen ganzen Körper; ich will Ihnen zu Hilfe eilen, ich stoße ein Geschrei aus, bei dem ich erwache, und vergeblich erwarte ich dann, daß mir der Schlaf wiederkehre! So ist es mir auch in dieser Nacht begegnet; ich habe gefürchtet, der Himmel zeige mir damit ein Unglück an, welches meiner geliebten Freundin begegnet sei, bin aufgestanden, habe mich Ihrer Thür genähert und habe gelauscht. Es hat mir geschienen, als schliefen Sie nicht; Sie haben gesprochen, und ich habe mich zurückgezogen. Ich bin wiedergekommen, Sie haben abermals gesprochen, und ich habe mich abermals zurückgezogen; ich bin zum dritten Male wiedergekommen und da ich glaubte, Sie schliefen, bin ich eingetreten. Es ist schon einige Zeit verstrichen, seitdem ich hier neben Ihnen sitze und Sie aufzuwecken fürchte. Zuerst bin ich im Zweifel gewesen, ob ich Ihre Vorhänge aufziehen sollte; ich wollte

mich wieder entfernen, aus Besorgniß, Ihre Ruhe zu stören; allein ich habe dem Verlangen nicht widerstehen können, zu sehen, ob meine liebe Susanne sich wohl befände. Ich habe Sie betrachtet: wie schön Sie anzuschauen sind, selbst wenn Sie schlafen!" — „„Meine liebe Mutter, wie gut Sie sind!"" — „Ich habe mich erkältet; aber ich weiß doch nun, daß ich nichts Beängstigendes zu fürchten habe, und ich glaube, daß ich werde schlafen können. Geben Sie mir Ihre Hand." — Ich gab sie ihr. — „Wie ruhig Ihr Puls geht! wie gleichmäßig er ist! Nichts erregt ihn." — „„Ich habe einen ziemlich ruhigen Schlaf."" — „Wie glücklich Sie sind!" — „„Liebe Mutter, Sie werden sich noch mehr erkälten."" — „Sie haben Recht. Leben Sie wohl, schöne Freundin, leben Sie wohl; ich will nun gehen." — Sie ging jedoch nicht, sondern fuhr fort, mich anzusehen, wobei zwei Thränen aus ihren Augen rollten. „„Liebe Mutter,"" sagte ich zu ihr, „„was ist Ihnen? Sie weinen; wie thut es mir leid, daß ich Sie von meinen Leiden unterhalten habe!""... Augenblicklich verschloß sie meine Thür, löschte ihre Kerze aus und stürzte sich auf mich. Sie hielt mich umfaßt, wobei sie auf meiner Decke neben mir lag, ihr Gesicht war auf das meinige gepreßt und ihre Thränen benetzten meine Wangen; sie seufzte und sagte mit klagender und unterbrochener Stimme: „Liebe Freundin, haben Sie Mitleiden mit mir!" — „„Liebe Mutter,"" sagte ich zu ihr, „„was fehlt Ihnen? Fühlen Sie sich unwohl? Was soll ich thun?"" — „Ich zittere," erwiderte sie, „mich durchdringt ein Schauer, eine tödtliche Kälte hat sich über meinen Körper verbreitet." — „„Soll ich aufstehen und Ihnen mein Bett überlassen?"" — „Nein," sagte sie, „es würde gar nicht nöthig sein, daß Sie aufstehen; ziehen Sie nur die Decke ein wenig zurück, damit ich mich Ihnen nähern könne, so werde ich mich wieder erwärmen, und mir wird wieder wohl werden." — „„Liebe Mutter,"" entgegnete ich, „„das ist aber verboten. Was würde man dazu sagen, wenn man es erführe? Ich habe für weit unwichtigere Dinge Nonnen bestrafen sehen. Im Kloster Sainte-Marie trug es sich zu, daß eine Nonne zur Nachtzeit die Zelle einer andern betrat; es war ihre gute Freundin, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel Schlechtes man davon dachte. Auch hat mich der Beichtvater zuweilen gefragt, ob man mir niemals den Vorschlag gemacht habe, an meiner Seite zu schlafen, und er hat mir ernstlich

anempfohlen, es nie zu dulden. Ich habe ihm sogar von den Liebkosungen gesagt, welche Sie mir erweisen; ich finde dieselben sehr unschuldig, aber er, er denkt durchaus nicht so, und ich weiß nicht, wie ich seine Rathschläge habe vergessen können; ich hatte mir fest vorgenommen, mit Ihnen davon zu reden."" — „Liebe Freundin," sagte sie zu mir, „rings um uns her schläft Alles, Niemand wird etwas davon erfahren. Ich bin es, die belohnt oder bestraft, und was auch der Beichtvater davon sagen möge, ich sehe nicht ein, was darin Böses liegen soll, wenn eine Freundin die andere in ihr Bett und an ihre Seite aufnimmt, sobald die Letztere, von Unruhe überfallen, erwacht, und mitten in der Nacht, trotz der kalten Jahreszeit, sich aufgemacht hat, um nachzusehen, ob ihre Vielgeliebte nicht in irgend einer Gefahr schwebe. Susanne, haben Sie bei Ihren Eltern niemals dasselbe Bett mit einer Ihrer Schwestern getheilt?" — „„Nein, niemals."" — „Wenn sich aber die Gelegenheit dazu geboten hätte, würden Sie es nicht ohne Bedenken gethan haben? Wenn Ihre Schwester, von Unruhe gequält und von Frost durchschauert, an Ihr Bett getreten wäre und Sie um einen Platz an Ihrer Seite gebeten hätte, würden Sie es ihr abgeschlagen haben?" — „„Ich glaube, nein."" — „Und bin ich nicht Ihre liebe Mutter?" — „„Ja, das sind Sie; aber es ist verboten."" — „Liebe Freundin, ich bin es, die es den Anderen verbietet, und welche es Ihnen erlaubt und Sie darum bittet. Ich will mich nur einen Augenblick erwärmen, dann gehe ich wieder. Geben Sie mir Ihre Hand..." — Ich gab sie ihr. — „Hier," sagte sie zu mir, „fühlen Sie, sehen Sie, ich zittere, ich schaudere, ich bin wie ein Marmorblock."... Und dem war wirklich so. „„O, die liebe Mutter,"" rief ich aus, „„sie wird noch krank davon werden! Aber warten Sie, ich will mich an den Rand zurückziehen, und Sie können sich dann auf die warme Stelle legen.""... Ich rückte auf die Seite, hob die Decke auf, und sie legte sich an meine Stelle. O, wie unwohl sie sich befand! Alle ihre Glieder zitterten; sie wollte zu mir reden, wollte mir näher rücken, aber sie konnte weder einen Laut hervorbringen, noch ein Glied regen. Endlich sagte sie mit schwacher Stimme: „Susanne, liebe Freundin, kommen Sie ein wenig näher,"... und gleichzeitig streckte sie ihre Arme aus. Ich hatte ihr den Rücken zugekehrt; sie faßte mich sanft und zog mich an sich; dann schob sie ihren rechten Arm unter meinen Körper, legte den andern über den-

selben und sagte zu mir: „Ich bin eisig kalt; mich friert dermaßen, daß ich mich scheue, Sie zu berühren, aus Besorgniß, Ihnen wehe zu thun.“ — „„Liebe Mutter, fürchten Sie nichts.““ — Alsbald legte sie eine ihrer Hände auf meine Brust und die andere um meine Hüften; ihre Füße hatte sie unter die meinigen geschoben; ich drückte dieselben, um sie zu erwärmen. Und sie sagte zu mir: „Ach, liebe Freundin, sehen Sie, wie schnell meine Füße sich erwärmt haben, weil nichts da ist, was sie von den Ihrigen trennt.“ — „„Aber,““ sagte ich, „„was hindert Sie, sich überall auf dieselbe Weise zu erwärmen?““ — „Nichts, wenn Sie es wollen.“ — Plötzlich geschahen zwei heftige Schläge gegen die Thür. Erschrocken springe ich augenblicklich auf der einen Seite aus dem Bette, während die Superiorin dasselbe auf der andern Seite thut. Wir lauschen und hören, wie Jemand auf den Fußspitzen in die benachbarte Zelle zurückschleicht. „„Ah!““ sagte ich, „„das ist meine Schwester Sainte-Therese; sie wird Sie im Corridor haben vorübergehen und bei mir eintreten sehen; sie wird uns behorcht, sie wird unsere Worte aufgefangen haben. Was wird sie sagen?!““... Ich war mehr todt als lebendig. — „Ja, sie ist es,“ sagte die Superiorin in gereiztem Tone, „sie ist es, ich zweifle nicht daran; aber ich hoffe, sie soll lange Zeit an ihre Verwegenheit denken.“ — „„O, liebe Mutter,““ sagte ich zu ihr, „„fügen Sie ihr nichts Böses zu!““ — „Susanne, leben Sie wohl, guten Abend. Legen Sie sich wieder nieder, und schlafen Sie wohl. Ich dispensire Sie vom Gebete. Ich gehe jetzt zu dieser Unbesonnenen. Geben Sie mir Ihre Hand.“... Ich reichte sie ihr von einem Rande des Bettes zum andern; sie streifte den Aermel, welcher meinen Arm bedeckte, zurück, küßte seufzend den letzteren seiner ganzen Länge nach, von den Fingerspitzen bis an die Schulter, und ging unter der Versicherung, daß die Verwegene, die gewagt hatte, sie zu stören, daran gedenken sollte. Kaum hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, so rückte ich geschwind an den andern Rand meines Lagers, welcher derselben näher war, und lauschte. Sie trat bei Schwester Therese ein. Ich fühlte mich versucht, aufzustehen und ihr nachzueilen, um die Rolle der Vermittlerin zu übernehmen, falls es zu einer heftigen Scene kommen solle; allein ich war so verwirrt und fühlte mich so unbehaglich, daß ich es vorzog, in meinem Bette zu bleiben. Schlafen konnte ich indeß nicht, denn

es quälte mich unablässig der Gedanke, daß ich nunmehr zum Gespräch des Hauses werden würde, daß dieses Abenteuer, welches doch an sich selbst nur etwas höchst Einfaches war, mit den gehässigsten Umständen erzählt werden würde, daß die Dinge sich hier noch schlimmer gestalten würden, als in Longchamp, wo man mich, ich weiß nicht wessen, beschuldigte, daß unser Vergehen zur Kenntniß der Oberen kommen würde, daß unserer Mutter die Absetzung und uns Beiden strenge Strafe drohe. Dabei lauschte ich aber mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und wartete ungeduldig auf den Augenblick, da unsere Mutter die Zelle der Schwester Therese wieder verlassen würde. Offenbar war diese Angelegenheit schwierig in's Gleiche zu bringen, denn sie brachte fast die ganze Nacht daselbst zu. Wie ich sie beklagte! Sie war im Hemde, ganz nackt, und vor Frost und Zorn erstarrt.

Am nächsten Morgen hatte ich große Lust, von der Erlaubniß, welche sie mir gegeben hatte, Gebrauch zu machen und im Bette liegen zu bleiben; es fiel mir indeß ein, es möchte besser sein, wenn ich es nicht thäte. Ich kleidete mich möglichst rasch, und war die Erste in der Kirche, wo die Superiorin und Sainte-Therese nicht erschienen, was mir sehr lieb war; denn erstens würde es mir schwer geworden sein, die Anwesenheit dieser Schwester ohne Verlegenheit zu ertragen, und zweitens sagte mir die ihr ertheilte Erlaubniß, von dem Gottesdienste wegzubleiben, daß sie offenbar Verzeihung erhalten hatte, sowie zugleich, daß diese Verzeihung ihr nur unter Bedingungen bewilligt sein konnte, welche mich beruhigen mußten. Ich hatte richtig gerathen. Kaum war der Gottesdienst beendet, als die Superiorin mich rufen ließ. Ich begab mich zu ihr. Sie lag noch im Bette und sah sehr angegriffen aus. Sie sagte zu mir: „Ich habe viel ausgestanden; ich habe keinen Augenblick geschlafen. Sainte-Therese ist verrückt; wenn ihr dergleichen noch einmal begegnet, werde ich sie einsperren." — „„Ach, liebe Mutter,"" sagte ich zu ihr, „„sperren Sie sie doch ja niemals ein."" — „Das wird von ihrer Aufführung abhängen. Sie hat mir versprochen, daß dieselbe besser werden soll, und ich zähle darauf. Und Sie, liebe Susanne, wie befinden Sie sich?" — „„Gut, liebe Mutter."" — „Haben Sie ein wenig geruht?" — „„Sehr wenig."" — „Man hat mir gesagt, Sie seien im Chore gewesen; warum sind Sie nicht auf Ihrem Pfühle ge-

blieben?" — „„Mir würde dort nicht wohl gewesen sein, und dann habe ich auch gemeint, es wäre besser..."" — „Nein, es hätte nichts geschadet. Doch ich fühle einige Neigung zum Schlafen, und ich rathe Ihnen, in Ihre Zelle zurückzukehren, um ein Gleiches zu thun, wenn Sie es nicht vorziehen, einen Platz an meiner Seite anzunehmen." — „„Liebe Mutter, ich bin Ihnen unendlich verpflichtet, aber ich bin gewohnt, im Bette allein zu liegen, und würde mit einer Andern zusammen nicht schlafen können."" — „So gehen Sie denn. Ich werde zum Mittagessen nicht in das Refectorium kommen, man soll mir hier anrichten; vielleicht werde ich während des ganzen übrigen Tages nicht aufstehen. Sie werden mich mit einigen Anderen, welche ich habe einladen lassen, besuchen." — „„Und wird Schwester Sainte-Therese auch hier sein?"" fragte ich sie. — „Nein," antwortete sie. — „„Darüber bin ich keinesweges ungehalten."" — „Und warum?" — „„Ich weiß es eigentlich nicht, aber es scheint mir, als fürchte ich mich, mit ihr zusammenzutreffen."" — „Beruhige Dich, mein Kind; ich stehe Dir dafür, sie hat mehr Furcht vor Dir, als Du vor ihr haben darfst."

Ich verließ sie und legte mich nieder, um zu ruhen. Im Laufe des Nachmittags begab ich mich zu der Superiorin, bei der ich eine ziemlich zahlreiche Versammlung der jüngsten und schönsten Nonnen des Hauses vorfand; die übrigen hatten ihren Besuch gemacht und sich wieder zurückgezogen. Ich kann Ihnen, einem Kenner der Malerei, versichern, Herr Marquis, daß es ein für das Auge ziemlich angenehmes Bild war. Stellen Sie sich ein Zimmer vor, belebt durch zehn bis zwölf Personen, deren jüngste fünfzehn Jahre alt sein mochte, während die älteste noch nicht dreiundzwanzig zählte; eine den Vierzigern nahe Superiorin, die halbaufgerichtet in ihrem Bette sitzt, mit weißem, frischem Teint, von angenehmer Körperfülle, mit einem Doppelkinn, das ihr ziemlich gut stand, runden Armen, überall mit Grübchen bedeckten Fingern, mit großen schwarzen, lebhaften und schmachtenden Augen, die fast niemals ganz geöffnet, sondern meist halb geschlossen waren, als wenn es ihrer Eigenthümerin einige Anstrengung gekostet hätte, sie zu öffnen; Lippen, so roth wie eine Rose, milchweißen Zähnen, den schönsten Wangen und einem äußerst angenehmen, in ein tiefes und weiches Kissen eingesunkenen Kopfe, die Arme behaglich neben sich ausgestreckt, mit kleinen

Kissen unter den Ellbogen, um sie zu unterstützen. Ich saß auf dem Rande ihres Bettes, ohne Beschäftigung; eine Andere im Lehnstuhl hatte einen kleinen Stickrahmen auf ihren Knieen; Einige, die den Fenstern näher saßen, klöppelten Spitzen. Manche saßen auf Kissen, welche man von den Stühlen genommen und auf die Erde gelegt hatte, und nähten, strickten, ließen das Spinnrad schnurren. Die Einen waren blond, die Anderen brünett, Keine glich der Andern, obgleich sie sämmtlich schön waren. Ihre Charaktere waren eben so mannichfaltig, wie ihre Gesichter; die Einen waren heiter, die Anderen lustig, noch Andere ernsthaft, schwermüthig, selbst traurig. Alle arbeiteten, nur ich nicht, wie ich Ihnen schon gesagt habe. Es war nicht schwer zu unterscheiden, welche von ihnen mit einander befreundet, und welche gleichgiltig oder gar feindselig gegen einander gesinnt waren. Die Freundinnen hatten sich neben einander oder einander gegenüber gesetzt, und obgleich mit ihrer Arbeit beschäftigt, plauderten sie, beriethen sich, sahen sich verstohlen an und drückten unter dem Vorwande, sich eine Stecknadel, eine Nähnadel, eine Scheere zu reichen, einander die Finger. Die Superiorin ließ die Augen über Alle hinschweifen; der Einen warf sie ihren Fleiß, der Anderen ihre Unthätigkeit vor, dieser ihre Gleichgiltigkeit, Jener ihre Traurigkeit; sie ließ sich die Arbeiten bringen und lobte oder tadelte dieselben; der Einen ordnete sie ihren Kopfputz: „Dieser Schleier sitzt zu weit nach vorn... Dieses Tuch bedeckt das Gesicht zu weit, man sieht zu wenig von Ihren Wangen... Das sind Falten, die schlecht kleiden."... An Alle theilte sie entweder kleine Vorwürfe oder kleine Liebkosungen aus.

Während man auf solche Weise beschäftigt war, hörte ich leise an die Thür pochen und erhob mich. Die Superiorin sagte zu mir: „Sainte-Susanne, Sie werden doch wiederkommen?" — „„Ja, liebe Mutter."" — „Bleiben Sie ja nicht weg, denn ich habe Ihnen etwas mitzutheilen." — „„Ich komme gleich wieder.""... Es war die arme Sainte-Therese. Einige Augenblicke vermochte sie nicht zu sprechen, und ich eben so wenig. Dann fragte ich sie: „Liebe Schwester, wollen Sie von m i r etwas?" — „„Ja."" — „Womit kann ich Ihnen dienen?" — „„Ich will es Ihnen sagen. Ich habe mir den Unwillen unserer lieben Mutter zugezogen; ich glaubte, sie hätte mir verziehen, und ich hatte einigen Grund, dies zu glauben. Sie

sind indessen Alle bei ihr versammelt, und ich bin nicht dabei,... ich habe vielmehr Befehl, in meinem Zimmer zu bleiben."" — „Möchten Sie eintreten?" — „„Ja."" — „Wäre es Ihnen erwünscht, wenn ich um die Erlaubniß dazu nachsuchte?" — „„Ja."" — „Warten Sie, liebe Freundin, ich will gleich hineingehen." — „„Aufrichtig, Sie werden zu meinen Gunsten mit ihr reden?"" — „Ohne Zweifel. Warum sollte ich Ihnen das nicht versprechen, und warum sollte ich es nicht thun, nachdem ich es Ihnen versprochen habe?" — „„Ach,"" sagte sie, indem sie mich zärtlich anblickte, „„ich verzeihe ihr, ich verzeihe ihr die Zuneigung, welche sie zu Ihnen gefaßt hat, denn Sie besitzen alle Reize, die schönste Seele und den schönsten Körper..."" — Ich war entzückt, ihr diesen kleinen Dienst erweisen zu können, und trat wieder in das Zimmer. Während meiner Abwesenheit hatte eine Andere meinen Platz auf dem Bettrande der Superiorin eingenommen; sie saß gegen diese gebeugt, den Ellenbogen zwischen deren beiden Schenkeln aufgestützt, und zeigte ihr ihre Arbeit. Die Superiorin hielt die Augen beinahe geschlossen, und antwortete ihr nur Ja und Nein, fast ohne sie anzusehen; ich stand neben ihr, ohne daß sie es bemerkte. Sie erwachte indeß sehr bald aus ihrer leichten Zerstreuung. Diejenige, welche sich meines Platzes bemächtigt hatte, trat ihn mir wieder ab, und ich setzte mich; dann beugte ich mich sanft gegen die Superiorin, welche sich auf ihren Kissen ein wenig aufgerichtet hatte; ich schwieg, aber ich blickte sie an, als ob ich sie um eine Gunst zu bitten hätte. „Nun," sagte sie zu mir: „Was giebt's? Reden Sie, was wünschen Sie? Habe ich denn die Kraft, Ihnen etwas abzuschlagen?" — „„Die Schwester Sainte-Therese..."" — „Ich verstehe. Ich bin sehr unzufrieden mit ihr; aber Sainte-Susanne bittet für sie, und ich verzeihe ihr; gehen Sie, und sagen Sie ihr, sie dürfe eintreten..." — Ich eilte hinaus. Das arme Mädchen wartete vor der Thür; ich forderte sie auf, zu kommen, und sie trat zitternd und mit niedergeschlagenen Augen ein; sie hielt einen langen Streifen Mousselin in der Hand, welcher auf ein Muster befestigt war, und ihr beim ersten Schritte entfiel; ich hob ihn auf, nahm sie selbst beim Arme, und führte sie an das Bett der Superiorin. Sie fiel auf die Kniee und faßte eine ihrer Hände, die sie küßte, während mehrere Seufzer sich ihrer Brust entrangen und eine Thräne über ihre Wange rollte; dann

ergriff sie die eine der meinigen, legte sie in die Hand der Superiorin und küßte beide. Die Superiorin gebot ihr durch ein Zeichen, sich zu erheben und Platz zu nehmen, wo sie wollte; sie gehorchte. Man trug einige Erfrischungen auf. Die Superiorin verließ ihr Bett, setzte sich jedoch nicht zu uns, sondern umkreiste den Tisch, indem sie bald ihre Hand auf den Kopf der Einen legte, sie sanft zurückbog und ihre Stirn küßte, bald das Halstuch einer Anderen lüftete, ihre Hand auf deren Hals legte, und, auf die Lehne ihres Stuhles gestützt, verweilte, bald zu einer Dritten trat, und sie streichelte oder die Finger auf deren Lippen drückte, bald ein wenig von den Gegenständen kostete, die man aufgetragen hatte, und dieselben an diese und jene vertheilte. Nachdem sie so eine Weile umhergegangen war, blieb sie mir gegenüber stehen, und betrachtete mich mit äußerst liebevollen und zärtlichen Blicken; die Uebrigen hielten während dessen ihre Augen niedergeschlagen, als ob sie gefürchtet hätten, sie zu behindern, oder ihre Aufmerksamkeit abzulenken, namentlich die Schwester Sainte-Therese. Als das Mahl beendet war, setzte ich mich an das Clavier, und begleitete zwei Schwestern, welche zwar ohne Methode, aber mit gutem Geschmack und angenehmer Stimme sangen. Ich sang ebenfalls, und begleitete mich selbst. Die Superiorin saß am unteren Ende des Instruments, und schien das größte Vergnügen zu empfinden, indem sie mir zuhörte, und ihre Blicke auf mir ruhen ließ; die Anderen standen entweder unbeschäftigt und hörten gleichfalls zu, oder hatten sich wieder an ihre Arbeit gesetzt. Es waren köstliche Stunden. Endlich zogen sich Alle zurück.

Ich wollte mich mit den Uebrigen entfernen; doch die Superiorin hielt mich durch die Frage zurück: „Wie viel Uhr ist es?" — „„Gleich sechs Uhr."" — „Es werden bald einige von unseren Rathsbeiständen erscheinen. Ich habe über dasjenige nachgedacht, was Sie mir von ihrem Austritte aus Longchamp erzählt haben, und ich habe jenen meine Ansichten darüber mitgetheilt; sie haben dieselben gebilligt, und nun haben wir Ihnen einen Vorschlag zu machen. Es ist unmöglich, daß unser Plan fehlschlage; und gelingt er, so fällt dabei ein kleiner Vortheil für unser Haus, und auch noch ein Geschenk für Sie ab..." — Um sechs Uhr traten die Rathsbeistände ein, und zwar, wie immer in den Ordenshäusern, in Gestalt sehr alter und grauer Wesen. Ich erhob mich, sie setzten

sich, und die Superiorin sagte zu mir: „Schwester Sainte-Susanne, haben Sie mir nicht eröffnet, daß Sie die Ausstattung für unser Kloster der Wohlthätigkeit des Herrn Manouri verdanken?“ — „„Ja, liebe Mutter.““ — „Ich habe mich also nicht getäuscht, und die Schwestern von Longchamp sind im Besitze der Ausstattung geblieben, welche Sie bei Ihrem dortigen Eintritte an dieselben gezahlt haben?“ — „„Ja, liebe Mutter.““ — „Sie haben Ihnen nichts davon zurückgegeben?“ — „„Nein, liebe Mutter.““ — Sie zahlen Ihnen auch keine Pension dafür?“ — „„Nein, liebe Mutter.““ — „Das ist nicht gerecht. Eben dies habe ich unseren Rathsbeiständen mitgetheilt, und sie denken, wie ich, daß Sie berechtigt sind, klagbar gegen jene zu werden, damit Ihnen entweder diese Ausstattung zum Nutzen unseres Hauses zurückerstattet werde, oder damit man Ihnen die Zinsen davon zahle. Was Sie der Theilnahme des Herrn Manouri für Ihr Schicksal verdanken, das hat nichts zu schaffen mit demjenigen, was die Schwestern von Longchamp Ihnen schulden; denn er hat Ihre Ausstattung ja nicht auf Rechnung jener Schwestern beschafft.“ — „„Das glaube ich auch nicht; aber um sich davon zu überzeugen, würde das Kürzeste sein, an ihn zu schreiben.““ — „Ohne Zweifel; in dem Falle nun aber, daß seine Antwort so ausfällt, wie wir sie wünschen, haben wir Ihnen folgende Vorschläge zu machen: Wir werden in Ihrem Namen den Proceß gegen das Haus zu Longchamp unternehmen; das unsrige wird die Kosten bestreiten, welche voraussichtlich nicht bedeutend sein werden, da es sehr wahrscheinlich ist, daß Herr Manouri sich nicht weigern wird, die Betreibung dieser Angelegenheit zu übernehmen; und wenn wir gewinnen, so theilt das Haus das Capital, oder die Rente mit Ihnen um die Hälfte. Was meinen Sie dazu, liebe Schwester? Sie antworten nicht, Sie sind in Gedanken versunken.“ — „„Ich sinne darüber, daß jene Schwestern in Longchamp mir viel Böses zugefügt haben, und daß ich in Verzweiflung darüber sein würde, wenn sie sich einbildeten, ich wolle mich rächen.““ — „Es handelt sich hierbei nicht um eine Rache; es handelt sich nur um die Zurückforderung dessen, was Ihnen zukommt.“ — „„Aber sich noch einmal dem tadelnden Urtheile der Welt aussetzen!““ — „Das ist der geringste Uebelstand: von Ihnen wird dabei kaum die Rede sein. Unsere Gemeinde ist arm und Longchamp ist reich. Sie werden, wenigstens

so lange Sie leben, unsere Wohlthäterin sein. Allerdings bedürfen wir dieses Beweggrundes nicht, um uns für Ihre Erhaltung zu interessiren; wir lieben Sie sämmtlich..." Hier fiel der gesammte Rathsbeistand mit einer Stimme ein: „„„Und wer könnte sie nicht lieben? Sie ist vollkommen...""" — „Ich kann von einem Augenblicke zum andern aufhören zu sein, und eine andere Superiorin würde vielleicht nicht dieselben Gesinnungen für Sie hegen, wie ich: oh! gewiß nicht, sie würde sie nicht haben. Sie selber können von kleinen Unpäßlichkeiten befallen werden, Sie können kleine Bedürfnisse haben, und es ist höchst angenehm, eine kleine Summe zu besitzen, über die man verfügen kann, um sich selber eine Erleichterung zu verschaffen und Andere zu verpflichten." — „„Liebe Mutter,"" erklärte ich, „„Ihre Ansichten sind sicher von Gewicht, gleichwohl giebt es Erwägungen, die mich noch näher berühren; es giebt aber durchaus keine Abneigung in mir, welche ich nicht bereit wäre Ihnen zum Opfer zu bringen. Die einzige Gunst, um die ich Sie zu bitten habe, liebe Mutter, ist die, daß Sie nichts beginnen, bevor Sie sich in meiner Gegenwart mit Herrn Manouri darüber berathen haben."" — „Nichts ist angemessener. Wollen Sie selber an ihn schreiben?" — „„Wie es Ihnen gefällig ist, liebe Mutter."" — „Schreiben Sie ihm; und um nicht nochmals darauf zurückkommen zu müssen, — denn ich liebe derartige Angelegenheiten nicht, sie langweilen mich zum Sterben, — so schreiben Sie ihm sogleich." — Man gab mir eine Feder, Papier und Tinte, und ich bat Herrn Manouri auf der Stelle, sich nach Arpajon bemühen zu wollen, sobald seine Beschäftigungen es ihm erlaubten; daß ich in einer Angelegenheit von einiger Wichtigkeit noch einmal seines Rathes und seines Beistandes bedürfte, u. s. w. Das versammelte Concil las diesen Brief, billigte ihn, und er ward abgesendet.

Herr Manouri erschien einige Tage darauf. Die Superiorin setzte ihm auseinander, um was es sich handelte; er bedachte sich keinen Augenblick, ihre Ansicht zu theilen; meine eigenen Bedenken erklärte man für lächerlich, und es wurde beschlossen, daß die Klage gegen die Nonnen von Longchamp schon am folgenden Tage anhängig gemacht werden sollte. Es geschah; und ehe ich mich dessen versah, erschien plötzlich zu meinem größten Verdrusse mein Name wieder in Denkschriften, in summarischen Berichten, in öffentlicher

Gerichtsverhandlung, und zwar in Verbindung mit Einzelnheiten, Lügen und allen erdenklichen Abscheulichkeiten, die ein menschliches Wesen seinen Richtern mißfällig und in den Augen des Publikums gehässig machen müssen. Aber, Herr Marquis, ist es denn den Advocaten gestattet, zu verleumden, so viel ihnen nur immer beliebt? Giebt es denn keine Gerechtigkeit ihnen gegenüber? Hätte ich alle die bitteren Kränkungen voraussehen können, die dieser Proceß für mich in seinem Gefolge haben würde, so betheure ich Ihnen, daß ich niemals meine Einwilligung zu seiner Einleitung gegeben haben würde. Man war so aufmerksam, mehreren Nonnen unseres Hauses die Schriftstücke zuzusenden, die gegen mich veröffentlicht wurden, und nun kamen sie alle Augenblicke, um von mir die genaueren Umstände entsetzlicher Begebenheiten zu vernehmen, an denen auch kein Schatten von Wahrheit war. Je mehr ich mich unwissend zeigte, um so mehr glaubte man an meine Schuld; weil ich nichts erklären konnte, weil ich nichts eingestand, sondern Alles leugnete, so glaubte man, daß Alles wahr sei; man lächelte, man ließ mich gewundene, dabei aber äußerst beleidigende Redensarten hören; man zuckte zu meiner Unschuld die Achseln, und ich weinte und war untröstlich.

Aber ein Leiden kommt niemals allein. Die Zeit nahte, in der wir zur Beichte gehen mußten. Nun hatte ich schon früher die ersten Liebkosungen gebeichtet, die meine Superiorin mir erwiesen hatte, und der Beichtvater hatte mir ausdrücklich verboten, mich fernerhin dazu herzuleihen. Doch wie war es möglich, Dinge zu verweigern, die einer Anderen, von der man überdies ganz und gar abhängig ist, so großes Vergnügen machen, und in denen man selbst nichts Böses findet?

Da dieser Beichtvater berufen ist, im noch übrigen Theile meiner Denkwürdigkeiten eine bedeutende Rolle zu spielen, so halte ich für angemessen, Ihnen ein vollständigeres Bild desselben zu entwerfen.

Er ist ein Franciscanermönch, heißt der Pater Lemoine und ist nicht über fünfundvierzig Jahre alt. Er hat das schönste Gesicht: sanft, heiter, offen, freundlich und angenehm, wenn er sich gehen läßt; ist dies aber nicht der Fall, so legt sich seine Stirn in Falten, seine Augenbrauen ziehen sich zusammen, seine Augen richten sich auf den Boden, und seine ganze Haltung nimmt den Charakter

der Strenge an. Ich kenne nicht zwei verschiedenere Menschen, als den Pater Lemoine vor dem Altare und den Pater Lemoine im Sprechzimmer, oder als den Pater Lemoine im Sprechzimmer allein und ebendenselben in Gesellschaft. Uebrigens gleicht er hierin nur allen Ordensgliedern, und ich selbst habe mich, im Begriffe, an das Sprechgitter zu treten, mehrmals überrascht, wie ich plötzlich stehen blieb, meinen Schleier und meine Stirnbinde ordnete, in mein Gesicht, meine Augen, meinen Mund, meine Hände, meine Arme, meine Haltung und meinen Gang einen besondern Anstand zu legen suchte, ein erborgtes Wesen und eine künstliche Bescheidenheit annahm, welche längere oder kürzere Zeit vorhielten, je nach den Personen, mit denen ich zu reden hatte. Der Pater Lemoine ist groß, schön gewachsen, heiter und höchst liebenswürdig, wenn er sich vergißt; er spricht vortrefflich, und hat in seinem Hause den Ruf eines großen Theologen, in der Welt aber den eines großen Kanzelredners; seine Unterhaltung ist zum Entzücken. Er ist ein sehr unterrichteter Mann, im Besitze einer unendlichen Menge von Kenntnissen; welche sonst seinem Stande fremd sind: er hat die schönste Stimme, versteht Musik, und kennt die Geschichte und die fremden Sprachen; auch ist er Doctor der Sorbonne. Obgleich noch jung, hat er doch schon die hauptsächlichsten Würden seines Ordens erlangt. Ich glaube, daß er von Arglist so frei wie von Ehrgeiz ist, denn er wird von seinen Mitbrüdern geliebt. Er hatte sich um das Superioriat des Hauses zu Etampes, als um einen ruhigen Posten, beworben, in welchem er sich ungestört einigen von ihm begonnenen Studien hingeben könne, und man hatte ihm dasselbe bewilligt. Die Wahl des Beichtvaters ist für ein Nonnenkloster eine höchst wichtige Angelegenheit: man will einen Mann von Bedeutung und Ansehen zum Gewissensrathe haben. Es ward daher Alles aufgeboten, um den Pater Lemoine zu bekommen, und man erhielt ihn, wenigstens für außerordentliche Fälle.

An den Vorabenden der großen Feste wurde ihm die Kutsche des Hauses geschickt, und er kam. Man mußte die Aufregung sehen, welche die Erwartung seiner Ankunft in der ganzen Klostergemeinde hervorrief, wie fröhlich man war, wie man sich einschloß, wie man an seiner Beichte arbeitete, wie man sich förmlich darauf vorbereitete, ihn möglichst lange zu beschäftigen.

Es war der Abend vor dem Pfingstfeste. Er wurde erwartet. Ich war unruhig; die Superiorin bemerkte es, und redete mit mir darüber. Ich verhehlte ihr die Ursache meiner Besorgniß keinesweges, und sie schien mir noch mehr dadurch beunruhigt, als ich selbst, obgleich sie Alles aufbot, um es mir zu verbergen. Sie behandelte den Pater Lemoine als einen lächerlichen Menschen, spottete über meine Bedenklichkeiten, und fragte mich, ob der Pater Lemoine hinsichtlich der Unschuld ihrer und meiner Gesinnungen etwa mehr wüßte, als unser eigenes Gewissen, und ob das meinige mir irgend einen Vorwurf mache. Ich verneinte. „Gut denn!“ fuhr sie fort: „Ich bin Ihre Superiorin, Sie sind mir Gehorsam schuldig, und ich befehle Ihnen, ihm nicht von diesen Albernheiten zu reden. Es ist überhaupt unnütz, daß Sie zur Beichte gehen, wenn Sie ihm nur Lappalien vorzutragen haben.“

Der Pater Lemoine war indessen eingetroffen und ich bereitete mich auf die Beichte vor, während Eifrigere sich seiner schon bemächtigt hatten. Die Reihe war beinahe an mir, als die Superiorin auf mich zutrat, mich auf die Seite zog und sagte: „Sainte-Susanne, ich habe überlegt, was Sie mir gesagt haben; kehren Sie in Ihre Zelle zurück, denn ich will nicht, daß Sie heute zur Beichte gehen.“ — „„Und weshalb nicht, liebe Mutter?““ fragte ich. „„Es ist morgen ein großer Tag, es ist allgemeiner Communionstag, und was soll man von mir denken, wenn ich die Einzige bin, welche dem Tische des Herrn nicht nahet?““ — „Thut Nichts; man möge sagen, was man wolle, aber Sie werden nicht zur Beichte gehen.“ — „„Liebe Mutter,““ bat ich sie: „„wenn es wahr ist, daß Sie mich lieben, so thun Sie mir diese Kränkung nicht an, ich bitte Sie inständigst darum.““ — „Nein, nein, es geht nicht; Sie würden mich nur in ärgerliche Händel mit diesem Menschen verwickeln, und ich mag dergleichen nicht haben.“ — „„Nein, liebe Mutter, das werde ich sicher nicht thun!““ — „So versprechen Sie mir denn..... Doch das ist unnütz; Sie werden morgen früh auf mein Zimmer kommen und mir Ihre Sünden bekennen: Sie haben keinen Fehltritt begangen, für den ich Ihnen nicht Absolution ertheilen könnte; und darnach werden Sie mit den Anderen communiciren. Gehen Sie.“... — Ich zog mich in Folge dessen zurück, und saß traurig, unruhig und träumerisch in meiner Zelle, ungewiß,

welchen Entschluß ich fassen sollte: ob ich gegen den Willen meiner Superiorin mich zu dem Pater Lemoine verfügen, oder mich mit ihrer Absolution am folgenden Tage begnügen sollte, und ob ich in Gemeinschaft mit allen Uebrigen im Hause zum Abendmahl gehen, oder mich von den Sacramenten fernhalten müsse, was man auch dazu sagen möchte. Als die Superiorin zurückkam, hatte sie gebeichtet, und der Pater Lemoine hatte sie gefragt, weshalb er mich nicht bemerkt hätte; ob ich vielleicht krank wäre. Ich weiß nicht, welche Antwort sie ihm gegeben hatte, aber das Ende war, daß er mich im Beichtstuhle erwartete: „So gehen Sie denn hin," sagte sie zu mir, „da es einmal sein soll; aber geben Sie mir die Versicherung, daß Sie schweigen werden." — Ich zögerte; sie bestand darauf. „Ei! Du Närrin," sagte sie zu mir, „was soll denn Böses darin liegen, etwas zu verschweigen, was man hat thun dürfen, ohne Böses zu begehen?" — „„Und was liegt Böses darin, es zu sagen?"" — warf ich ihr ein. — „Durchaus nichts; aber es können sich Unannehmlichkeiten daran knüpfen. Wer weiß denn, welches Gewicht dieser Mensch darauf legen kann? Geben Sie mir also die Versicherung."... — Ich schwankte noch, verpflichtete mich jedoch schließlich, nichts zu sagen, wenn er mich nicht fragte, und ging.

Ich legte meine Beichte ab und schwieg sodann; allein der Beichtvater befragte mich, und ich verbarg ihm nichts. Er stellte mir tausend sonderbare Fragen, die mir noch jetzt, wenn ich sie mir in's Gedächtniß zurückrufe, vollkommen unverständlich sind. Er behandelte mich mit Nachsicht; über die Superiorin dagegen ließ er sich in Ausdrücken vernehmen, bei denen ich zitterte. Er nannte sie unwürdig, ausschweifend, eine schlechte Nonne, ein unheilvolles Weib, eine verderbte Seele, und schärfte mir bei Strafe der Todsünde ein, niemals mehr mit ihr allein zu bleiben und keine ihrer Liebkosungen zu dulden. — „Aber, mein Vater," wandte ich ein, „es ist meine Superiorin; sie kann bei mir eintreten und mich in ihr Zimmer rufen, wann es ihr beliebt." — „„Ich weiß es, ich weiß es, und bin trostlos darüber... Liebes Kind,"" fuhr er fort, „„Gott sei gelobt, der Sie bis heute behütet hat! Ich wage nicht mich Ihnen deutlicher zu erklären, aus Besorgniß, selber zum Mitschuldigen Ihrer unwürdigen Superiorin zu werden und durch den vergifteten Hauch, welcher wider meinen Willen von meinen Lippen wehen würde, eine

zarte Blüthe zum Welken zu bringen, die nur unter dem besondern Schutze der Vorsehung bis in Ihr Lebensalter frisch und makellos erhalten werden kann; aber ich befehle Ihnen, Ihre Superiorin zu fliehen, deren Liebkosungen entschieden zurückzuweisen, niemals allein in ihre Zelle zu treten, derselben besonders des Nachts Ihre Thür zu verschließen, Ihr Bett zu verlassen, wenn sie gegen Ihren Willen bei Ihnen eindringt, sich in den Corridor zu begeben und nöthigenfalls um Hilfe zu rufen, sich nackt bis an den Fuß des Altars zu flüchten, das ganze Haus mit Ihrem Geschrei zu erfüllen, und Alles zu thun, was die Liebe zu Gott, die Furcht vor dem Verbrechen, die Heiligkeit Ihres Standes und die Rücksicht auf Ihr Seelenheil Ihnen eingeben würden, wenn Satan in Person Ihnen erschiene und Sie verfolgte. Ja, mein Kind, Satan; unter dieser Gestalt bin ich gezwungen, Ihnen Ihre Superiorin zu zeigen, denn sie ist in den Abgrund des Verbrechens versunken, und trachtet, auch Sie in denselben zu stürzen. Vielleicht würden Sie sich schon mit ihr daselbst befinden, wenn nicht Ihre Unschuld selber sie mit Schrecken erfüllt und sie zurückgehalten hätte.““... Dann erhob er die Augen gen Himmel und rief aus: „„Mein Gott, beschütze dieses Kind auch fernerhin!... Sagen Sie mit mir: Satana, vade retro, apage, Satana! Wenn diese Unglückliche Sie fragt, so sagen Sie ihr Alles, wiederholen Sie ihr meine Worte, sagen Sie ihr, es würde besser sein, wenn sie nie geboren wäre, oder wenn sie durch einen gewaltsamen Tod sich allein in die Hölle stürzte.““ — „Aber, mein Vater,“ erwiderte ich ihm, „Sie haben sie ja eben selber gehört!“ — Er antwortete mir nicht, aber er stieß einen tiefen Seufzer aus, legte seine Arme an die eine Wand des Beichtstuhles und stützte den Kopf auf dieselben, wie ein von Schmerz durchdrungener Mensch. In dieser Stellung verharrte er einige Zeit. Ich wußte nicht, was ich denken sollte, die Kniee zitterten mir, und ich befand mich in unaussprechlicher Verwirrung und Unruhe. So mag einem Wanderer zu Muthe sein, der in der Finsterniß zwischen Abgründen dahinschreitet, die er nicht sieht, und in dessen Ohr von allen Seiten unterirdische Stimmen dringen, welche ihm zurufen: Es ist um Dich geschehen!... Darauf blickte er mich mit ruhiger, aber gerührter Miene an und fragte mich: „„Besitzen Sie eine gute Gesundheit?““ — „Ja, mein Vater.“ — „„Würde es Ihnen nicht zu beschwerlich fallen, wenn

Sie eine Nacht zubringen müßten, ohne zu schlafen?"" — „Nein, mein Vater." — „„Wohlan, so werden Sie sich in dieser Nacht nicht niederlegen; unmittelbar nach dem Abendessen werden Sie in die Kirche gehen, sich am Fuße des Altars niederwerfen und dort die Nacht im Gebete zubringen. Sie kennen die Gefahr nicht, in welcher Sie geschwebt haben: Sie werden Gott danken, daß er Sie in derselben beschirmt hat, und morgen werden Sie mit allen übrigen Nonnen an den Tisch des Herrn treten. Als Buße lege ich Ihnen nur auf, sich von Ihrer Superiorin fernzuhalten und ihre vergifteten Liebkosungen zurückzuweisen. Gehen Sie nun; ich werde meine Gebete mit den Ihrigen vereinigen. Wie viel Sorge und Unruhe Sie mir verursachen werden! Ich verhehle mir keineswegs die Folgen des Rathes, den ich Ihnen gebe; allein ich bin Ihnen, ich bin mir selber diesen Rath schuldig. Gott ist der Herr, und wir haben nur ein einziges Gesetz.""

Ich erinnere mich, mein Herr, nur sehr unvollkommen alles dessen, was er zu mir sagte. Wenn ich seine Worte, wie ich sie Ihnen hier berichtet habe, mit dem furchtbaren Eindrucke vergleiche, welchen sie damals auf mich machten, so finde ich gar keine Aehnlichkeit wieder; dies rührt aber daher, daß ich sie nur abgerissen und zusammenhangslos wiederzugeben vermag, daß Vieles fehlt, was ich nicht im Gedächtnisse behalten habe, weil ich keine deutliche Vorstellung damit zu verbinden wußte, und weil ich gerade in denjenigen Dingen, über die er sich mit der größten Heftigkeit ereiferte, irgend eine Bedeutung nicht finden konnte und auch gegenwärtig noch nicht finde. Warum erschien ihm, zum Beispiel, die Scene am Clavier so auffällig? Giebt es denn nicht Personen, auf welche die Musik den gewaltigsten Eindruck macht? Mir selber hat man gesagt, daß sich mein Antlitz bei gewissen Melodien, bei gewissen Modulationen ganz und gar verändert; ich war in solchen Augenblicken völlig außer mir, ich wußte kaum, was mit mir geschah, und doch glaube ich nicht, daß ich darum weniger unschuldig war. Warum sollte es bei meiner Superiorin, die sicherlich, trotz ihres närrischen und ungleichen Wesens, eine der gefühlvollsten Frauen war, nicht ebenso der Fall sein? Sie konnte keine einigermaßen rührende Erzählung hören, ohne in Thränen zu zerfließen, und als ich ihr meine Geschichte mittheilte, versetzte ich sie durch dieselbe in einen wahrhaft bemit-

leidenswerthen Zustand. Warum machte er ihr denn nicht auch aus ihrem Mitleiden ein Verbrechen? Und ebenso die Scene in der Nacht, deren Ausgang er mit einer tödtlichen Angst erwartete.... Gewiß, dieser Mann ist zu strenge!....

Wie dem aber auch sein mag, ich befolgte pünktlich, was er mir vorgeschrieben und wovon er die Folgen ohne Zweifel voraus-gesehen hatte. Als ich den Beichtstuhl verließ, eilte ich augenblick-lich in die Kirche und warf mich am Fuße des Altares nieder, wo ich, ganz verwirrt vor Schrecken, bis zum Abendessen blieb. Voll unruhiger Besorgniß, was aus mir geworden sein möchte, hatte die Superiorin mich rufen lassen, und man hatte ihr gemeldet, daß ich im Gebete begriffen sei. Mehrmals hatte sie sich an der Thür des Chores gezeigt; ich hatte mich indeß gestellt, als bemerkte ich sie nicht. Endlich wurde zum Abendessen geläutet; ich begab mich in das Refectorium, aß eilfertig, und kehrte, sobald das Mahl beendet war, unverweilt wieder in die Kirche zurück; bei der Abenderholung erschien ich nicht, und als die Stunde schlug, in der Alle sich zurück-ziehen und zu Bette gehen müssen, suchte ich meine Zelle nicht auf. Der Superiorin war nicht unbekannt geblieben, wo ich verweilte. Die Nacht war schon weit vorgerückt, und das ganze Haus in tiefes Schweigen versunken, als sie zu mir herabkam. Das Bild, unter welchem der Beichtvater sie mir gezeigt hatte, trat wieder vor meine Einbildungskraft; ein Zittern befiel mich; ich wagte nicht, sie anzu-sehen, denn ich wähnte, ich müsse sie mit einem erschreckenden Gesichte und in Flammen gehüllt erblicken, und rief in meinem Innern: Satana, vade retro, apage, Satana! Mein Gott! bewahre mich, und gebiete diesem bösen Geiste, von mir zu weichen!

Sie kniete nieder, und nachdem sie einige Zeit gebetet hatte, redete sie mich an: „Sainte-Susanne, was thun Sie hier?" — „„Madame, Sie sehen es."" — „Wissen Sie, wie viel Uhr es ist?" — „„Ja, Madame."" — „Warum haben Sie sich, als es Zeit war, schlafen zu gehen, nicht in Ihre Zelle zurückgezogen?" — „„Weil ich mich auf die Feier des morgenden Tages vorberei-ten wollte."" — „Ihre Absicht war also, die Nacht hier zuzubringen?" — „„Ja, Madame."" — „Und wer hat Ihnen das erlaubt?" — „„Der Beichtvater hat es mir befohlen."" — „Der Beichtvater hat nichts gegen die Regel des Hauses zu befehlen; und ich, ich befehle

Ihnen, schlafen zu gehen." — „„Madame, es ist das die Buße, die er mir auferlegt hat."" — „Sie werden dieselbe durch andere Werke ersetzen." — „„Das steht nicht in meiner freien Wahl."" — „Wohlan," sagte sie: „mein Kind, kommen Sie. Die Kühle der Kirche während der Nacht wird Ihnen schaden; Sie werden in Ihrer Zelle beten."…. Hierauf wollte sie meine Hand ergreifen; ich zog mich aber schleunigst von ihr zurück, und sie sagte zu mir: „Sie fliehen mich." — „„Ja, Madame, ich fliehe Sie.""… Ermuthigt durch die Heiligkeit des Ortes, durch die Gegenwart der Gottheit und durch die Unschuld meines Herzens, wagte ich, die Augen auf sie zu richten; allein kaum hatte ich sie angeblickt, als ich einen lauten Schrei ausstieß, und wie eine Sinnlose, unter dem Rufe: „„Weiche von mir, Satan!"" in dem Chore zu laufen begann…. Sie folgte mir nicht, sondern blieb auf ihrem Platze stehen und sagte nur mit der rührendsten und sanftesten Stimme, indem sie ihre beiden Arme langsam nach mir ausstreckte: „Was ist Ihnen denn? Woher kommt dieses Entsetzen? Bleiben Sie. Ich bin keinesweges Satan, ich bin Ihre Superiorin und Ihre Freundin."… Ich stand still, wandte noch einmal den Kopf nach ihr um, und sah nun, daß ich durch einen sonderbaren Schein erschreckt worden war, welchen meine Einbildung für Wirklichkeit genommen hatte. Die Superiorin nahm nämlich eine solche Stellung gegen die Lampe der Kirche ein, daß nur ihr Gesicht und ihre Hände durch dieselbe beleuchtet wurden, alles Uebrige dagegen sich im Schatten befand, was ihr ein seltsames Aussehen gab. Wieder etwas zu mir gekommen, warf ich mich in einen Chorstuhl. Als sie sich näherte und Miene machte, sich in den benachbarten Stuhl zu setzen, erhob ich mich und nahm in dem folgenden Chorstuhl Platz. So wanderte ich von Chorstuhl zu Chorstuhl, und sie desgleichen, bis zu dem letzten: dort machte ich Halt und beschwor sie, wenigstens einen leeren Platz zwischen sich und mir zu lassen. „Das will ich recht gern," versetzte sie. Darauf setzten wir uns Beide; ein Chorstuhl trennte uns, und die Superiorin nahm das Wort: „Kann man denn nicht von Ihnen erfahren, Sainte-Susanne, woher das Entsetzen rührt, welches meine Gegenwart Ihnen einflößt?" — „„Liebe Mutter,"" erwiderte ich, „„verzeihen Sie mir, nicht ich bin es, es ist der Pater Lemoine. Er hat mir die Zärtlichkeit, die Sie für mich hegen, die Liebkosungen,

die Sie mir erweisen, und bei denen ich, wie ich Ihnen offen gestehe, mir nichts Böses denke, unter den abscheulichsten Farben dargestellt. Er hat mir geboten, Sie zu fliehen, Ihr Zimmer nicht mehr allein zu betreten, meine Zelle zu verlassen, sobald sie dieselbe besuchen, kurz, er hat Sie meinem Geiste als den leibhaftigen Teufel geschildert. Ich weiß selbst nicht mehr, was er mir Alles darüber gesagt hat."" — „Sie haben also doch mit ihm geredet?" — „„Nein, liebe Mutter; ich habe aber nicht umhin gekonnt, ihm zu antworten."" — „Ich bin also wohl recht abscheulich in Ihren Augen?" — „„Nein, liebe Mutter, ich kann nicht unterlassen, Sie zu lieben, den ganzen Werth ihrer Güte zu fühlen, und Sie zu bitten, mir dieselbe auch fernerhin zu bewahren; aber ich werde meinem Beichtvater gehorchen."" — „Sie werden mich also nicht mehr besuchen?" — „„Nein, liebe Mutter."" — „Sie werden mich nicht mehr bei sich empfangen?" — „„Nein, liebe Mutter."" — „Sie werden meine Liebkosungen zurückstoßen?" — „„Es wird mir große Ueberwindung kosten, denn ich bin von Natur anschmiegend und habe selbst Liebkosungen gern; aber es muß sein: ich habe es meinem Beichtvater versprochen, und am Fuße des Altares habe ich es geschworen. Könnte ich Ihnen doch die Art und Weise wiedergeben, wie er sich darüber ausließ! Er ist ein frommer Mann, er ist ein erleuchteter Mann: welchen Vortheil hätte er davon, mir Gefahr zu zeigen, wo es keine gäbe? das Herz einer Nonne dem Herzen ihrer Superiorin zu entfremden? Aber in den Handlungen, die von Ihrer und von meiner Seite sehr unschuldig sind, erkennt er vielleicht einen Keim heimlicher Sittenverderbniß, welchen er in Ihnen vollständig entwickelt glaubt, und von dem er fürchtet, daß er durch Sie auch in mir entwickelt werde. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich, wenn ich mir die Eindrücke wieder vergegenwärtigte, welche ich bisweilen empfunden habe.... Woher kommt es, liebe Mutter, daß, wenn ich von Ihnen ging und in meine Zelle zurückkehrte, ich aufgeregt und träumerisch war? Woher kommt es, daß ich alsdann weder beten, noch mich beschäftigen konnte? Woher kommt eine Art Ueberdruß, wie ich ihn niemals gekannt hatte? Warum fühlte ich mich zum Schlafen geneigt, da ich doch nimals am Tage geschlafen habe? Ich glaubte, es wäre bei Ihnen eine ansteckende Krankheit, deren Wirkung sich auch bei mir zu offenbaren begönne; allein der Pater Lemoine betrachtet es mit ganz anderen Augen."" — „Und

wie betrachtet er es denn?" — „„Er erblickt darin alle Abscheulichkeiten eines Verbrechens, Ihr Verderben vollendet, und das meinige planmäßig beabsichtigt. Was weiß ich?"" — „Gehen Sie," sagte sie zu mir: „Ihr Pater Lemoine ist ein Gespensterseher, und es ist nicht der erste boshafte Streich dieser Art, welchen er mir gespielt hat. Es genügt ihm, daß ich mich mit zärtlicher Freundschaft an irgend Jemand anschließe, um sich's sofort zur Aufgabe zu machen, diesem den Kopf zu verdrehen; ja, es hat wenig daran gefehlt, so hätte er die arme Sainte-Therese geradezu verrückt gemacht. Das fängt aber an, mir langweilig zu werden, und ich werde mir diesen Menschen vom Halse schaffen; überdies wohnt er fünf Meilen von hier; es macht jedesmal Umstände, ihn kommen zu lassen, und man hat ihn nicht immer, wenn man seiner bedarf. Doch wir werden bei gelegenerer Zeit weiter davon reden. Sie wollen also nicht hinaufgehen?" — „„Nein, liebe Mutter, ich bitte Sie vielmehr inständigst, zu erlauben, daß ich die Nacht hier zubringe. Wenn ich diese Pflicht versäumte, so würde ich morgen nicht wagen, mit der übrigen Gemeinde das heilige Abendmahl zu genießen. Aber Sie, liebe Mutter, werden Sie communiciren?"" — „Ohne Zweifel." „„Hat Ihnen denn der Pater Lemoine nichts gesagt?"" — „Nein." — „„Aber wie ist das gekommen?"" — „Das kommt daher, daß er sich gar nicht in der Lage befunden hat, mit mir zu reden. Man geht nur zur Beichte, um seine Sünden zu bekennen; und ich sehe keine Sünde darin, ein so liebenswürdiges Kind, wie Sainte-Susanne, mit inniger Zärtlichkeit zu lieben. Wenn hier eine Sünde vorläge, so könnte es nur der Umstand sein, daß ich auf diese allein ein Gefühl übertrage, welches sich über sämmtliche Mitglieder der Klostergemeinde gleichmäßig verbreiten sollte; dies hängt aber nicht von mir ab, und ich kann mich nicht enthalten, das Verdienst überall da auszuzeichnen, wo es vorhanden ist und mich ihm mit besonderer Vorliebe zuzuneigen. Ich bitte Gott dafür um Vergebung, begreife jedoch nicht, wie Ihr Pater Lemoine in einer so natürlichen Parteilichkeit, vor welcher es so schwer ist, sich zu hüten, meine Verdammniß besiegelt erblicken kann. Ich bemühe mich, Alle glücklich zu machen: aber es giebt Manche, die ich mehr achte und liebe als Andere, eben deswegen, weil sie liebenswürdiger und achtungswerther sind. Das ist, Ihnen gegenüber, mein ganzes Verbrechen; und, Sainte-Susanne,

finden Sie es so ungeheuer groß?" — „„Nein, liebe Mutter."" — „Wohlan denn, liebes Kind, lassen Sie uns Jede noch ein kurzes Gebet sprechen, und dann uns zurückziehen." — Ich flehte sie von Neuem um die Erlaubniß an, die Nacht in der Kirche zubringen zu dürfen, und sie willigte endlich unter der Bedingung ein, daß dergleichen nicht wieder vorfiele. Darauf zog sie sich zurück.

Ich rief mir in das Gedächtniß zurück, was sie mir gesagt hatte; ich bat Gott, mich zu erleuchten; ich überlegte, und gelangte, nachdem ich Alles wohl erwogen hatte, zu dem Schlusse, daß, wenn wir auch zwei Personen desselben Geschlechtes wären, dennoch wenigstens etwas Unzulässiges in der Art liegen könne, wie diese einander ihre Freundschaft bezeigen; daß der Pater Lemoine, als ein Mann von außergewöhnlicher Strenge, die Dinge vielleicht übertrieben hätte; daß aber der Rath, die übermäßige Vertraulichkeit meiner Superiorin durch eine große Zurückhaltung zu vermeiden, gut und der Befolgung werth sei, und ich nahm mir vor, demgemäß zu handeln.

Als die Nonnen am Morgen in der Kirche erschienen, fanden sie mich auf meinem Platze. Sie traten sämmtlich an den Tisch des Herrn, und die Superiorin an ihrer Spitze; ein Umstand, der mich vollständig von ihrer Unschuld überzeugte, ohne mich jedoch in dem gefaßten Entschlusse wankend zu machen. Zudem empfand ich für sie keineswegs dieselbe Zuneigung, die sie für mich hegte. Unwillkürlich mußte ich sie mit meiner ersten Superiorin vergleichen. Welch ein Unterschied! Das war weder dieselbe Frömmigkeit, noch derselbe Ernst, weder dieselbe Würde, noch dieselbe Inbrunst, weder derselbe Geist, noch derselbe Ordnungssinn.

Im Zwischenraume weniger Tage trugen sich zwei bedeutende Ereignisse zu. Das eine war, daß ich meinen Proceß gegen die Nonnen in Longchamp gewann; sie wurden verurtheilt, an das Haus Sainte-Eutrope, in dem ich mich befand, eine nach meiner Ausstattung bemessene Rente zu zahlen; das andere war der Wechsel des Beichtvaters, von dem mich die Superiorin selbst in Kenntniß setzte.

Indessen ging ich nicht mehr anders zu ihr, als in Begleitung, und auch sie kam nicht mehr allein zu mir. Sie suchte mich immer noch, aber ich vermied sie. Sie bemerkte es und machte mir Vorwürfe darüber. Ich weiß nicht, was in dieser Seele vorging,

doch mußte es etwas Ungewöhnliches sein. Des Nachts stand sie auf und wanderte in den Klostergängen umher, besonders in dem meinigen; ich hörte, wie sie vorüberging und wieder umkehrte, wie sie vor meiner Thür stillstand, wie sie klagte und seufzte. Ich zitterte und barg mich tiefer in mein Bett. War ich am Tage auf einem Spaziergange, im Arbeitssaale oder in dem Erholungszimmer, so brachte sie, ohne daß ich es bemerken konnte, ganze Stunden damit hin, mich zu betrachten. Sie belauschte alle meine Schritte; wenn ich die Treppe herunterstieg, fand ich sie an der untersten Stufe, und wenn ich wieder hinaufstieg, erwartete sie mich oben. Eines Tages hielt sie mich an, heftete ihre Blicke auf mich und sprach kein Wort; ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen; dann warf sie sich plötzlich auf die Erde, preßte meine Kniee mit beiden Händen und sagte zu mir: „Grausame Schwester, fordere mein Leben, ich will es Dir geben, aber fliehe mich nicht; ich kann ohne Dich nicht mehr leben...“ Ihr Zustand flößte mir Mitleiden ein: ihre Augen waren erloschen, ihre Körperfülle und ihre frische Farbe verschwunden. Es war meine Superiorin; sie lag mir zu Füßen, den Kopf an mein Knie gelehnt, welches sie umfaßt hielt,... und ich streckte ihr die Hände entgegen. Sie ergriff dieselben mit Lebhaftigkeit, küßte sie, blickte mich an, küßte sie von Neuem und blickte mich abermals an. Ich hob sie auf. Sie wankte, sie konnte nur mit Mühe gehen, und ich begleitete sie nach ihrer Zelle zurück. Als ihre Thür geöffnet war, nahm sie mich bei der Hand und zog mich sanft, um mich zum Eintreten zu bewegen, jedoch ohne mit mir zu sprechen und ohne mich anzusehen. „„Nein, liebe Mutter,““ versetzte ich, „„nein, ich habe es mir gelobt; es ist so am besten für Sie und für mich; ich nehme zu viel Raum in Ihrer Seele ein, und dieser ist für Gott verloren, dem Sie dieselbe ganz schulden.““ — „Steht es Ihnen zu, mir einen Vorwurf daraus zu machen?“... Während ich zu ihr sprach, versuchte ich, meine Hand aus der ihrigen loszumachen. — „Sie wollen also nicht eintreten?“ fragte sie mich. — „„Nein, liebe Mutter, nein.““ — „Sie wollen es nicht, Sainte-Susanne? Sie wissen nicht, was daraus entstehen kann, nein, Sie wissen es nicht: Sie werden mich tödten...“ Diese letzten Worte riefen in mir eine Empfindung hervor, welche der von ihr beabsichtigten gerade entgegengesetzt war; ich zog hastig meine Hand zu-

rück und entfloh. Sie wandte sich um, sah mir einige Augenblicke nach, schritt dann in ihre Zelle, deren Thür offen blieb, und begann die durchdringendsten Klagelaute auszustoßen. Dieselben drangen in mein Ohr und rührten mich tief. Einen Augenblick war ich ungewiß, ob ich mich weiter entfernen oder ob ich wieder umkehren solle; es überkam mich indeß ich weiß nicht welch ein Gefühl des Abscheus, und ich entfernte mich, jedoch, da ich von Natur mitleidig bin, nicht ohne tiefen Schmerz über den Zustand, in dem ich sie zurückließ. Ich schloß mich in meine Zelle ein, befand mich aber in einer unbehaglichen Stimmung; ich wußte nicht, womit ich mich beschäftigen sollte; zerstreut und unruhig ging ich nach allen Richtungen auf und nieder; ich verließ mein Zimmer, kehrte wieder in dasselbe zurück, und entschloß mich endlich, an die Thür meiner Nachbarin Sainte-Therese zu klopfen. Sie war eben in vertrauter Unterredung mit einer andern jungen Nonne begriffen, welche zu ihren Freundinnen gehörte, und ich sagte zu ihr: „Liebe Schwester, es thut mir leid, wenn ich Sie unterbreche, aber ich bitte mir einen Augenblick Gehör zu geben; ich hätte Ihnen ein Wort zu sagen.“... Sie folgte mir in meine Zelle, und ich sagte: „Ich weiß nicht, was unserer Mutter Superiorin fehlt; sie ist trostlos. Wenn Sie dieselbe doch aufsuchen wollten, vielleicht könnten Sie ihr Trost bringen.“... Sie erwiderte nichts, ließ die Freundin in ihrer Zelle, schloß ihre Thür und eilte zu unserer Superiorin.

Indessen verschlimmerte sich das Leiden dieser Frau von Tag zu Tag; sie versank in Schwermuth und trüben Ernst; die Fröhlichkeit, die seit meinem Eintritt in das Haus nicht aus demselben gewichen war, verschwand plötzlich; Alles mußte sich wieder der strengsten Ordnung fügen; der Gottesdienst wurde mit angemessener Würde abgehalten; die Fremden wurden fast gänzlich vom Sprechzimmer ausgeschlossen; ein Verbot untersagte den Nonnen die gegenseitigen Besuche; die Uebungen wurden wieder mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit vorgenommen; die geselligen Zusammenkünfte bei der Superiorin, die heiteren Mahle verschwanden; die leichtesten Vergehen wurden streng bestraft; man wandte sich wohl noch zuweilen an mich, um Verzeihung zu erlangen, allein ich weigerte mich unbedingt, dieselbe auszuwirken. Die Ursache dieser Revolution war Niemand unbekannt, und die älteren Nonnen schienen keineswegs

unzufrieden, während die jüngeren in Verzweiflung darüber waren. Sie betrachteten mich mit feindseligen Blicken; ich aber, hinsichtlich meines Verhaltens vollkommen ruhig, ließ ihre Mißstimmung und ihre Vorwürfe unbeachtet.

Die Superiorin, der ich weder Erleichterung ihrer Leiden schaffen, noch mein inniges Mitleid versagen konnte, ging indeß allmälig von der Schwermuth zur Frömmelei, von der Frömmelei zum Wahnsinn über. Ich vermag ihr jedoch durch den Verlauf dieser traurigen Wandlungen nicht zu folgen, da ich mich sonst auf eine endlose Menge von Einzelheiten einlassen müßte. Ich will Ihnen nur sagen, daß sie im ersten Stadium mich bald suchte, bald vermied; daß sie uns, die Uebrigen und mich, bisweilen mit ihrer gewohnten Milde behandelte, dann aber plötzlich wieder zur übertriebensten Strenge übersprang; daß sie uns rief und uns wieder fortschickte; daß sie eine Erholung anordnete und einen Augenblick später ihre Befehle zurücknahm; daß sie uns in die Kirche rufen ließ, und, wenn Alles in voller Bewegung war, um ihr zu gehorchen, ein zweiter Glockenschlag die ganze Klostergemeinde wieder in ihre Zellen einschloß. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dem unruhigen Leben zu machen, das wir führten. Wir verbrachten den Tag damit, die Zelle zu verlassen und in dieselbe zurückzukehren, das Gebetbuch zu ergreifen und wieder wegzulegen, die Treppen auf und ab zu steigen, den Schleier niederzulassen und wieder zu heben; und die Nacht war fast eben so reich an Unterbrechungen, wie der Tag.

Einige Nonnen wandten sich an mich, und versuchten, mir begreiflich zu machen, daß durch ein wenig mehr Gefälligkeit und rücksichtsvolles Benehmen meinerseits gegen die Superiorin Alles wieder in Ordnung kommen würde. Sie hätten aber vielmehr in die gewohnte Unordnung sagen sollen; und ich erwiderte ihnen traurig: „Ich beklage Euch; aber sagt mir klar und deutlich, was ich thun soll.“ ... Da zogen sich die Einen, gesenkten Hauptes und ohne mir Antwort zu geben, zurück, Andere hingegen ertheilten mir Rathschläge, die ich unmöglich mit denen meines Beichtvaters in Uebereinstimmung bringen konnte; — ich meine natürlich nur den entlassenen, denn seinen Nachfolger hatten wir überhaupt noch nicht erblickt.

Die Superiorin verließ Nachts ihre Zelle nicht mehr, ja, sie

brachte ganze Wochen hin, ohne sich beim Gottesdienste im Chore, im Refectorium oder bei der Erholung zu zeigen; sie blieb in ihrem Zimmer verschlossen; sie irrte in den Klostergängen umher oder stieg in die Kirche hinab; sie kam, um an die Thüren der Nonnen zu klopfen, und rief ihnen mit kläglicher Stimme zu: „Schwester N. N., bitten Sie für mich!... Schwester N. N., bitten Sie für mich!“.. Es ging das Gerücht, daß sie sich auf eine Generalbeichte vorbereitete.

Als ich eines Morgens die Erste war, welche in die Kirche trat, erblickte ich einen Zettel, der an den Vorhang des Gitters geheftet war; ich ging näher hinzu und las: „Liebe Schwestern, Ihr werdet aufgefordert, für eine Nonne zu bitten, die sich von ihren Pflichten verirrt hat und zu Gott zurückkehren will.“... Ich fühlte mich versucht, ihn abzureißen, ließ ihn jedoch hängen. Einige Tage später war es ein anderer, auf welchem geschrieben stand: „Liebe Schwestern, Ihr werdet aufgefordert, die Barmherzigkeit Gottes für eine Nonne anzuflehen, die ihre Verirrungen erkannt hat; dieselben sind groß.“... An einem dritten Tage war es wieder eine andere Aufforderung welche lautete: „Liebe Schwestern, Ihr werdet gebeten, Gott anzuflehen, daß er die Verzweiflung von einer Nonne fernhalte, die alles Vertrauen zur göttlichen Barmherzigkeit verloren hat...“

Alle diese Aufforderungen, in denen sich die schmerzlich wechselnden Zustände einer qualerfüllten Seele spiegelten, erfüllten mich mit der tiefsten Betrübniß. Einst blieb ich vor einem dieser Anschläge gleich einer Bildsäule stehen. Ich legte mir selbst die Frage vor, was es doch für Verirrungen sein möchten, die sie sich vorwarf, woher die Seelenangst dieser Frau stamme, welcher Verbrechen sie sich zu zeihen habe? Mir fielen die Ausrufe des Beichtvaters wieder ein, ich rief mir seine Aeußerungen in das Gedächtniß zurück, suchte einen Sinn in denselben, fand keinen, und blieb gleichsam in mich selbst versunken. Einige Nonnen ließen ihre Blicke auf mir ruhen und begannen dann ein Gespräch; und wenn ich mich nicht geirrt habe, so glaubten sie, daß ich von denselben Schrecknissen bedroht sei und ihnen unverweilt anheimfallen werde.

Die arme Superiorin zeigte sich nur noch mit herabgelässenem Schleier; sie befaßte sich nicht mit den Angelegenheiten des Hauses, sie sprach mit Niemand und hatte nur häufige Unterredungen mit

dem neuen Beichtvater, den man uns gegeben hatte. Es war ein junger Benedictiner. Ich weiß nicht, ob er ihr all' die Kasteiungen auferlegt hatte, denen sie sich unterwarf, aber sie fastete an dreien Tagen in der Woche, geißelte sich und hörte die Messe in den untersten Chorstühlen. Um sich in die Kirche zu begeben, mußte man an ihrer Thür vorübergehen; dort fanden wir sie niedergeworfen, das Gesicht auf den Fußboden gedrückt, und sie erhob sich erst wieder, wenn Niemand mehr da war. Des Nachts stieg sie im Hemde und barfuß hinunter, und wenn sie zufällig der Schwester Sainte-Therese oder mir begegnete, so drehte sie sich um und preßte ihr Gesicht gegen die Wand. Eines Tages, als ich aus meiner Zelle trat, fand ich sie niedergeworfen, die Arme ausgebreitet und das Gesicht auf der Erde; sie sagte zu mir: „Kommen Sie nur näher, schreiten Sie zu, treten Sie mich unter die Füße; ich verdiene keine andere Behandlung."

Während der langen Monate, welche diese Krankheit ausfüllte, hatte die übrige Klostergemeinde hinreichende Zeit, zu leiden und einen immer größeren Widerwillen gegen mich zu fassen. Ich will hier nicht auf die Widerwärtigkeiten einer Nonne zurückkommen, welche in ihrem Hause gehaßt wird, Sie müssen nunmehr hinlänglich darüber unterrichtet sein; aber ich fühlte, wie der Widerwille gegen meinen Stand allmälig wieder in mir erwachte, und ich legte diesen Widerwillen und meine Leiden in den Busen unseres neuen Beichtvaters. Derselbe heißt Dom Morel; er ist ein Mann von feurigem Charakter, und zählt nahe an vierzig Jahre. Er schien mir mit Aufmerksamkeit und mit Theilnahme zuzuhören, wünschte die Begebenheiten meines Lebens kennen zu lernen, und nöthigte mich, in die kleinsten Einzelnheiten über meine Familie, meine Neigungen, meinen Charakter, die Häuser, in denen ich gewesen war, dasjenige, in dem ich mich befand, sowie über Alles, was zwischen meiner Superiorin und mir vorgefallen war, einzugehen. Ich verbarg ihm nichts. Doch es schien mir nicht, als ob er auf das Benehmen der Superiorin gegen mich dasselbe Gewicht lege, wie der Pater Lemoine; kaum daß er es der Mühe werth achtete, einige Worte darüber hinzuwerfen; er betrachtete diese Sache als abgethan, und was ihn am nächsten berührte, das waren meine geheimen Gesinnungen in Betreff des Klosterlebens. In dem Maße, in welchem ich ihm mein Herz auf-

schloß, wuchs sein Zutrauen zu mir; wenn ich ihm beichtete, so beichtete er gleichzeitig mir, und was er mir von seinen Leiden sagte, das hatte die größte Uebereinstimmung mit den meinigen: wider seinen Willen war auch er in den Orden getreten; er ertrug seinen Stand mit demselben Widerwillen, und er war kaum weniger zu beklagen als ich. „Aber, liebe Schwester," fügte er hinzu, „was ist dabei zu thun? Es giebt nur noch ein einziges Auskunftsmittel, und dieses besteht darin, daß wir uns unsere Lage so wenig lästig zu gestalten suchen, wie es nur irgend möglich ist." Hierauf gab er mir dieselben Rathschläge, welche er selbst befolgte, und sie waren weise. „Damit vermeidet man keineswegs Kummer und Verdruß," fuhr er fort, „man entschließt sich eben nur, sie zu ertragen. Die Bewohner der Klöster sind nur in dem Maße glücklich, als sie sich vor Gott ein Verdienst aus ihrem Kreuze machen; alsdann freuen sie sich desselben und gehen den Kränkungen geradezu entgegen; je bitterer und häufiger dieselben sind, desto glücklicher preisen sie sich; es ist ein Tausch, den sie mit ihrem gegenwärtigen Glücke gegen ein zukünftiges gemacht haben; sie sichern sich das letztere durch das freiwillige Opfer des ersteren. Haben sie recht schwer gelitten, so sagen sie zu Gott: Amplius, Domine, Herr, noch mehr... und es ist dies ein Gebet, dessen Erhörung Gott selten versagt. Aber wenn auch diese Leiden Ihnen und mir beschieden sind, gleichwie Jenen, so dürfen wir uns doch keineswegs denselben Lohn für sie versprechen, denn es fehlt uns das Einzige, was ihnen Werth verleihen würde, nämlich die demuthsvolle Ergebung,... und das ist traurig. Ach! wie soll ich Ihnen diese Tugend einflößen, welche Ihnen fehlt und die ich nicht besitze! Gleichwohl setzen wir uns ohne sie der Gefahr aus, im zukünftigen Leben verloren zu sein, nachdem wir in dem gegenwärtigen tief unglücklich gewesen sind. Unter Bußübungen stürzen wir uns beinahe eben so zuverlässig in die Verdammniß, wie die Weltkinder inmitten ihrer Vergnügungen; wir legen uns Entbehrungen auf, und sie genießen; und nach diesem Leben erwarten uns die gleichen Qualen. Wie ist doch die Lage eines Mönches, einer Nonne, die nicht berufen sind, so unglückselig! Dennoch ist es die unserige, und wir können sie nicht ändern. Man hat uns mit schweren Ketten belastet, die wir verdammt sind unaufhörlich zu schütteln, ohne die geringste Hoffnung, sie jemals zerbrechen zu können: lassen Sie uns

wenigstens den Versuch machen, liebe Schwester, dieselben mit uns fortzuschleppen. Gehen Sie, ich werde Sie wieder besuchen."

Einige Tage später kam er wieder; ich sah ihn im Sprechzimmer und konnte ihn nun genauer betrachten. Wir fuhren fort, uns gegenseitig aus unserem Leben eine unendliche Menge von einzelnen Umständen mitzutheilen, welche eben so viel Berührungs- und Vergleichspunkte zwischen ihm und mir bildeten; er hatte im elterlichen Hause und im Kloster fast dieselben Verfolgungen zu erdulden gehabt wie ich. Ich bemerkte es nicht, wie wenig die Schilderung seines eigenen Widerwillens gegen das Klosterleben geeignet war, den meinigen zu zerstreuen; dennoch brachte sie diese Wirkung in mir hervor, und ich glaube, daß die Schilderung meines Widerwillens dieselbe Wirkung in ihm hervorrief. Zur Aehnlichkeit der Charaktere kam hier die Aehnlichkeit der Begebenheiten, und so geschah es, daß wir einander um so mehr gefielen, je öfter wir uns wiedersahen: die Geschichte seiner wichtigsten Lebensaugenblicke, die Geschichte seiner Empfindungen, die Geschichte seiner Seele — Alles war die Geschichte der meinigen.

Als wir uns zur Genüge über uns selbst unterhalten hatten, sprachen wir auch von den Uebrigen, und zwar besonders von der Superiorin. In seiner Eigenschaft als Beichtvater war er sehr zurückhaltend; doch ging mir aus seinen Aeußerungen so viel hervor, daß die gegenwärtige Gemüthsverfassung dieser Frau nicht von Dauer sein würde, daß sie zwar sich selber bekämpfte, aber vergeblich, und daß nur einer von zwei Fällen eintreten könnte: daß sie nämlich entweder sehr bald in ihre erste Neigung zurückfallen oder daß sie den Verstand verlieren würde. Ich wurde von der lebhaftesten Neugier gestachelt, mehr darüber zu erfahren, und er hätte gar wohl vermocht, mich über Fragen aufzuklären, die ich mir gestellt, und auf welche ich niemals eine Antwort gefunden hatte; allein ich wagte nicht, ihn deswegen zu befragen, ich erkundigte mich nur bei ihm, ob ihm der Pater Lemoine bekannt wäre. „Ja," versetzte er, „ich kenne ihn; es ist ein Mann von Verdienst, ein Mann von vielem Verdienst." — „„Wir haben ihn plötzlich verloren."" — „Ja wohl." — „„Könnten Sie mir nicht sagen, wie das gekommen ist?"" — „Es wäre mir unlieb, wenn dies bekannt würde." — „„Sie dürfen auf meine Verschwiegenheit bauen."" — „Man hat, glaube ich, gegen ihn an

das Erzstift geschrieben." — „„Und was hat man gegen ihn vorbringen können?"" — „Daß er zu entfernt vom Hause wohne; daß man ihn nicht immer haben könne, wenn man seiner bedürfe; daß er von einer übertriebenen Sittenstrenge sei; daß man gewisse Gründe habe, die Ansichten der Neuerer bei ihm zu argwöhnen; daß er den Samen der Zwietracht im Hause ausstreue, und daß er der Superiorin die Gemüther ihrer Nonnen abwendig mache." — „„Und woher wissen Sie das?"" — „Von ihm selbst." — „„Sie sahen ihn also?"" — „Ja, ich sah ihn, und er hat mir bisweilen von Ihnen geredet." — „„Was hat er ihnen von mir gesagt?"" — „Daß Sie sehr zu beklagen seien; daß er nicht begreife, wie Sie all' den Leiden widerstehen konnten, die sie erduldet haben; daß, obgleich er nur ein- oder zweimal Gelegenheit gehabt, sich mit Ihnen zu unterhalten er dennoch nicht glaube, daß Sie sich jemals dem Klosterleben anbequemen würden; daß er der Ansicht sei..." Hier hielt er plötzlich inne, und ich fragte: „„Nun, welche Ansicht hat er?"" — Don Morel antwortete mir: „Das ist Sache eines zu besondern Vertrauens, als daß es mir frei stände, mich weiter darüber auszulassen."... — Ich bestand nicht darauf, und fügte nur hinzu: „„Es ist wahr, der Pater Lemoine ist es, der mir die Abneigung gegen meine Superiorin eingeflößt hat."" — „Er hat wohl daran gethan." — „„Und weshalb?"" — „Meine Schwester," erwiderte er, indem er eine ernste Miene annahm: „Halten Sie sich an seine Rathschläge, und forschen Sie, so lange Sie leben, niemals nach dem Grunde derselben." — „„Es will mich aber bedünken, als würde ich um so mehr auf meiner Hut gegen die Gefahr sein, wenn mir dieselbe bekannt wäre."" — „Vielleicht würde auch das Gegentheil der Fall sein." — „„Sie müssen eine sehr schlechte Meinung von mir haben."" — „Ich habe von Ihren Sitten und von Ihrer Unschuld die Meinung, welche ich von denselben haben muß; aber glauben Sie mir, daß es eine unheilvolle Erkenntniß giebt, welche Sie nicht würden erwerben können, ohne dabei zu verlieren. Gerade Ihre Unschuld ist es, welche Ihrer Superiorin Achtung eingeflößt hat; wären Sie erfahrener gewesen: sie würde sich weniger vor Ihnen gescheut haben." — „„Ich verstehe Sie nicht."" — „Desto besser." — „„Aber was können denn die Vertraulichkeit und die Liebkosungen eines Weibes für ein anderes Weib

Gefährliches haben?"" — Keine Antwort von Seiten Dom Morel's. — „„Bin ich nicht gegenwärtig noch dieselbe, welche ich war, als ich hier eintrat?"" Keine Antwort von Seiten Dom Morel's. — „„Sollte ich nicht mehr dieselbe geblieben sein? Wo liegt denn das Uebel, wenn man sich liebt, wenn man es sich sagt, und wenn man es sich durch Handlungen zu erkennen giebt? Das ist so süß!"" — „Ja wohl," sage Dom Morel, indem er seine Augen auf mich richtete, welche er, während ich sprach, beständig niedergeschlagen gehalten hatte. — „„Und ist dies denn so gewöhnlich in den Klöstern? Meine arme Superiorin! In welchen Zustand sie verfallen ist!"" — „Er ist ärgerlich, und ich fürchte sehr, er werde sich noch verschlimmern. Sie war nicht für ihren Stand geschaffen, und wir sehen hier nur, was früher oder später eintreten muß, wenn man sich dem allgemeinen Drange der Natur widersetzt: solcher Zwang treibt sie zu ausschweifenden Neigungen, welche um so heftiger sind, je weniger Berechtigung sie haben; es ist eine Art von Wahnsinn." — „„Sie ist wahnsinnig?" — „Ja, sie ist es und wird es immer mehr werden." — „„Und Sie glauben, daß dies das Schicksal ist, welches diejenigen erwartet, die sich in einen Stand begeben haben, zu dem sie nicht berufen waren?"" — „Nein, nicht Alle; Manche sterben vorher; Andere giebt es, deren fügsamer Charakter sich auf die Länge unterwirft; noch Andere werden durch unbestimmte Hoffnungen einige Zeit aufrecht erhalten." — „„Und welche Hoffnungen giebt es für eine Nonne?"" — „Welche? Zunächst die Hoffnung, ihre Gelübde für ungiltig erklären lassen zu können." — „„Und wenn man diese nicht mehr hat?"" — „Nun, dann ist es die Hoffnung, daß man eines Tages die Pforten offen finden werde; daß die Menschen von der Ungereimtheit zurückkommen werden, junge Geschöpfe bei lebendigem Leibe in Gräber einzuschließen, und daß man die Klöster abschaffen werde; daß Feuer im Hause ausbrechen könne; daß die Mauern des Klosterzwanges einstürzen können; daß irgend Jemand sich hilfreich erweisen werde. Alle diese Voraussetzungen rollen durch den Kopf: man unterhält sich mit ihnen, und wenn man im Garten lustwandelt, so prüfen die Augen unwillkürlich, ob die Mauern sehr hoch sind; ist man in seiner Zelle, so faßt man die Stangen seines Gitters und rüttelt aus Zerstreuung leise an ihnen; hat man die Straße unter seinen Fenstern, so blickt man auf

dieselbe hin; hört man Jemand vorübergehen, so pocht das Herz, und man seufzt heimlich nach einem Befreier; erhebt sich irgend ein Tumult, dessen Getöse bis in das Haus dringt, so hofft man; man hofft auf eine Krankheit, welche einen Menschen in unsere Nähe oder uns selber in ein Bad führen werde." — „„Ja wohl, ja wohl!"" rief ich aus: „„Sie lesen auf dem Grunde meines Herzens; ich habe mich diesen Täuschungen hingegeben, ich gebe mich ihnen noch hin."" — „Und wenn man sie endlich aufgeben muß, indem man über sie nachdenkt — denn diese wohlthätigen Dünste, welche das Herz dem Verstande zusendet, zerstreuen sich von Zeit zu Zeit —, dann erblickt man die ganze Tiefe seines Elendes: man verwünscht sich selbst, man verwünscht die Anderen, man weint, man seufzt, man schreit und fühlt das Herannahen der Verzweiflung. Dann eilen die Einen, sich ihrer Superiorin zu Füßen zu werfen und bei ihr Trost zu suchen; Andere werfen sich entweder in ihrer Zelle oder am Fuße des Altares nieder und rufen den Himmel um seinen Beistand an; Andere zerreißen ihre Kleider und raufen sich das Haar; Andere suchen einen tiefen Brunnen, recht hohe Fenster, eine Schlinge, und finden zuweilen dergleichen; Andere versinken, nachdem sie sich lange gequält haben, in eine Art thierischen Zustandes und bleiben blödsinnig; Andere, die schwache und zarte Organe besitzen, verzehren sich in ihrer Sehnsucht; ja, es giebt auch solche, in deren Körper organische Störungen eintreten, deren Einbildungskraft sich verwirrt, und welche rasend werden. Am glücklichsten sind diejenigen, in denen dieselben tröstenden Trugbilder immer von Neuem auftauchen und sie fast bis an das Grab wiegen; ihr Leben verfließt unter dem stets sich wiederholenden Wechsel falscher Hoffnung und wahrer Verzweiflung." — „„Und am unglücklichsten,"" fügte ich, wohl unter einem tiefen Seufzer, hinzu: „„am unglücklichsten sind diejenigen, die alle diese Zustände nacheinander durchwandeln müssen..... Ach! mein Vater, wie sehr bedaure ich es, daß ich Sie gehört habe!"" — „Und weshalb?" — „„Bis jetzt kannte ich mich nicht; nun kenne ich mich, und meine Selbsttäuschungen werden früher dahinschwinden. In den Augenblicken.....""

Ich wollte fortfahren, als eine andere Nonne eintrat, dann noch eine, darauf eine dritte und so fort, bis ihrer fünf, sechs und mehr waren. Die Unterhaltung wurde allgemein; die Einen sahen den Beichtvater an; Andere hörten ihm schweigend und mit nieder-

geschlagenen Augen zu; Mehrere richteten zu gleicher Zeit Fragen an ihn; Alle aber priesen laut die Weisheit seiner Antworten. Ich hatte mich unterdessen in einen Winkel zurückgezogen, wo ich mich einer tiefen Träumerei hingab. Mitten unter diesen Unterhaltungen, in denen eine Jede sich von ihrer vortheilhaftesten Seite geltend zu machen und die ausschließliche Aufmerksamkeit des heiligen Mannes zu fesseln suchte, hörte man Jemanden mit langsamen Schritten kommen, von Zeit zu Zeit still stehen und schmerzliche Seufzer ausstoßen. Man lauschte und sagte mit leiser Stimme: „Sie ist es, es ist unsere Superiorin!" Dann schwieg man und setzte sich in der Runde. Sie war es in der That. Sie trat ein: ihr Schleier fiel bis auf den Gürtel; ihre Arme waren auf ihrer Brust gekreuzt und ihr Kopf gesenkt. Ich war die Erste, deren sie ansichtig wurde; aber augenblicklich zog sie eine ihrer Hände unter dem Schleier hervor und bedeckte sich die Augen mit derselben; dann wandte sie sich ein wenig zur Seite und gebot uns durch ein Zeichen mit der andern Hand, sämmtlich hinauszugehen. Wir zogen uns schweigend zurück, und sie blieb mit Don Morel allein.

Ich sehe voraus, Herr Marquis, daß Sie eine schlechte Meinung von mir bekommen werden; da ich mich aber dessen, was ich gethan, nicht geschämt habe, warum sollte ich erröthen, es einzugestehen? Wie könnte ich ferner in dieser Erzählung ein Ereigniß unterdrücken, welches durchaus nicht ohne Folgen geblieben ist? Ich will es offen aussprechen, daß es mit meiner Darstellungsgabe eine gar sonderbare Bewandniß hat. Sobald nämlich die Dinge im Stande sind, Ihre Achtung zu erregen oder Ihr Mitleid zu erhöhen, schreibe ich, wohl oder übel, mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und Leichtigkeit: mein Gemüth ist heiter, der Ausdruck kommt mir mühelos, meine Thränen fließen sanft, und es dünkt mich, als seien Sie gegenwärtig, als sähe ich Sie und als würde ich von Ihnen gehört. Wenn ich hingegen genöthigt bin, mich Ihren Augen unter einer ungünstigen Gestalt zu zeigen, so denke ich nur mit Schwierigkeit, der Ausdruck versagt mir, die Feder will nicht vorwärts, sogar der Charakter meiner Handschrift leidet darunter, und ich fahre nur fort, weil ich mir insgeheim mit der Hoffnung schmeichle, daß Sie solche Stellen nicht lesen werden. Hier ist eine solche:

Als sich alle unsere Schwestern zurückgezogen hatten... — „Nun,

was thaten Sie da?" — Sie errathen es nicht? Nein, Sie sind zu ehrenhaft dazu... Ich stieg auf den Fußspitzen wieder hinunter und stellte mich leise vor die Thür des Sprechzimmers, um zu hören, was dort gesprochen wurde. „Das ist sehr schlecht," werden Sie sagen... O, was das anbelangt, ja, es ist sehr schlecht. Auch sagte ich mir dies selbst, und meine Unruhe, die Vorsichtsmaßregeln, welche ich traf, um unbemerkt zu bleiben, mein häufiges Stillstehen, die Stimme meines Gewissens, die mich bei jedem Schritte zur Umkehr mahnte, dies Alles erlaubte mir nicht, daran zu zweifeln; die Neugier war indessen stärker als alles Andere, und ich ging. Wenn es aber schon etwas Schlechtes ist, die Worte zweier Personen zu belauschen, welche sich allein glauben, ist es nicht noch schlechter, Ihnen diese Worte wiederzugeben? Und dies ist noch eine von den Stellen, welche ich nur niederschreibe, weil ich mir mit dem Gedanken schmeichele, daß Sie mich nicht lesen werden. Das ist jedoch nicht wahr: ich fühle mich nur gedrungen, es mir einzureden.

Das erste Wort, das ich nach einem ziemlich langen Stillschweigen vernahm, erfüllte mich mit Schauder. Es lautete: „Mein Vater, ich bin verdammt..." Ich raffte alle meine Kraft zusammen und lauschte. Der Schleier, welcher mir bis dahin die Gefahr verborgen hatte, in der ich geschwebt, zerriß, als man mich rief. Ich mußte fort; ich zog mich zurück; aber ach! ich hatte nur zu viel gehört. Was für ein Weib, Herr Marquis, was für ein abscheuliches Weib!

(Hier sind die Denkwürdigkeiten der Schwester Susanne unterbrochen; das Folgende besteht aus bloßen Andeutungen desjenigen, was die Verfasserin wahrscheinlich in dem noch fehlenden Theile ihrer Erzählung weiter auszuführen beabsichtigte. Ihre Superiorin scheint in Wahnsinn verfallen zu sein, und auf diesen unglücklichen Zustand scheinen auch die Bruchstücke bezogen werden zu müssen, die ich noch mittheilen will.)

Nach dieser Beichte hatten wir einige Tage voll Heiterkeit. Die Freude kehrt wieder ein in die Klostergemeinde, und man über=

häuft mich deswegen mit Artigkeiten, welche ich voll Unwillen zurückweise.

Sie floh mich nicht mehr; sie sah mich an, und meine Gegenwart schien sie nicht mehr zu beunruhigen. Ich bemühte mich, ihr den Abscheu zu verbergen, welchen sie mir einflößte, seitdem ich, in Folge einer glücklichen oder verhängnißvollen Neugier, sie besser kennen gelernt hatte.

Nach kurzer Zeit ward sie schweigsam; sie sagt nur noch Ja und Nein; sie macht ihre Spaziergänge allein; sie versagt sich die Nahrungsmittel, ihr Blut entzündet sich, sie wird vom Fieber ergriffen, und dem Fieber folgen wilde Phantasien.

Einsam in ihrem Bette liegend, sieht sie mich, redet mit mir, fordert mich auf, näher zu kommen, und richtet die zärtlichsten Worte an mich. Wenn sie in der Umgebung ihres Zimmers Schritte hört, so ruft sie aus: „Sie ist's, die dort vorübergeht! Es ist ihr Schritt, ich erkenne ihn. Man rufe sie... Nein, nein, man lasse sie."

Etwas Seltsames ist es, daß es ihr niemals begegnet ist, sich zu täuschen und eine Andere für mich zu halten.

Sie lachte hellauf, und einen Augenblick darauf zerfloß sie in Thränen. Unsere Schwestern umstanden sie in tiefem Schweigen, und manche von ihnen weinten mit ihr.

Bisweilen sagt sie plötzlich: „Ich bin gar nicht in der Kirche gewesen, und ich habe gar nicht zu Gott gebetet.... Ich will hinaus aus diesem Bette, ich will mich ankleiden; man soll mich ankleiden....." Und wenn man sich diesem Verlangen widersetzte, fügte sie hinzu: „So gebt mir wenigstens mein Gebetbuch!..." Man gab es ihr; sie öffnete es, wendete die Blätter mit dem Finger um, und fuhr fort, umzuwenden, auch als keine Blätter mehr vorhanden waren; dabei irrten aber ihre Augen wild umher.

In einer Nacht stieg sie allein in die Kirche hinab; einige der Schwestern folgten ihr: sie warf sich auf die Stufen des Altars nieder und begann zu stöhnen, zu seufzen und mit lauter Stimme zu beten; dann verließ sie die Kirche, kehrte aber wieder zurück und sagte: „Man soll sie holen; es ist eine so reine Seele! Es ist ein so unschuldiges Wesen! Wenn sie ihre Gebete mit den meinigen vereinigte...." Nun wandte sie sich an die ganze Gemeinde, und an die leeren Chorstühle gekehrt, rief sie: „Hinaus! geht Alle

hinaus! Sie soll allein bei mir bleiben. Ihr seid nicht würdig, ihr zu nahen; wenn Eure Stimmen sich mit der ihrigen vermischten, so würde durch Euren unheiligen Weihrauch die Süßigkeit des ihrigen vor Gott verfälscht werden. Man entferne sich, man entferne sich! ....“ Sodann forderte sie mich auf, den Himmel um Beistand und Vergebung anzuflehen. Sie sah Gott; der Himmel schien ihr, von Blitzen durchfurcht, sich zu öffnen und über ihrem Haupte zu grollen; Engel stiegen voll Zornes aus ihm hernieder; die Blicke der Gottheit erfüllten sie mit Beben; sie rannte hin und her, drängte sich in die dunkelsten Winkel der Kirche, flehte um Erbarmen, preßte ihr Gesicht auf die Erde und schlief in dieser Stellung ein. Die feuchte Kühle des Ortes hatte sie durchschauert, und man trug sie, wie eine Todte, in ihre Zelle.

Von dieser schrecklichen Nachtscene wußte sie am andern Morgen nichts mehr. Sie sagte: „Wo sind unsere Schwestern? Ich sehe keinen Menschen mehr, ich bin in diesem Hause allein geblieben; sie haben mich Alle verlassen, und Sainte-Therese auch; sie haben wohl daran gethan. Da Sainte-Susanne nicht mehr da ist, so kann ich ausgehen, ich werde ihr nicht mehr begegnen.... Oh! wenn ich ihr doch begegnete!.... Aber sie ist ja nicht mehr da, nicht wahr? Nicht wahr, sie ist nicht mehr da?... Glücklich das Haus, das sie besitzt! Sie wird ihrer neuen Superiorin Alles erzählen; was wird diese von mir denken?...... Ist Sainte-Therese gestorben? Ich habe die ganze Nacht hindurch die Todtenglocke läuten hören.... Das arme Mädchen! sie ist auf ewig verloren; und ich bin es, ich bin es, die..... Einst werde ich ihr gegenübergestellt werden: Was soll ich ihr sagen? Was werde ich ihr antworten?.... Wehe ihr! Wehe mir!“

Zu einer andern Zeit sagte sie: „Sind unsere Schwestern wiedergekommen? Sagt ihnen, daß ich sehr krank bin...... Rückt mein Kopfkissen höher...... Schnürt mich auf.... Ich fühle hier etwas, das mich beängstigt.... Der Kopf glüht mir, nehmt mir mein Kopfzeug ab..... Ich will mich waschen..... Bringt mir Wasser her! Gießt ein! gießt noch mehr ein!..... Sie sind weiß, aber der Flecken auf der Seele ist geblieben.... Ich möchte todt sein; ich möchte gar lieber nicht geboren sein, dann hätte ich sie nie gesehen.“

Eines Morgens fand man sie, wie sie barfuß, im Hemde, mit fliegenden Haaren, heulend und schäumend in ihrer Zelle herumlief, die Hände vor ihre Ohren haltend, die Augen geschlossen und den Körper dicht an die Wand gepreßt..... „Entfernt Euch von diesem Schlunde! Höret Ihr dieses Geschrei? Das ist die Hölle! Aus diesem tiefem Abgrunde lodern Feuerflammen empor, die ich sehe, und mitten aus diesen Flammen tönen verworrene Stimmen in mein Ohr, die mich rufen..... Mein Gott, habe Mitleiden mit mir!... Geht geschwind! Lauft! Versammelt die Gemeinde, und sagt, man solle für mich beten!.... Aber der Tag ist kaum angebrochen, und unsere Schwestern schlafen..... Ich habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen; ich möchte so gerne schlafen, und ich kann nicht.“

Eine von unseren Schwestern sagte zu ihr: „Madame, Sie haben irgend einen Kummer; vertrauen Sie ihn mir, das wird Ihnen vielleicht Linderung verschaffen.“ — „„Schwester Agathe, hören Sie, kommen Sie näher heran... näher... noch näher... Sie haben sie gesehen?““ — „Wen, Madame?“ — „„Nicht wahr, Niemand besitzt dieselbe Anmuth? Wie sie einherschreitet! Welcher Anstand! Welcher Adel! Welche Bescheidenheit!... Gehen Sie zu ihr; sagen Sie ihr.... Oh! nein, sagen Sie nichts; gehen sie nicht..... Sie würden ihr doch nicht nahen können; die Engel des Himmels beschirmen sie, sie wachen rings um sie; ich habe sie gesehen, Sie werden sie ebenfalls sehen, und sie würde sich darüber entsetzen wie ich. Bleiben Sie.... Wenn Sie zu ihr gingen, was würden Sie ihr sagen? Machen Sie etwas ausfindig, worüber sie nicht zu erröthen braucht....““ — „Aber, Madame, wenn Sie Ihren Beichtvater zu Rathe zögen.“ — „„Ja, ja doch..... Nein, nein, ich weiß, was er mir sagen wird; ich habe es schon so oft gehört.... Wovon soll ich mit ihm reden?..... Wenn ich doch das Gedächtniß verlieren könnte!... Wenn ich doch in das Nichts zurückkehren oder von Neuem geboren werden könnte!.... Rufen Sie den Beichtvater nicht. Ich möchte lieber, daß man mir die Leidensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi vorläse. Lesen Sie..... Ich fange an aufzuathmen..... Es bedarf ja nur eines Tropfens von diesem Blute, um mich zu reinigen.... Seht, es stürzt sich sprudelnd aus seiner Seite..... Neiget diese heilige Wunde über meinen Kopf..... Oh! sein Blut über=

strömt mich und haftet nicht an mir.... Ich bin verloren!.... Nehmt dieses Crucifix weg..... Bringt es mir wieder.....““ Man brachte es ihr wieder: sie schloß es in ihre Arme, küßte es überall, und fügte dann hinzu: „„Das sind ihre Augen, das ist ihr Mund; wenn werde ich sie wiedersehen? Schwester Agathe, sagen Sie ihr, daß ich sie liebe; schildern Sie ihr meinen Zustand; sagen Sie ihr, daß ich sterbe.““

Man ließ ihr zur Ader und bereitete ihr Bäder; allein ihr Leiden schien durch die Heilmittel nur vermehrt zu werden. Ich wage nicht, Ihnen alle die anstößigen Handlungen zu beschreiben, welche sie ausführte, noch alle die Reden zu wiederholen, die sie in ihrem Wahnsinne ausstieß. Alle Augenblicke fuhr sie mit der Hand über ihre Stirn, als wollte sie lästige Gedanken und Bilder — was weiß ich, welcher Art Bilder! — verscheuchen. Sie verbarg ihren Kopf in die Kissen, sie bedeckte sich das Gesicht mit ihren Betttüchern. „Es ist der Versucher!“ schrie sie, „er ist es! Welch' sonderbare Gestalt er angenommen hat! Nehmt Weihwasser! Sprengt Weihwasser auf mich!.... Höret auf, höret auf! er ist nicht mehr da....“

Man zögerte nicht länger, sie einzuschließen; allein ihr Gefängniß war nicht so sorgfältig bewacht, daß es ihr nicht eines Tages gelungen wäre, aus demselben zu entkommen. Sie hatte ihre Kleider zerrissen und lief ganz nackt durch die Klostergänge; nur zwei Enden eines zerrissenen Strickes hingen von ihren beiden Armen nieder. Sie schrie: „Ich bin Eure Superiorin! Ihr habt mir Alle den Eid geleistet; man soll mir gehorchen! Unglückliche! Ihr habt mich eingekerkert! Das ist der Lohn für meine Güte! Ihr erlaubt Euch Beleidigungen gegen mich, weil ich zu gut bin; ich werde es nicht mehr sein..... Feuer!.... Mörder!... Diebe!... zu Hilfe!.... Hierher, Schwester Therese!.... Hierher, Schwester Susanne!....“ Indessen hatte man sich wieder ihrer bemächtigt und führte sie in ihr Gefängniß zurück. „Ihr habt Recht,“ ächzte sie, „Ihr habt Recht. Ach! ich bin wahnsinnig geworden, ich fühle es selbst.“

Bisweilen schien sie durch die Vision verschiedener Martern gepeinigt zu werden. So erblickte sie Weiber, welche einen Strick um den Hals hatten und denen die Hände auf den Rücken

gebunden waren; Andere sah sie mit Fackeln in den Händen; sie schloß sich Solchen an, welche Kirchenbuße thaten; dann glaubte sie wieder, sie würde selber zum Tode geführt, und sagte zu dem Henker: „Ich habe mein Schicksal verdient, ich habe es verdient; und wenn noch diese Qual die letzte wäre!... aber eine Ewigkeit! eine Ewigkeit voll Feuerflammen!...." Ich sage hier nichts, was nicht wahr wäre; was ich aber noch Alles an wahren Vorfällen berichten könnte, ist mir theils entfallen, theils würde ich erröthen, diese Blätter hiermit zu besudeln.

Nachdem sie mehrere Monate in diesem beklagenswerthen Zustande gelebt hatte, starb sie. Welch ein Tod, Herr Marquis! Ich habe es gesehen, ich habe das schreckliche Bild der Verzweiflung und des Verbrechens in ihrer letzten Stunde gesehen! Sie glaubte sich von höllischen Geistern umgeben, die ihre Seele erwarteten, um sich derselben zu bemächtigen, und mit erstickter Stimme sagte sie: „Da sind sie! Da sind sie!....." Nach der Rechten und nach der Linken ihnen ein Crucifix entgegenstreckend, welches sie in der Hand hielt, heulte sie, und schrie: „Mein Gott!.... mein Gott!....."

Die Schwester Therese folgte ihr bald nach, und wir erhielten eine andere Superiorin, bejahrt, launenhaft und voll Aberglaubens.

Man beschuldigte mich, ihre Vorgängerin behext zu haben; sie glaubte es, und meine Leiden erneuerten sich. Der neue Beichtvater wird gleichfalls von seinen Oberen verfolgt, und giebt mir den Rath, aus dem Hause zu entfliehen.

Der Plan zu meiner Flucht ist entworfen. Zwischen elf Uhr und Mitternacht begebe ich mich in den Garten. Man wirft mir Seile zu, die ich um meinen Körper schlinge; sie zerreißen, und ich stürze; dabei wird mir die Haut von den Beinen gestreift, und am Rücken erleide ich eine heftige Quetschung. Ein zweiter, ein dritter Versuch bringt mich auf den obersten Rand der Mauer; ich gelange auf den Boden. Wie groß aber ist mein Erstaunen! Anstatt einer Postchaise, in welche ich aufgenommen zu werden hoffte, finde ich eine ganz elende Lohnkutsche.... So befinde ich mich denn auf dem Wege nach Paris, und zwar in Gesellschaft eines jungen Benedictiners. Es währte nicht lange, so bemerkte ich an dem unanständigen Tone, welchen er annahm, und an den Freiheiten, die er sich erlaubte,

daß man mir keine der Bedingungen hielt, die verabredet worden waren; da bedauerte ich meine Zelle und empfand das ganze Entsetzen meiner Lage.

An dieser Stelle werde ich meine Scene in der Miethkutsche schildern. Welche Scene! Was für ein Mensch! Ich schreie; der Kutscher kommt mir zu Hilfe. Heftiger Streit zwischen dem Lohnkutscher und dem Mönche.

Ich komme in Paris an. Der Wagen hält in einer Gasse, vor einer engen Pforte, welche sich in einen dunkeln und schmutzigen Gang öffnet. Die Hausherrin kommt mir entgegen und weist mir im obersten Stockwerke ein kleines Zimmer an, in welchem ich ungefähr die unerläßlichsten Möbel finde. Es werden mir von der Frau, welche das erste Stockwerk inne hat, Besuche gemacht. „Sie sind jung, Mademoiselle, Sie müssen sich langweilen. Kommen Sie zu mir hinunter; Sie werden da gute Gesellschaft, sowohl Männer als Frauen finden, Letztere zwar nicht alle so liebenswürdig, aber fast eben so jung wie Sie. Man plaudert, man spielt, man singt, man tanzt; wir verbinden alle Arten der Unterhaltung mit einander. Und wenn Sie auch allen unseren Herren die Köpfe verdrehen sollten, so schwöre ich Ihnen, daß unsere Damen darüber weder eifersüchtig noch verdrießlich sein werden. Kommen Sie, Mademoiselle.“ ... Diejenige, welche so zu mir sprach, war von einem zweifelhaften Alter; sie hatte einen zärtlichen Blick, eine angenehme Stimme und äußerst einschmeichelnde Art, sich auszudrücken.

Ich brachte ungefähr vierzehn Tage in diesem Hause zu, allen Zudringlichkeiten meines treulosen Entführers und allen lärmenden Auftritten eines verdächtigen Ortes ausgesetzt, während ich jeden Augenblick nach einer Gelegenheit spähte, zu entfliehen.

Eines Tages endlich fand ich diese Gelegenheit. Die Nacht war schon ziemlich weit vorgerückt. Hätte ich mich in der Nähe meines Klosters befunden, ich wäre dahin zurückgekehrt. Ich laufe, ohne zu wissen wohin meine Schritte mich führen. Ich werde von Männern angehalten, und Entsetzen erfaßt mich. Zuletzt sinke ich ohnmächtig vor Ermüdung auf die Schwelle eines Lichtzieherladens nieder; man leistet mir Beistand, und als ich wieder zu mir komme, finde ich mich, von mehreren Personen umringt, auf einem ärmlichen Lager ausgestreckt. Man fragt mich, wer ich sei; ich weiß nicht,

wie meine Antwort lautete. Man gab mir die Dienstmagd des Hauses, um mich zu führen; ich nehme ihren Arm, und wir gehen. Wir hatten schon eine weite Strecke zurückgelegt, als das Mädchen mich fragte: „Sie wissen doch, wohin wir gehen, Mademoiselle?" — „„Nein, mein Kind; aber ich denke, nach dem Hospitale."" — „Nach dem Hospitale? Wären Sie denn ohne Unterkommen?" — „„Ach! ja."" — „Was haben Sie denn gethan, daß man Sie zu solcher Stunde fortgejagt hat?! Aber wir sind hier nicht weit vom Sanct-Katharinen-Hospitale; wir wollen sehen, ob man uns nicht öffnet; auf alle Fälle aber seien Sie unbesorgt, Sie sollen nicht auf der Straße bleiben, Sie werden nöthigenfalls bei mir schlafen."

Ich komme zu dem Lichtzieher zurück. Die Dienstmagd ist erschrocken, als sie meine durch den Fall, welchen ich bei der Flucht aus dem Kloster gethan, ihrer Haut beraubten Beine sieht. Ich bringe die Nacht bei ihr zu und kehre am Abend des folgenden Tages nach Sanct-Katharina zurück. Dort bleibe ich drei Tage, nach deren Ablauf man mir anzeigt, ich müsse mich entweder in das allgemeine Hospital begeben, oder den ersten Dienst annehmen, der sich darbieten werde.

Es war keine geringe Gefahr, welche ich im Sanct-Katharinen-Spitale lief, sowohl von Seiten der Männer als der Weiber; denn eben hierher kommen, wie man mir später gesagt hat, die Wüstlinge und die Kupplerinnen der Stadt, um sich zu versorgen. Die Aussicht auf das Elend vermochte nicht, den plumpen Verführungen, denen ich ausgesetzt war, irgend welche Macht über mich zu verleihen. Ich verkaufe meine Kleidungsstücke und schaffe mir andere an, welche meinem Stande angemessener sind.

Ich trete in den Dienst einer Wäscherin, bei der ich mich noch gegenwärtig aufhalte. Man übergiebt mir die Wäsche, und ich plätte sie; mein Tagewerk ist beschwerlich, und dabei habe ich schlechte Beköstigung, schlechte Wohnung und schlechtes Nachtlager, werde aber dafür menschenfreundlich behandelt. Der Ehemann ist Lohnkutscher; seine Frau ist etwas barsch, im Uebrigen aber gut, und ich würde mit meinem Loose ziemlich zufrieden sein, wenn ich hoffen dürfte, dasselbe ungestört zu genießen.

Ich habe erfahren, daß die Polizei sich meines Entführers bemächtigt und ihn den Händen seiner Oberen wieder überliefert hat.

Der arme Mensch! er ist mehr zu beklagen als ich; seine Frevelthat hat Lärm gemacht, und Sie wissen nicht, mit welcher Grausamkeit die Mönche Vergehen bestrafen, die öffentliches Aufsehen erregen: ein Kerker wird für den Rest seines Lebens seine Wohnung sein; und eben dies ist auch das Schicksal, welches mich erwartet, wenn ich wieder ergriffen werde; doch, er wird länger im Kerker leben als ich.

Der Schmerz meines Falles macht sich fühlbar: meine Beine sind angeschwollen und ich kann keinen Schritt thun; ich verrichte deshalb meine Arbeit im Sitzen, denn ich könnte mich kaum aufrecht halten. Mir ist indessen bange vor dem Augenblicke meiner völligen Herstellung: welchen Grund soll ich denn vorschützen, um nicht auszugehen, und welcher Gefahr werde ich mich nicht aussetzen, wenn ich mich später auf der Straße sehen lasse? Aber glücklicher Weise habe ich noch Zeit vor mir. Meine Verwandten, welche nicht daran zweifeln können, daß ich mich in Paris aufhalte, stellen sicherlich alle erdenklichen Nachforschungen an. Ich hatte beschlossen, Herrn Manouri in meine Bodenkammer zu rufen, um mir seinen Rath zu erbitten und denselben zu befolgen; allein er lebt nicht mehr.

Ich lebe in einer beständigen Unruhe. Bei dem geringsten Geräusche, welches ich im Hause, auf der Treppe oder auf der Straße vernehme, überfällt mich eine unbeschreibliche Angst, ich zittere wie Espenlaub, die Kniee versagen mir den Dienst und die Arbeit entgleitet meinen Händen. Fast jede Nacht bringe ich hin, ohne ein Auge zu schließen, und wenn ich schlafe, so ist mein Schlaf nur ein häufig unterbrochener; ich spreche, ich rufe, ich schreie, und ich begreife überhaupt nicht, wie es möglich ist, daß diejenigen, welche mich umgeben, mich noch nicht errathen haben.

Es scheint, daß die Kunde von meiner Flucht in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, etwas, was ich allerdings erwartet hatte. Eine meiner Genossinnen redete gestern mit mir davon, indem sie die gehässigsten Umstände und Betrachtungen hinzufügte, welche mein Herz mit Trostlosigkeit erfüllen mußten. Zum Glück hing sie gerade nasse Wäsche auf die Leine und hatte der Lampe den Rücken zugekehrt, so daß sie meine Verwirrung nicht bemerken konnte; meine Herrin jedoch, welche bemerkt hatte, daß ich weinte, fragte mich: „Was fehlt Ihnen, Marie?" — „„Nichts,"" erwiderte ich, und

sie fügte hinzu: „Wie! sollten Sie thöricht genug sein, Mitleiden zu fühlen mit einer schlechten Nonne ohne Sittsamkeit und ohne Religion, welche sich in einen liederlichen Mönch vernarrt und mit demselben aus ihrem Kloster entflieht? Sie müßten übrigens ein merkwürdig mitleidiges Herz besitzen! Das Geschöpf brauchte nur zu essen, zu trinken, zu beten und zu schlafen; sie war gut aufgehoben, wo sie sich befand: warum ist sie nicht dort geblieben? Wenn sie nur drei- oder viermal bei einem Wetter, wie wir es jetzt haben, hätte an den Fluß gehen müssen, so würde das sie schon mit ihrem Stande ausgesöhnt haben." ... Hierauf habe ich erwidert, daß Jeder nur seine eigenen Leiden gründlich kenne; ich hätte indessen besser gethan, zu schweigen, denn sie würde alsdann nicht hinzugefügt haben: „Gehen Sie doch, es ist eine liederliche Dirne, welche Gott strafen wird." .... Bei dieser Aeußerung habe ich mich auf meinen Tisch niedergebeugt und bin in dieser Stellung geblieben, bis meine Herrin zu mir gesagt hat: „Aber, Marie, was träumen Sie denn? Während Sie da schlafen, kommt die Arbeit nicht weiter."

Ich habe niemals den im Kloster herrschenden Geist in mich aufgenommen, was sich schon in meinem Gange hinreichend ausdrückt; aber ich habe mich während meines Ordenslebens an gewisse Gebräuche gewöhnt, welche ich mechanisch ausübe. Hebt zum Beispiel eine Glocke zu läuten an, so mache ich entweder das Zeichen des Kreuzes, oder ich knie nieder; klopft man an die Thür, so rufe ich: „Ave!" Richtet man eine Frage an mich, so schließt meine Antwort allemal mit „Ja," oder „Nein, liebe Mutter," oder „liebe Schwester." Zeigt sich ein Fremder, so kreuzen sich meine Arme auf meiner Brust, und anstatt einen Knix zu machen, verneige ich mich. Meine Genossinnen brechen dann in ein Gelächter aus und wähnen, daß ich mir den Spaß mache, eine Nonne nachzuäffen; allein ihr Irrthum kann unmöglich lange währen: meine Unbedachtsamkeiten müssen mich zuletzt verrathen, und ich werde dennoch verloren sein.

Eilen Sie, mein Herr, mir Beistand zu leisten! Sie werden mir ohne Zweifel sagen: „Belehren Sie mich, was ich für Sie thun könne." Es ist Folgendes, und Sie werden daraus erkennen, daß mein Ehrgeiz nicht groß ist. Ich müßte die Stelle einer Kam-

merfrau, oder einer Haushälterin, oder auch einer einfachen Dienerin haben, vorausgesetzt nur, daß ich dabei unbekannt auf einem Landsitze, im Innern einer Provinz, bei anständigen Leuten leben könnte, welche nicht viel Gesellschaft empfangen. Der Lohn kommt nicht in Betracht; ich verlange vor Allem Sicherheit, Ruhe, Brod und Wasser. Sie dürfen durchaus versichert sein, daß man mit meinen Dienstleistungen zufrieden sein werde. Im Hause meines Vaters habe ich arbeiten und im Kloster gehorchen gelernt; ich bin jung, habe einen sehr sanften Charakter, und werde, sobald meine Beine wieder geheilt sind, mehr Kräfte besitzen, als für meine Beschäftigung erforderlich sind. Ich kann nähen, spinnen, sticken und waschen; als ich noch in der Welt lebte, besserte ich meine Spitzen selber aus, und ich werde darin bald wieder die nöthige Uebung erlangen; ich bin zu nichts ungeschickt, und werde mich zu Allem zu erniedrigen wissen. Ich habe Stimme, bin musikalisch gebildet, und spiele das Clavier mit hinreichender Fertigkeit, um eine Mutter, welche Geschmack daran fände, zu unterhalten, oder sogar ihren Kindern Unterricht darin zu geben; nur würde ich fürchten, mich durch diese Zeichen einer ausgesuchten Erziehung zu verrathen. Wenn es nöthig wäre, das Frisiren zu erlernen, so besitze ich Geschmack; ich würde einen Lehrer nehmen und mir diese kleine Kunstfertigkeit in kurzer Zeit verschaffen. Mein Herr, eine erträgliche Stellung, wenn es möglich ist, oder eine Stellung, wie Sie immer beschaffen sei, das ist Alles, dessen ich bedarf, und ich wünsche weiter nichts. Sie dürfen sich für meine guten Sitten verbürgen; denn ich bin, trotz allen entgegenstehenden Anscheins, sittsam und besitze sogar Frömmigkeit. Ach! mein Herr, alle meine Leiden wären schon längst zu Ende, und ich würde nichts mehr von den Menschen zu fürchten haben, wenn Gott mich nicht zurückgehalten hätte. Jener tiefe Brunnen, welcher in dem hintersten Theile des Klostergartens lag, ... wie oft habe ich ihn besucht! Wenn ich mich nicht in denselben hinabgestürzt habe, so hat dies einzig darin seinen Grund, daß man mir volle Freiheit dazu ließ. Ich weiß nicht, welcher Art das mir vorbehaltene Geschick sein werde; sollte ich aber irgend einmal gezwungen sein, wieder in ein Kloster, es sei, welches es wolle, einzutreten: so stehe ich für nichts ein; es giebt überall

Brunnen. Mein Herr, haben Sie Mitleiden mit mir und bereiten Sie sich nicht selber eine lange Reue.

Nachschrift. Ich fühle mich überwältigt von Mattigkeit, Schrecken umgiebt mich, und die Ruhe flieht mich. So eben habe ich diese Denkwürdigkeiten, welche ich in der Eile niedergeschrieben, noch einmal mit Bedacht durchgelesen und die Bemerkung gemacht, daß ich, ohne die geringste dahin zielende Absicht, mich zwar in jeder Zeile so tief unglücklich dargestellt habe, wie ich es in der That war, zugleich aber auch bei Weitem liebenswürdiger, als ich wirklich bin. Sollte dies vielleicht daher rühren, daß wir glauben, die Männer seien weniger empfänglich für die Schilderung unserer Leiden als für das Gemälde unserer Reize? und daß wir uns mit der Hoffnung schmeicheln, sie leichter zu verführen als zu rühren? Ich kenne sie zu wenig, und habe mich selber nicht hinreichend studirt, um dies zu wissen. Wenn indeß der Marquis, welchem man den feinsten Tact beimißt, zu der Meinung käme, daß ich mich nicht sowohl an seinen Wohlthätigkeitssinn als vielmehr an seine Lasterhaftigkeit habe wenden wollen: was würde er von mir denken? Diese Erwägung beunruhigt mich. Er würde aber in Wahrheit sehr Unrecht thun, wenn er mir persönlich einen Vorwurf aus einem Instinct machen wollte, der meinem ganzen Geschlechte eigen ist. Ich bin ein Weib, vielleicht etwas kokett.... was weiß ich? Aber dann bin ich es von Natur und ohne arglistige Kunst.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.